or.
305 e
(1

Buquoi

651 H

584.

Leben und Ende
Friedrich des Einzigen
eine Volksschrift

von
E. F. Buquoi
zweyter evangel. Prediger in Sprottau.

Erster Theil

Breslau
bey Ernst Gottlieb Meyer.

[1792]
G.n. 8908

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Vorbericht zur ersten Auflage.

Ein Monarch, der sich um sein Vaterland und um ganz Europa so verdient gemacht hat, als unser entschlafner **Friedrich der Grosse, der Einzige**, ist und bleibt allerdings unvergeßlich. Es ist fast unmöglich, daß in unsrer Nachwelt je eine Zeit kommen kan, in welcher man seiner nicht gedenke und die grossen Veränderungen erzähle, die während seiner Regierung mit der politischen Verfassung unsers Welttheils vorgegangen sind, und an dem allen er nicht nur Antheil hatte, sondern wovon er meist Schöpfer und Regierer war.

Die Zeit aber wischt doch der Welt manchen schönen Zug der berühmtesten Männer aus dem Gedächtniß ihrer Nachkommen. Der Hauptgedanke: der **Mann**, der **König** war groß! bleibt wohl. Es verliert aber die Lebhaftigkeit des Andenkens mit den Jahren, und unsre Aufmerksamkeit beschäftiget sich mit dem Gegen-

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

wärtigen, was noch dazu durch den Reiz der Neuheit anlockt, so sehr, daß wir das Vergangene wohl nicht gerade immer vergessen, doch gewiß nicht so innig mit seinem Werth bekannt bleiben, als die ersten Eindrücke vermuthen liessen. Das ist so ganz der gewöhnliche Gang des menschlichen Herzens, und unsre Gedächtnißkraft kan nur eine gewisse Anzahl Sachen fassen und behalten. Es hat auch dabei alles sein Maaß, Zeit und Ziel.

Das Leben unsers vollendeten Königs ist so reich an Unternehmungen und Thaten. Es ist kein Unterthan in seinem Lande, dessen Wohlthäter er nicht wurde. Es ist kein Land unsers Welttheils, das den grossen Preußischen Herrscher nicht verehrte. Es ist noch keine Weltgeschichte geschrieben, in welcher das Leben eines Monarchen stünde, der in dem ganzen Umfange groß war, als unser **Friedrich**. Er ist also an und für sich selbst allerdings unvergeßlich — wohl unsterblich. Noch weniger würde ein armseliger Schreiber seinen Ruhm oder sein Andenken verewigen können. Allein ich konnte dem Hange dießmal nicht widerstehen, durch diese Bogen eine Lücke auszufüllen, von der ich glaubte, daß sie vor der Hand da sei, und doch nicht da seyn sollte.

In den Händen der Gelehrten, der Vornehmen und Reichern sind viele Lebensbeschreibungen unsers Königs. Sie haben die Geschichte seiner Kriege, viele einzelne merkwürdige Staatsverhandlungen, die öffentlich bekannt wurden. Vor sie ist auch schon mit einer schönen Erzählung seiner letzten Lebensjahre, seiner Krankheit und seines Todes gesorgt. Sein Andenken wird also unter der ersten Volksklasse gut genung erhalten. Was habt aber ihr, liebe schlesische Bürger und Landleute? Jene Werke sind euch theils zu theuer, theils sind viele Sachen darinn, die eure Wißbegierde einschläfern.

Ich

Ich sehe in euern Händen Hausirerwaare, die euch niemand verbürgt, und die oft ganz unwürdig ist, den grossen Namen auf dem Titel zu führen. Ich höre, wie falsch ihr euch diese und jene Begebenheit aus den Regierungsjahren unsers Königs erzählt, und wie viel kleinere Vorfälle ihr durch eure willkührliche oder schiefgestellte Zusätze zu Mährchen macht. Wenn ich nun denke mit dem, wie's in der Welt gewöhnlich geht, nicht ganz unbekannt zu seyn, so entstand bei mir die Vermuthung, daß euer grosser verehrungswürdiger König bei euch nach etlichen Duzend Jahren nicht mehr in dem hohen lebhaften Andenken stehen könnte, als er es doch ewig verdient. Ich schreibe dieß nicht etwan einer tadelnswerthen Nachläßigkeit, oder andern noch schlechtern Ursachen zu, sondern — ich sagte es schon vorher — das ist der gewöhnliche Gang des menschlichen Herzens.

Sollte nicht dieses Büchelchen vor euch seyn? Wünschet ihr nicht selbst etwas in euren Händen zu haben, wodurch ihr euch aller grossen Thaten eures Königs erinnern, aller Wohlthaten eures besten Vaters nochmals und abermals freuen könnet? Wolltet ihr nicht auch euren Kindern so eine Geschichte des Königs geben, unter dessen glorreichen Regierung sie geboren wurden und aufwuchsen? Ich rechne auf eine ziemlich beträchtliche Anzahl schlesischer Einwohner, denen es wirklich Herzenssache ist, das Leben und Ende ihres guten Königs schriftlich so zu haben, wie es vor ihre Lage und Fassungskraft am passendsten ist.

Ihr habt, liebe schlesische Bürger und Landleute! schon manches von mir mit so vieler Güte gelesen, daß ich auch dieser Schrift eine Aufnahme verspreche, die so ist, wie wenn man einen uns willkommenen Freund empfängt. Ich denke, ihr sollt mir's noch danken, daß

ich mich dieser Bemühung unterzog, die aber dadurch unendlich belohnt wird, wenn sie unter euch Friedrichs, meines grossen Königs Andenken lebhafter unterhielte, als es sonst geschehen würde, wenn ihr nichts von ihm zu lesen hättet, was euch und euren Kindern treu darstellet, was Friedrich für sein Volk that und litt.

Meine ganze Aufmerksamkeit soll dahin gehen, nichts in dem Leben unsers Monarchen zu übergehen, was ihn euch groß und unvergeßlich erhalten kan; aber alles, was den eigentlichen Heerführer und den Staatsmann angeht, das ist für euch zu gelehrt, zu hoch, folglich weder unterhaltend, noch nützlich. Seine grossen unzähligen Wohlthaten, die er euch als seinen Unterthanen, als Christen bewiesen hat, sollen euch zu steter Dankbarkeit ermuntern; und ich glaube auch edeldenkende Katholiken nicht zu ärgern, wenn ich meine Glaubensgenossen an die von unserm König geschenkte Religionsfreiheit erinnere. Ich dächte, wir könnten vorbereitet genug seyn, uns als Brüder zu lieben, und vor Menschen, die das nicht wollen — es seyn Katholiken oder Protestanten — vor die schreib ich nicht.

Les't ihr die Geschichte eures nun in Gott ruhenden Königs mit solcher Aufmerksamkeit, daß ihr auch dabei an Gott denkt, der diesen seinen Gesalbten so vorzüglich auszeichnete, so werdet ihr daraus Bevestigung eures Glaubens an Gottes uns überlieferte Offenbarung nehmen können. Es bezweifelt mancher Feind der heil. Schrift diese und jene Thatsachen, die in diesen heiligen Büchern erzählt werden, und will seine Zweifel dadurch rechtfertigen, daß sie ihm unwahrscheinlich und also unglaublich vorkommen. Ihr könnet einem solchen Zweifler gern zugeben, daß viele Begebenheiten der Israelitischen Geschichte durch die Entfernung unsers

Zeit-

Zeitalters von dem, in welchem sie geschahen, uns unwahrscheinlich worden sind. — Ihr könnet ihm zugeben, daß manches in unsrer ietztlebenden Welt nicht grade so geschieht, als es damals geschehen seyn soll. Aber setzt ihm unsers **Friedrichs** Leben und Thaten entgegen, und fragt denn, ob nicht nach Jahrhunderten, (wie vielmehr nach Jahrtausenden) vieles, viel von seiner Glaubwürdigkeit verlieren könnte, wenn die Nachwelt gegen seine Geschichtschreiber so ungerecht seyn wollte, als sie es gegen die Verfasser der heil. biblischen Nachrichten ist, bei denen man sich doch noch göttlich Ansehen hinzu denken sollte.

Wenn ihr denn nun mehrmals durch dieß Büchelgen überzeugt worden seyd, daß euer König **Friedrich der 2te** verdient **ewig unvergeßlich** zu seyn — wenn jedem treuen Schlesier sein Herz klopft, unter dieses Monarchen gesegneter Regierung gelebt zu haben — wenn eure Kinder von euch seine große Thaten erzählen hören, und voll Verwunderung euch zuhorchen — wenn ihr in seinem großen Thronfolger den ächten Verwandten **Friedrichs** segnet, und unter seiner Regierung euer gegründetes Wohl fortwachsen sehet: — dann bringt Preiß, Ruhm und Anbetung dem Gott Zebaoth, der seine Gesalbten mit Weisheit erfüllet und mit hohem Segen krönet.

Was ich schreiben werde, soll nach meinem besten Willen, alles wahr, deutlich, und vor euch des Lesens und Behaltens werth seyn. Schrieb' ich vor eigentliche Gelehrte, oder wäre mir's drum zu thun, meine verwandte Mühe ins Licht zu stellen, so müste ich alle Schriften, die ich deshalb gelesen, verglichen, und aus denen ich geschöpft habe, treulich anführen. Ihr erspart mir, geliebte Leser! gewiß gern diese Rechnung. Mir

 kostet's

kostet's mehr Schreiben, euch mehr Geld, denn dann würde die Bogenzahl vermehrt, und was gewinnt ihr dabei? Ich hoffe euch ein für allemal mit der Versicherung zu befriedigen, daß ich alles aus öffentlichen gedruckten Werken nehme, und noch dazu aus solchen, über deren Glaubwürdigkeit noch nicht gestritten worden ist. Ich werde euch zuletzt ein Register anhängen, welches euch sehr nüzlich ist. Wenn ihr dann und wann euch einzelner Vorfälle, besondrer wichtiger Begebenheiten erinnert, und wünscht sie nun in ihrem Zusammenhange, den ihr vergessen habt, so dürft ihr nur im Register nachschlagen.

Ich wollte es euch sehr gern auf einmal übergeben, aber ich weiß eure Bedürfnisse allzugut. Bogenweise zu kaufen, jeden Monat einen oder ein paar Sechspfennigen zu entbehren, wird euch leichter als mehrere Groschen auf einmal hinzugeben. So kurz, als es der Wichtigkeit der Sachen unbeschadet, seyn kan, soll es werden; aber meine lieben Leser sind gewiß alle so billig, daß sie bei einem Unternehmen dieser Art mir nicht zumuthen, im voraus die Bogenzahl zu bestimmen.

Ich müste mich endlich gar nicht selbst kennen, ich müste in meinem Leben noch keine Zeile vor die Presse geschrieben haben, wenn ich mir einbildete, euch etwas in seiner ganzen Absicht Vollkommenes zu liefern. Wo ist eine Schrift, gegen die der Richter nicht etwas zu erinnern wüste? Wer's besser machen kan, als ich es konnte, der sei mir ein sehr lieber Gefährte! Geschrieben in Tillendorf, den 10. Octbr. 1786.

Vor-

Vorbericht zur zweiten Auflage.

Ich habe meiner so grossen Anzahl Leser nichts zu sagen, als ich bitte, mir auszuhalten. Unnöthig will ich nicht dehnen — aber zum ängstlichen Abkürzen scheint mir die Sache zu wichtig zu seyn — und doch werde ich wohl noch manches übersehen. Ich habe, um die erste Auflage nicht unbrauchbar zu machen, durchaus nichts wesentliches geändert, und will lieber am Ende jedes Theils die mir nöthig scheinenden Zusätze anhängen. Dieser erste Theil wird mit dem Jahre 1755. schliessen; der zweite Theil enthält den siebenjährigen Krieg, und der dritte seine übrigen merkwürdigen Lebensjahre.

Vorbericht zur dritten Auflage.

Es ist wohl ein ganz unwiderlegbarer Beweis, wie hoch unsre guten Schlesier und ihre Nachbarn den Einzigen Friedrich schätzen, daß alle Schriften, die von ihm in nicht geringer Anzahl gedruckt werden, so häufige Leser finden. Ich bin iezt genöthiget, die dritte Auflage des ersten Theils meiner Volksschrift von ihm zu machen und die Exemplarien des fortgehenden Drucks des zweiten Theils zu vermehren. Diesen so unerwartet starken Absatz dieser Schrift veranlaßt gewiß ihr so interessanter Inhalt, und ich kan doch sehr urtheilen, daß meine Leser mit meinem Bearbeiten, im Ganzen genommen, sehr zufrieden seyn müssen. Ich übergebe also hiermit meinem schäzbaren Publikum die dritte Auflage des ersten Theils. Es wäre wohl billig, sie ganz unverändert zu

lassen; und meine Leser erlauben mir, bei dem ersten Plane zu bleiben, nach welchem ich alle Zusätze und unveränderliche Berichtigungen am Ende jedes Bandes anhänge, und die Hauptübersicht vor den Schluß des ganzen Werks aufbehalte. Den Preiß kan ich nicht drunter setzen. Es ist immer noch die wohlfeilste Schrift, die in der Art von unserm Monarchen geschrieben worden ist. Selbst das Dostische Lesebuch für Jedermann scheint uns wohlfeiler zu seyn, und ist es in der That nicht. Vergleicht, liebe Leser, und urtheilet dann. Fleiß, Genauigkeit und Kosten spare ich nicht; und, liebe Leser! ihr seid so billig, nicht mehr von mir zu fordern, als ich thun kan. Von meiner Gesundheit und Leben wird es abhängen, ob ich meine vom Anfang an gehabte Absicht erreichen werde. **Friedrich**, in dessen Staaten ich nationalisirt wurde, war wohl werth, daß ich etwas beitrug, ihn auch unvergeßlich zu machen; und es ist vor mich Freude und Ermunterung, daß ich unter der Zahl meiner Leser nicht blos Leute weiß unter der Volksklasse, sondern viel Männer von Kenntniß, Geschmack, hohen Geburt und wichtigen Aemtern finde.

Erste Abtheilung.

Geburt und jugendliche Erziehung Friedrichs des Einzigen.

Friedrich Wilhelm, der einzige Prinz des ersten Königs von Preussen, kam 1713. nach dem Tode seines Herrn Vaters zur Regierung, und war seit 1706. den 28. Novbr. mit Sophia Dorothea, Prinzeßin Tochter des Königs von England, George Ludwigs, vermählt.

Dieß sind also die hohen königlichen Eltern unsers grossen Königs Friedrichs. Unter vierzehn Kindern, nemlich sieben Prinzen und sieben Prinzeßinnen, war er *das vierte, und der 24te Jan. 1712.* steht als der wichtige Tag *in* dem preußischen Geschlechtsregister, an welchem in Berlin der junge Prinz gebohren wurde, aus welchem nachmals der grosse König hervorwuchs, um dessen Hintritt immer das Vaterland trauert, und ganz Europa klagt.

Da die beiden vor ihm gebornen Prinzen schon aus der Wiege in die Ewigkeit übergingen, so hatte die Vorsehung selbst dafür gesorgt, daß dieser der natürliche Thronfolger seyn konnte, und er ward also gleich zum Prinzen von Preussen oder Kronprinzen erklärt.

Die

Die heilige Taufe empfing er den 31. Jan. in der Berliner Schloßkapelle, und seine hohe Eltern legten ihm die Namen **Karl Friedrich** bei. Den ersten Namen hat er niemals geführet, sondern nur stets den letztern beibehalten. Vielleicht ist's euch angenehm, seine Pathen zu wissen. Sie waren: Se. Kaiserl. und Königl. Majestät Karl der 6te; die Wittwe Kaiser Josephs, Wilhelmine Amalia; der Kaiser von Rußland, Peter, mit dem Beinamen der Grosse; die Generalstaaten von Holland, (d. i. die vornehmen Herren, die von den verschiedenen Provinzen Hollands zu ihrer Regierung gewählt werden, und zusammen die Stelle eines Landesherrn vertreten); der Kanton Bern, (d. i. die gröste Provinz in der Schweiz); der damalige Churprinz von Hannover, George der 2te, nachmaliger König von England; und endlich die verwitwete Herzogin von Meklenburg, Christiana Wilhelmine. Es wird euch schon einfallen, daß diese hohe Taufzeugen nicht gegenwärtig seyn konnten, und da ist es bei hohen Häuptern so Sitte, daß andre vornehme Personen ihre Stelle vertreten. Bei unsers Königs Taufe vertraten jene hohe Personen, die königliche Familie selbst.

Schon in seinem zartesten Alter zeigte unser Hochseliger König viele Naturgaben und schäzbare Geistesfähigkeiten. Seine königliche Eltern liessen ihm frühzeitig

die

die Grundsätze der reinen christlichen Religion beibringen, und waren, ehe er noch des eigentlichen Unterrichts fähig wurde, sorgfältig bedacht, nichts zu unterlassen, was seinen jungen Körper und seine Seele bilden konnte. Nach einer neuern Zeitungs-Nachricht soll auf der landgräflichen Bibliothek in Kassel das erste Schreibebuch unsers grossen **Friedrichs** aufbewahret werden. Er soll in demselben als ein Prinz von fünf Jahren die bekannten Vorschriften des Hilmar Curas nachgeschrieben haben. So geben euch selbst eure Beherrscher ein treflich Beispiel, daß ihr eure Kinder nicht halbwild aufwachsen lassen sollt.

Nachdem er die Jahre erreicht hatte, mit welchen der eigentlichere Unterricht und eine planmäßigere Erziehung anfangen muß, so ward an unserm Königl. Prinz auch hierinn in keiner Rücksicht etwas versäumet. Er bekam in seinem siebenten Jahre Aufseher, Erzieher und Lehrer, lauter Männer von entschiedenen Einsichten und ädlem Eifer. Unser bekannter Feldmarschall Graf Finkenstein war des jungen Prinzen Führer; der nachmalige Generallieutenant von Kalkstein sein Unteraufseher, und ein Geheimerrath von Jandün, einer von denen aus Frankreich um der Religion willen in die preußischen Lande Geflüchteten, sein Lehrer.

Unter

Unter Anführung dieser von seinem Vater gewählten Männer lernte er die Geschichte der ältern Welt, die Geschichte seiner Zeit, und die dem Prinzen, der zu einem König gebildet werden sollte, daraus so nöthigen und nützlichen Klugheits- und Regierungsregeln. Er ward in der Erdmeßkunst, und der auf sie gegründeten Wissenschaft, ein Lager zu bevestigen, eine Vestung regelmäßig anzulegen, und ihre Werke eben so zu verstärken, und allen damit verwandten einzelnen Kenntnissen, die im Kriege der befehlende General so gut braucht, als der Ingenieur, sorgfältig unterwiesen. In diesen Wissenschaften fand sein eben so viel umfassender als tief forschender Geist, die angenehmste Beschäftigung, und er erwarb sich bald eine mehr als gewöhnliche Fertigkeit.

In seinen folgenden Jahren hat er hinlänglich bewiesen, daß er nicht nur den Geist der Geschichte ganz kannte, sondern selbst Geschichtschreiber seyn konnte. So viel er auch nachmals in der Kriegskunst verbesserte, zusetzte und verwarf, so war doch iezt der Grund dazu auch bei der Lehrart gelegt, die dazumal nicht anders, als nach französischen Meistern seyn konnte, weil nur erst Er, unser **Friedrich**, der erste deutsche Verbesserer der ganzen Kriegskunst worden ist. Vorher lernte der deutsche Soldat nach französischen Regeln; iezt lernt vielleicht jeder Soldat in Europa, was **Friedrich** auf

Er-

Erkenntniß und Erfahrung gegründet, im Kriegswesen einführte.

Die Philosophie (d. i. die Wissenschaft von den Eigenschaften der Dinge, sofern wir dieselben blos durch die Vernunft erkennen) ward unserm König auch in der Form der damaligen Zeit vorgetragen. Er hörte sie mit Fleiß und ganz eignem Geschmack daran; aber er erhob sich auch bald über das Aengstliche, Steife und Unnütze derselben. Er ward hier zu dem Weltweisen gebildet, der in seinem ganzen Leben alles so scharf übersah, so richtig folgerte, und wohl nie durch falsche Vorstellungsart sich blenden ließ.

Ich habe irgend einmal wo gelesen: **Wer nicht Kinder und Musik liebte, der sey am Herzen verwahrloset.** Wenn dieser Spruch seine gute Richtigkeit hat, wie ich mich denn wohl nicht ihn zu widerlegen getraute, so zeigte unser König schon von Jugend auf die Anlage, aus welcher nachher seine Vaterlandsliebe, Wohlthätigkeit und Menschenfreundlichkeit floß. Er liebte Musik außerordentlich, spielte Klavier, die Queerflöte und die gemeine Flöte. In diesen Instrumenten erlangte er bald eine nicht gemeine Feinheit, und studirte sich in ihre eigne Spielart so ein, daß er allgemein bewundert ward. Die Queerflöte blieb in seinen männlichen Jahren immer noch sein Lieblings-Instrument.

ment, und ihr wißt, habt's vielleicht selbst gehört, wie oft der grosse Monarch seine einzige Erholung von den Beschwerden und Sorgen des grossen siebenjährigen Krieges in einer Partie auf der Queerflöte fand, die er als ein Meister blies. Er hat als Kenner der Musik viel zu ihrer Bildung in seinen Staaten beigetragen. Ich bedaure euch, lieben Leser! wenn ihr noch nie das süße unnennbare Vergnügen genossen habt, reine unverdorbne geschmackvolle Musik zu hören. Beurtheilt ja nicht, was Musik sei, aus dem kläglichen Vortrag derselben in den Kirchen der Dörfer und der kleinern und mittlern Städte. Ich glaub' es gern, daß ihr oft dabei gähnt. Aber wenn ich euch sage, euer grosser Friedrich schäzte Musik bis in die ernsthaftesten Jahre eines Greises, so könnt ihr wohl glauben, daß die Musik ihren eigenen hohen Werth haben muß.

Alles, was unser Friedrich auch in dem ersten Jünglingsalter anfing, zeigte von seinem thätigen Geist, scharfer Beurtheilungskraft und geschmackvollen Gefühl.

Ich kan es euch nicht bestimmt sagen, wie es kam, daß er die französische Sprache so überaus als Jüngling liebte, und sie durch sein ganzes Leben der deutschen vorzog. Man kommt oft in dem Leben eines Monarchen, besonders eines solchen, auf kleine Eigenheiten, deren Grund und Entstehung man in nichts anders, als in

Ge-

Gewohnheit und Willkühr setzen kan. So wie sein Geist in dem Gebiete der Wissenschaften solche große Fortschritte machte, so erwarb sich auch sein Körper durch die sogenannten ritterlichen Uebungen, d. i. Fechten, Tanzen, Reiten und Voltagiren (d. i. von, und zu einer gewissen Höhe mit Geschicklichkeit und Sicherheit auf- und abspringen), die Biegsamkeit und Veste, die den Ritter und Krieger auszeichnen soll.

Es erscheint also unser großer König als Jüngling schon mit aller der Bildung, welche ein Beweis eines fähigen Geistes und einer wohlgeordneten Erziehung ist. Solltet ihr nicht ganz richtig vermuthen, daß durch diese edle Erziehung schon vor das Glück seiner Staaten gesorgt wurde? und da einmal Millionen Menschen von dem Willen eines solchen Menschen abhängen, so ist seine Erziehung eine Angelegenheit, die dem ganzen Lande am Herzen liegt. Wie sehr müßt ihr euch freuen, daß unser jetztregierender allergnädigster König seinen Thronfolger der Aufsicht und Bildung zweier so verdienter und weiser Männer anvertrauet hat. Ihr wollt doch auch gern ihre Namen wissen? Es sind des Herrn Minister von Herzberg und des Herrn Generallieutenant von Möllendorf Exzellenzen. (S. Zusäzze am Ende des ersten Theils.)

Ein König hat aber nicht allein sein Land zu regieren, er muß auch eine Macht haben, seine Gesetze gegen Ungehorsame gültig zu machen. Der gute, treue, verständige Unterthan folgt willig. Der fromme gehorcht um des Herren willen. Aber das sind unter etlichen Millionen Menschen bei weitem die wenigsten. Daher braucht ein König, der allein herrscht, so gut als ein Freistaat, in welchem mehrere Personen zusammen befehlen, eine Armee. Ein König kommt, auch bei der grösten Liebe zum Friede, und bei aller Sorgfalt, ihn zu erhalten, in die Nothwendigkeit, seine Rechte zu vertheidigen und sein Land zu beschüzzen. Dazu muß er eine eigentliche Volksklasse haben, deren Beruf es ihnen zur Pflicht macht, vors Vaterland und ihren König zu streiten. Länder, wie die sind, welche iezt den preußischen Staat ausmachen, sind diesem nothwendigen Uebel bald mehr bald weniger unterworfen, und eine große, zahlreiche und wohl exerzirte Armee ist vor uns ein wahres Bedürfniß.

Friedrich Wilhelm, der glorreiche Vater unsers **Einzigen Friedrichs**, hatte es zum ersten Grundsaz seiner Regierung, seine Soldaten vor die Welt verehrungswürdig zu machen. Er sahe auf Menge, Schönheit und pünktliche Ordnung. Die ganze Welt weiß, daß in ihm persönliche Liebhaberei des Soldatenstandes und Staatsabsichten mit demselben verbunden waren.

Es

Es wird nun niemand nicht nur nicht befremden, sondern wir werden es bald als einen wesentlichen Theil der weisen Erziehung eines preußischen Kronprinzen ansehen, wenn dem jungen Thronfolger schon frühzeitig Neigung, ja wohl Vorliebe zu einem Stande eingeflößt wird, der ihm einst so unentbehrlich werden kan!

Es war im Jahr 1717. von unsers **Friedrichs** Herrn Vater eine eigene Anstalt errichtet worden, in welcher arme Edelleute unentgeltlich zu Offiziren vor die Armee herangezogen wurden. Diese Anstalt besteht noch. Wir heissen die Lehrlinge derselben **Kadetten**. Die jungen Leute sind auf Soldatenfuß eingerichtet, und unser König, damaliger Kronprinz, erhielt eine *Kompagnie dabei als Kapitain.* Dieß war die erste soldatische Würde, die er von seinem Herrn Vater empfing. Bald darauf ward er auch Kapitain bei den grossen Grenadiers, einem Regiment, welches gewiß seiner äußern Schönheit nach, das vortreflichste in der Welt gewesen ist, 3400 Mann stark war, und Leute von ungeheurer Größe enthielt. Es wurde dabei ein Mann fünf Fuß, zehn Zoll hoch, mit 700 Thlr. einer sechs Fuß, mit 1000 Thlr. bezahlt.

Hier stieg unser Kronprinz zum Obristlieutenant auf, und erhielt noch überdieß ein Regiment Kavallerie, welches er so lange behielt, bis er es mit einem Regi-

ment Infanterie verwechseln durfte. Auf dem Oranischen Saale über der alten Hauptwache in Berlin ward ganz zum Gebrauch des Kronprinzen ein kleines Zeughaus angelegt. Darinn lernte er alle Arten der Kriegsgewehre und ihren mannigfaltigen Gebrauch und Mißbrauch kennen.

So reifte der grosse **Friedrich** aus seinen Kinderjahren in steter Zubereitung zu dem wichtigen Posten, den er mit solchem unvergeßlichen Ruhm bekleidet hat, in die Jahre des blühenden Jünglingsalters heran. Er zeigte überall deutliche Proben seines grossen Geistes, seiner besondern Fähigkeiten, und seiner Bemühungen, seine Erkenntniß immer zu erweitern. Ganz Brandenburg, Preußen, und alle dem Zepter des preußischen Hauses unterworfne Staaten jauchzten in süsser Erwartung, die sie auch nie betrogen hat. Bei der Armee und besonders bei seinem Regiment, stand er in einer Liebe, die nur ein königlicher Jüngling, wie **Er** war, sich erwerben kan.

Zweite Abtheilung.

Reisen Friedrichs des Einzigen als Kronprinz.

Man reiset, um sich zu vergnügen, um sich zu unterrichten, um etwas Neues zu lernen. Die erste Absicht einer Reise hat blos ihren Nutzen vor die große oder kleine Persönlichkeit des Mannes, der sie bedarf. Die zweite Art zu reisen, ist unendlich wichtiger. Sie trägt zur Erlangung der Weltkentniß viel bei. Sie entwöhnt den Menschen von der Vorliebe zu seiner Heimath, und macht ihn mit tausend Dingen bekannt, die er zu Hause entweder gar nicht kennen lernte, oder doch nicht in ihrer vollständigen Verbindung betrachten und benutzen konnte.

Es war eine Zeit, wo sich die Regenten in ihre Residenzen einschlossen, und kaum ihre eigenen Länder kannten. Da kam also auch ein Kronprinz kaum aus den Mauern der Hauptstadt, höchstens in die nahen Lustschlösser und ihre Gehölze.

Ein junger thätiger Geist strebt ganz natürlich darnach, die größre Welt zu sehen. Er will auch wissen, wie es in andern Gegenden aussieht; er will Menschen handeln sehen, die ihm fremd sind, und es ist, glaub

ich, eine eigene angebohrne Neigung jedes guten Kopfs, Gottes Erdboden, so weit es ihm seine jedesmalige Lage erlaubt, selbst zu sehen.

Niemand kan vom Reisen bessern Gebrauch machen, als ein Monarch. Jeder Verständige kan wohl auch sehen, bemerken, vergleichen, zur Nachahmung aufmuntern. Aber alles Gute gleich zum Besten eines ganzen Volks anwenden, einzelne Theile verändern und verbessern, bis zur ersten Belebung jeder Anordnung, die vom Throne herab wohlthätig auf das Land wirket, hinaufsteigen, dem ganzen Körper eines Landes neue Nahrung verschaffen, das kan nun ein Monarch.

Ganz natürlich war also auch das Verlangen unsers grossen **Friedrichs**, auswärtige Reiche zu sehen: und besonders wünschte er England, Frankreich und Italien zu bereisen. Es standen aber diesen seinen Wünschen die Grundsätze seines Herrn Vaters entgegen. Mehr als bloße Vaterliebe mocht's wohl seyn, die seinen Herrn Vater bestimmte, diese Neigung seines geliebten Sohnes zu befriedigen. Die Erfahrung hat auch gelehret, daß ein so außerordentlicher Geist, als **Friedrich**, nicht der alltäglichen Mittel bedarf, wodurch sich Menschen vom gewöhnlichen Schlage vervollkomnen müssen.

Er ist weder als Kronprinz, noch als König, weit aus Deutschland gekommen, und doch kannte er die Staats-

Ver-

Verfassung der ausländischen Reiche, die Sitten der Höfe und des Volks, alle die Verhältnisse gegen einander; den *Anbau* der Länder oder ihre Vernachläßigung, *in jeder Art* des Gewerbes, so gut, als wenn er alles selbst *gesehen* hätte. Das konnte aber auch nur ein **Friedrich**, und sein Beispiel könnt ihr nicht nachahmen, denn keiner von uns hat Friedrichs Geist.

Sein Herr Vater nahm ihn mit sich nach Preussen, ins Klevische und nach Holland. Im Jahr 1728. besuchte er mit seinem Hochgedachten Herrn Vater den **Dresdner Hof**, der damals einer der glänzendsten in Europa war. 1730. befand er sich bei dem grossen Lustlager bei Mühlberg, dessen ganz eigne Pracht ich euch hier *nicht beschreiben darf, weil* es ins Leben unsers Königs *keinen* wichtigen Einfluß hatte, von dem aber der Monarch selbst sagte, „daß es Kenner mehr vor einen theatralischen Aufzug, als vor wahres Bild des Krieges beurtheilt hätten.„

Noch in eben dem Jahre besah er auch viele Reichsstädte, einen Theil des Herzogthums Würtemberg, ein Stück in der Pfalz, und kam nach Wesel.

Seine edle Neigung nach Weltkenntniß ließ ihm Vorschritte wagen, die seines Herrn Vaters Grundsätzen entgegen waren. Dadurch zog er sich die Ungnade desselben zu, muste sich in Küstrin aufhalten, und seinen

Freund von Catt von sich trennen lassen. Sein Vater war gegen ihn König, und schien es so sehr seyn zu wollen, als Peter es gegen seinen Sohn Ivan wurde. Doch ward endlich eine Aussöhnung zu stande gebracht, und unser Friedrich kam nach einigen Monaten wieder nach Berlin zurück.

Dritte Abtheilung.

Verlobung und Beilager Friedrichs des Einzigen.

Es schien schon einmal, als wenn Se. Königl. Hoheit mit der ältesten Großbrittanischen Prinzeßin vermählt werden sollte. Die Welt, die immer so gern wissen will, was in den Kabinettern der Großen vorgeht, glaubt noch iezt, daß diese Verbindung wirklich im Werk gewesen sei. Ich kan euch weder gewiß sagen, ob es in der That Ernst war, noch ob die kleine Mißhelligkeit zwischen dem Berliner und Londoner Hofe diese Sache verhindert hat. Es steht eben so in den Geschichtbüchern, wie auch da steht, daß eine Vermählung der ältesten österreichischen Erzherzogin, Kaiser Karl VI. Erbprinzeßin, Maria Theresia, deren Name euch allen allzu-

bekannt

bekannt ist, mit unserm **Friedrich** sei betrieben worden. Die Wahl fiel endlich auf die Durchl. Prinzeßin *Elisabeth Christina*, aus dem Hause Braunschweig-Bevern. Sie war 1715. den 8ten November geboren, und nach Geburt, Verwandtschaft und persönlichen Eigenschaften würdig, die Gemahlin eines so hofnungsvollen Prinzen und eines einst so mächtigen Königs zu werden. Diese hohe Verlobung geschahe den 10. Merz 1732. in Gegenwart vieler hoher Zeugen. Das Jahr drauf ward diese Verbindung den 12. Junii zu Salzdahlen, einem prächtigen Lustschloß des Herzogs von Braunschweig, vollzogen. Bald darauf, nemlich den 22ten dieses Monats hielt unser Kronprinz seinen feierlichen Einzug mit seiner neuen Gemahlin in Berlin.

Ihr werdet viel gehört haben, wie wenig die Wahl dieser an sich würdigen Prinzeßin nach der Neigung unsers grossen **Friedrichs** war. Man trägt sich mit allerlei Anmerkungen davon. Aber ihr müßt auch nie vergessen, daß demohngeachtet unser grosser König die eigenthümlichen Verdienste seiner Gemahlin nie verkannte, daß er bei Antritt seiner Regierung alle ihre Besorgnisse sehr gnädig hob, und daß er ihr alle Achtung selbst bewiesen hat, die ein unwiderleglich Zeugniß ablegt, wie hoch er sie schätzte. Er erklärte dem anwesenden Hofe, und gab ihr dabei einen warmen freund-

schaftlichen Kuß, sogleich: Dieses ist eure Königin. Urtheilt nicht über die Richtung der menschlichen Neigungen. Sie sind bei dem weisesten Monarch oft so unerklärbar, wie bei dem Aermsten und Einfältigsten unter uns. Es gehört zu der Vertraulichkeit des Ehestandes bei den Grossen der Erde so gut nähere Uebereinstimmung aller Umstände, als bei andern Menschenklassen. Es kan eine Person unsre ganze Achtung verdienen, nur zieht uns der innere geheime Trieb, den wir Liebe nennen, nicht ganz an sie.

Vielleicht war dieß der Fall bei unserm Monarchen, und wie konnte er das sich geben, wie kan die Welt das verlangen, was die Natur versagte? Auch noch in seinen letzten Stunden erklärte er seine Gemahlin als eine Königin von ungemeinem Verdienst und Klugheit. Er bezeugte, daß sie ihm nie zu gerechtem Mißvergnügen auch nur den entferntesten Anlaß gegeben, und sorgte mit solcher königlichen Milde vor sie, daß wohl jeder sich überzeugen kan, wie edel er von ihr nnd gegen sie dachte. Die Ehe unsrer hohen Vermählten ist ohne Kinder geblieben.

Vierte Abtheilung.

Die Zeit von Friedrich des Einzigen Vermählung bis zum Antritt seiner Regierung.

Der eigentliche Wohnsitz oder Residenz des Kronprinzen war die Stadt Ruppin, welche ihm sein sel. Herr Vater, so wie alle Kronprinzen vor ihm besondre Residenzen gehabt hatten, zu seinem eigentlichen Aufenthalt angewiesen hatte. Er hielt sich auch mehrentheils da auf, und that nur von dort aus, Reisen nach Berlin. Viel vergnügte Stunden brachte er auch in Gesellschaft einiger Vertrauten auf dem Schlosse Rhynsberg oder Reinsberg zu. Diesen an dem grossen Ruppinschen See gelegenen angenehmen Landsitz kaufte er seinem Eigenthümer ab, und richtete ihn so ganz nach seinem edlen Geschmack ein.

Die Gemahlin unsers Friedrichs bekam als Kronprinzeßin von Sr. Majestät dem Könige das Lustschloß Schönhausen zum Geschenke. Es liegt nur eine Meile von Berlin, in einer sehr angenehmen Gegend, und die Kunst hat hinzugethan, was die Natur nicht thun konte.

Im Jahr 1734. bekam unser Krorprinz die erste Gelegenheit, den Krieg zu sehen. Es entstanden nach dem Tode Augusts II. allerlei Irrungen, wodurch etliche

der

der vornehmsten europäischen Mächte in Krieg verwikkelt wurden. Gelegenheit zu diesem Kriege gab hauptsächlich die Wahl des Stanislaus, Schwiegervaters Königs Ludwigs XV. von Frankreich, zum polnischen Thron. Rusland und Oesterreich setzten sich mit aller Macht dawider, und brachten es dahin, daß bald darauf durch einen andern Theil der polnischen Nation August III. Churfürst von Sachsen, zum Könige in Polen ausgerufen wurde. Deswegen grif Frankreich zu den Waffen, und schickte auch nach Deutschland Truppen. Diese giengen über den Rhein, und überfielen die österreichischen und Reichsländer. Kaiserlicher Seits setzte man ihnen eine Armee entgegen, und zu dieser gab der Vater unsers **Friedrichs** als **Reichsfürst**, und wegen des Bundesvertrags mit dem Kaiser über die Bremische Nachfolge 16000 Mann. Er ging mit unserm Kronprinz bald darauf selbst ins Lager vor der Vestung Philipsburg. Bei diesen Truppen sah **Friedrich** zum erstenmal den Soldatendienst, wenn's Ernst ist, und er beobachtete alles so genau und mit seinem gewöhnlichen Scharfblick, daß seine Begleiter wohl merkten, wie sehr er schon geübt sei, die Kriegsanstalten mit Ueberlegung und Zueignung zu übersehen.

Als sein Herr Vater den 15ten August wegen kränklicher Umstände die Armee wieder verließ, so begleitete

er

er ihn wohl bis Mainz, gieng aber von da wieder mit dem Fürst von Dessau zur Armee zurück. Er besah nun *alles vollends* aufs allersorgfältigste, und erweiterte seine Kenntnisse in der That durch diese Gelegenheit, weil so vieles vorging, als vorgehen kan, wenn ein Heer gegen *einen* mächtigen Feind zu Felde liegt. Er erhielt auch Erlaubniß und Pässe, das französische Lager zu besehen, und ward auch da mit grossen Ehrenbezeugungen aufgenommen.

Endlich führten Se. Königl. Hoheit die preußischen Hülfstruppen selbst von der Armee bis Frankfurt ab, und kamen den 20ten Oktober glücklich wieder in Potsdam an. Vielleicht würde unser Friedrich seine Rückreise noch nicht so sehr beschleuniget haben, wenn nicht die Nachricht, daß sein Herr Vater nach seiner Heimkunft aus Kleve und Holland merklich kränker würde, dazu verbunden hätte. Er nahm den zärtlichsten Antheil an den Schmerzen seines sel. Herrn Vaters, die von einer versetzten Gicht entstunden, ging nur dann und wann, wenn ihn sein seliger Herr Vater selbst dazu nöthigte, zu seinem Regiment nach Ruppin, und besorgte an seines Herrn Vaters Stelle das hohe Beilager des Durchlauchtigsten Marggrafen Friedrich Wilhelm von Schwedt, mit seiner Prinzeßin Schwester, Sophia Dorothea Maria Königl. Hoheit.

Die

Die Krankheit seines sel. Herrn Vaters war so heftig, daß man seinen Abschied wahrscheinlich vermuthete. Indeß wurde der Monarch wider aller Menschen Erwarten völlig hergestellt, und unser immer grosser Friedrich wünschte, so bald er von Stettin, wohin er verreist war, zurückkam, seinem Herrn Vater selbst aufrichtig Glück dazu.

Einige Zeit darauf reiste unser Kronprinz nach Königsberg in Preussen. Dort befand sich nemlich der hohe Gast Stanislaus, der seine Zuflucht in die preußischen Staaten genommen hatte, und Friedrich Wilhelm ließ ihn durch seinen Kronprinzen bewillkommen, ihm auch alle Sicherheit und Ehren zusichern.

Die übrige Zeit bis zu seiner Thronbesteigung beschäftigte er sich fast stets mit den Wissenschaften, mit seinen Freunden und mit seinem Regiment. Sein schon mit so vorzüglichen Gaben beschenkter Geist suchte sich nun durch Lesen gelehrter Schriften diejenige Sammlung von mannigfaltigen Kenntnissen ganz zu verschaffen, die man nur erlangt, wenn man viel, verständig und gute Schriften liest.

Lernt, liebe Leser, auch hier von eurem grossen Muster Friedrich! Er bedurfte die Ausbreitung seiner Erkenntniß mehr oder weniger als ihr: wie ihr's etwa ansehen wollet. Als Monarch soll er freilich mehr wissen,

sen, als wir Untergebene, — aber er bleibt Monarch nach Geburt und Rang, wenn er auch weniger weiß, als ein paar tausend seiner Unterthanen. Also nicht der Königsstand macht den Liebhaber der Wissenschaften, nicht der Thron giebt und verschaft Weisheit und Kenntniß, sondern aus dem Inwendigen des grossen Geistes kommt der Drang, das, was ich in der Welt seyn soll, auch so gut als möglich zu seyn. Wo der ist, da sieht sich der Niedrigste nach Ausbildung seiner Seelenkräfte um, und will mehr wissen, als er grade in dem kleinen Zirkel, in welchem er sich täglich herumdreht, erfahren kan.

Unser grosser Friedrich ward aus einem solchen innern *Triebe seines grossen* Geistes in weiser Stille ganz Freund der Wissenschaften. In diese Zeit fällt der Anfang seines Briefwechsels mit dem Herrn v. Voltaire, dem Herrn v. Algarotti, und dem Herrn v. Maupertuis. Dieß sind drei gelehrte Männer, davon der erste mehr Witz und Scharfsinn als Gründlichkeit besaß, die beiden andern aber tiefer denkende Köpfe waren. Ich nenne diese drei Herren, weil doch wohl einer oder der andre meiner Leser von den Religionsspöttereien des erstern könnte gehört haben. Unser Kronprinz schäzte den Mann nicht um seiner Religion, sondern um seiner vortreflichen Fähigkeiten willen.

Ich übergehe nun den Antheil, den der unsterbliche Friedrich an dem Gange der Gelehrsamkeit und sonderlich der Weltweisheit in dem damaligen Zeitabschnitte nahm. Allein mit einer Arbeit von der Hand unsers Kronprinzen muß ich euch bekannter machen, weil sie ein Zeugniß seiner edlen Denkart wird. Es war nemlich ein französisch Buch da, welches der Fürst des Machiavel, oder schlechtweg Machiavel hieß. In demselben waren die Grundsätze der Regierungskunst eines Fürsten auf lauter Ungerechtigkeiten gebaut, und nach dieser bösen Anweisung sollte der Regent ein Tirann seines Volks, bald mit List, bald mit Gewalt seyn. Es wird sehr wahrscheinlich behauptet, daß sein Verfasser blos gespottet habe. Dieß gefährliche Buch widerlegte unser Kronprinz Friedrich so bündig und lichtvoll, daß alle Fehler desselben, alle seine falschen Schlüsse und die ganze Blösse dieser elenden Staatsschrift da stunden. Er zeigte dagegen, auf was für sichre Gründe man die Regierungskunst eines vernünftigen und noch dazu christlichen Regenten gründen müsse.

Man findet in dieser zwölf Bogen starken Schrift die vortreflichsten Aeußerungen seiner Gesinnungen, die edelsten Gedanken, die reinste Wahrheit, und dieß alles noch dazu in einer sehr angenehmen Schreibart. Dieß Buch war Anti-Machiavel betittelt, in französischer Spra-

che

che geschrieben, und ward allgemein bewundert. Der Herausgeber desselben, dem unser Kronprinz die Handschrift zugeschickt hatte, schreibt in der Vorrede: „Der „hohe Verfasser dieser Widerlegung ist eine der grossen „Seelen, welche der Himmel nur selten bildet, um durch „deren Lehren und Beispiele das menschliche Geschlecht „tugendhaft zu machen. — — — — —
„Er gedachte dabei niemand, als sich selbst Lehren zu „geben; aber diese Lehren, die er sich gegeben, verdie„nen die Lehren aller Könige, ja wohl gar die Quelle „des Glücks der Menschen zu seyn ꝛc. „

Ich setze euch einige von den vortreflichen königlichen Lehren unsers grossen Friedrichs aus seinem Vorbericht zu diesem Buche her:

„Die Ueberschwemmungen, so Länder verwüsten, „der Blitz, so Städte einäschert, die Pest, so Pro„vinzen entvölkert, sind auf der Welt nicht so schäd„lich, als die gefährliche Moral und die unbändi„gen Leidenschaften der Könige. Die Plagen des „Himmels dauern nur eine gewisse Zeit, sie ver„wüsten nur einige Gegenden, und ein solcher Ver„lust, ob wohl schmerzlich, ist doch wieder gut zu „machen. Aber die Laster der Könige schaden viel „länger, und ganzen Völkerschaften. So wie die „Könige Macht haben, Gutes zu thun, wenn sie

„wollen, eben so haben sie auch die Gewalt, Böses
„zu thun, wenn sie es beschlossen haben, und wie
„bejammernswürdig ist nicht der Zustand der Un-
„terthanen, wenn sie alles von dem Misbrauch der
„höchsten Gewalt zu fürchten haben, wenn ihr
„Vermögen dem Geize der Fürsten, ihre Freiheit
„seinem Eigensinn, ihre Ruhe seiner Ehrsucht, ihre
„Sicherheit seiner Treulosigkeit, und ihr Leben sei-
„ner Grausamkeit ausgesetzt ist u. s. w.„

Im Werke selbst redet er von der Freigebigkeit und Wirthlichkeit der Fürsten, von ihrer Grausamkeit und Milde, eben so weise als patriotisch. Er führt die Ursachen an, aus welchen man die Menschen, und hauptsächlich die Fürsten, lobt und tadelt; bestimmt die Frage: ob ein Fürst Wort halten müsse? sehr gewissenhaft; belehrt uns, daß ein guter Fürst sichs auch zur Regel mache, Haß und Verachtung zu meiden. Er zeigt ferner, wie ein Fürst sich betragen müsse, um sich in Hochachtung zu setzen, und wie er Schmeichlern entfliehen könne u. s. w.

Urtheilt, Leser! was konnte nun ganz Europa von dem preußischen Thronerben erwarten?

Fünfte Abtheilung.

Sein Herr Vater stirbt, und er übernimmt die Regierung.

Den 31ten Mai 1740. starb der König Friedrich Wilhelm, als unsers grossen Friedrichs Vater, an den Folgen der Wassersucht, die seinen Körper schon sechs Jahre geplagt hatte. Er lebte, wie sich unser Monarch selbst ausdrückt, seit 1734. nur durch die Kunst der Aerzte und seine Gesundheit war seit der Zeit nie wieder bevestiget worden. Ich behalte Friedrichs, seines grossen Nachfolgers, eigne Worte bei: „Er starb so, daß „er bis an den letzten Augenblick seines Lebens seine Besonnenheit behielt, seine Angelegenheiten als Staats„mann ordnend, die Fortschritte seiner Krankheit als „Naturforscher untersuchend, und über den Tod als „Held triumphirend.„ So schrieb unser grosser Friedrich von dem Tode seines sel. Herrn Vaters, vor mehr als 40 Jahren. Welche auffallende Gleichheit ist nicht in dieser Schilderung mit seinen eigenen letzten Stunden.

Durch diesen Tod ward nun unser vielversprechender Kronprinz zum Könige, und bestieg in einem Alter von acht und zwanzig Jahren den preußischen Thron. Bald nach dem Hinscheiden seines Herrn Vaters begab

er sich nach Charlottenburg, ein Lustschloß bei Berlin, welches die erste Königin von Preussen, als seine Frau Großmutter, erbauen ließ. Es war dazumal herrlich angelegt und meublirt, ist aber nachmals, da er lieber in Potsdam residirte, weniger unterhalten worden.

Der nunmehrige König nahm nur einige vertraute Ministers und Generale mit sich, und das erste, was von da aus besorgt wurde, war die Beerdigung der königlichen Leiche. Die Beisetzung, das feierliche Leichenbegängniß und die ganze Landestrauer geschah pünktlich nach einer hinterlaßnen eignen Verordnung des Hochsel. Königs. Es ist fast ganz übereinstimmend mit alle dem, was ihr von dem Begräbniß, Leichengepränge und Trauer eures grossen, nun bei seinem Vater ruhenden **Friedrichs** gelesen oder gehört habt.

In welcher Verfassung unser **Friedrich** von seinem Herrn Vater alles übernehmen konnte, schreibt er selbst: „Friedrich Wilhelm hinterließ bei seinem Ster„ben 66000 Mann, (in einer angeführten Liste stehen „67 Bataillons Infanterie, 60 Eskadrons Kürassiers, „45 Eskadrons Dragoner, 6 Eskadrons Husaren, 5 Ba„taillons Garnisonregimenter, und die Totalsumme wird „auf 72000 angegeben,) die er durch seine gute Staats„wirthschaft unterhielt, und durch 28jährige Zucht und „Uebung zu einer Maschine gemacht hatte, dergleichen

die

„die Welt noch nicht gesehen hatte. Die Finanzen wa„ren vermehrt, der öffentliche Schatz angefüllt, die Zeug„häuser und Magazine voll, und alle seine Sachen in „der vortreflichsten Ordnung.„

So ließ er also seinem Herrn Vater selbst Gerechtigkeit wiederfahren. Wieviel ihm aber immer noch zu thun übrig gelassen worden war, hat die Erfahrung gelehret. Es wurden nun bald viele wichtige Veränderungen bei der Armee, dem Hofstaat und der Landesregierung gemacht; und in allen hat sich klar erwiesen, wie sehr sie auf wahre Königsweisheit gegründet waren.

Das grosse Grenadierkorps seines sel. Herrn Vaters, welches, wie ihr wißt, wohl aus außerordentlich grossen, aber nichts weniger als durchaus treuen Leuten bestand, ward aufgehoben. Es konnte ieder seinen Abschied haben, und wer gutwillig bleiben wollte, kam zum Theil unter andere Regimenter, zum Theil wurden sie auch bei den sechs Kompagnien Grenadiers, die er beibehielt, untergebracht.

Er errichtete drei neue Infanterieregimenter, die jetzige Garde, und das Garde du Corps. Alle die falschen Meinungen, als wenn er weniger Soldat sei, als sein Hochsel. Herr Vater, waren sehr bald widerlegt, denn jede seiner militärischen Anordnungen zeugten von

dem Werth, den er auf den Soldatenstand setzte, sowohl, als von seinen schon erlangten Einsichten.

Er regulirte seinen und der Königin Hofstaat, stiftete einen neuen Orden vor das Soldatenverdienst, ließ sich in seinen Staaten zum Theil persönlich, zum Theil durch Abgeordnete huldigen, und befahl an seine Regierungen, wie und nach welchen Regeln Recht und Gerechtigkeit in seinem Sinn gehandhabt werden sollte. Ganz besonders merkwürdige Verordnungen, die gleich beim Antritt seiner glorwürdigen Regierung verfügt wurden, sind die Aufhebung der Eheverbote in dem Grade, wo die Ehe nicht klar in Gottes Worte verboten ist; das Edikt, in welchem die Todesstrafe des Säckens der Kindermörderinnen, in die Strafe des Schwerdts verwandelt wird; und die Freigebung des Gebrauchs beliebiger Zeremonien bei der Kirchenliturgie, welche vorher eingeschränkt war.

Er war mit dem Gange der politischen Geschäfte bekannter, als man dachte. Als er nach dem Befehl seines Herrn Vaters bei den Sitzungen der Domainenkammer in Küstrin seyn muste, hatte man oft schon seinen Königsgeist erkannt, der die Ausübung der Finanz- und Polizeiwissenschaft nicht blos von der mechanischen Seite ansah.

So

So schwer auf einmal die ganze Last der Regierungsgeschäfte auf ihm lag, so sehr blieb er doch als neuer König, Freund der Wissenschaften, Künste und der Gelehrten. Er rief seine schon bekannten gelehrten Freunde zu sich, und hob alle die Schwierigkeiten, welche vorher das Freidenken und die Ausbreitung der menschlichen Vernunft aufgehalten hatten. Er gab der Akademie der Wissenschaften neue Vestigkeit, und die Brüder Maurer fanden auch an ihm den Weisen, der sie nicht ungeprüft verachtete.

Ganz unvermuthet und in tiefer Stille reiste unser König mit seinem Bruder des Prinzen Wilhelm Königl. Hoheit, nach Leipzig, Bareuth, (wo sie ihre älteste Frau Schwester besuchten), Würzburg, Frankfurt am Main, und ganz verborgen durch Lüneburg, Koblenz und Köln. Ja einige versichern, daß er auch auf dieser Reise dem Verlangen, welches er schon in seinen kronprinzlichen Jahren geäussert hatte, Strasburg und seine berühmten Vestungswerke zu sehen, dießmal Genüge gethan hätte. Den 29ten August langte er endlich in Wesel an, erhob sich nach Kleve, nahm die Huldigung dasiger Provinzen ein, und ging zurück an den Braunschweig-Wolfenbüttelschen Hof. Nach einer Abwesenheit von fünf bis sechs Wochen kamen sie wieder gesund und wohlbehalten nach Berlin zurück.

Ganz Europa war schon aufmerksam, und alles bewunderte den jungen thätigen König. Doch ging dieser Sommer und der Anfang des Herbstes noch hin, ohne daß die Thronveränderung in Berlin grosse neue politische Begebenheiten vor die Welt gezeigt hätte. Unser Monarch war aber deshalb nichts weniger als müßig. Seine Frau Mutter genoß von ihm alle kindliche Ehrerbietung, und gegen seine Gemahlin gab er alle Zeichen der vorzüglichsten Achtung. Schönhausen wurde auf königliche Kosten prächtig meublirt. Des Königs Frau Mutter sollte ein neues Palais in der Dorotheenstadt, woran mit aller Pracht und Geschmack gebauet wurde, erhalten. Des Königs ältester Herr Bruder, Prinz Wilhelm, erhielt die Würde eines Feldmarschalls.

Der Monarch brachte seine Zeit mit Lesen und Staatsarbeiten zu. Sein Vergnügen bestand in der Unterhaltung mit Gelehrten, und in der Musik. Das Berliner Theater war iezt ausgesucht besezt, doch bewies der König gegen die Oper, wahrscheinlich weil dieß ein ganz musikalisch Spiel ist, mehr Neigung.

Ganz Europa lag in tiefer Ruhe, und niemand konnte die nachmaligen Auftritte so nahe vermuthen. Wer etwa in die Verbindungen der Reiche etwas tiefer einsehen wollte, der ahndete wohl Unruhe, wenn Kaiser

Karl

Karl der 6te sterben würde; aber daß des Kaisers Tod gleichsam das Zeichen seyn sollte, nach welchem nun Friedrich der Einzige seine Heldenbahn betreten würde, das lag im verborgenen. Gottlob! daß dem Menschen so viel verborgen liegt. Wenn wir in die Zukunft *lange* voraussehen könnten, so möcht' ich nicht Mensch seyn. Dank sei der Weisheit Gottes, die uns nicht allwissend geschaffen hat.

Indeß war gewiß iezt schon Friedrichs Geist mit grossen Planen beschäftiget, deren Ausführung er allerdings bis auf den Zeitpunkt verschob, den er nach seiner Weisheit als den schicklichsten dazu ersehen hatte, der aber auch nun bald kam. Dieser Zeitpunkt war eben der Tod *Kaiser Karl des 6ten.* Dieser Monarch starb den 20ten Oktober 1740. Vielleicht beschleinigte der Verdruß über den schlechten Ausgang seines Kriegs mit den Türken das Ende dieses sonst friedfertig gesinnten Regenten. Kaum war die Nachricht von seinem Tode nach Berlin gekommen, so bekam die Thätigkeit des Hofes eine solche ungewöhnliche Richtung, daß ganz Berlin und Brandenburg darüber erstaunten, niemend aber errathen konnte, woher diese plözliche Veränderung komme.

Sechste

Sechste Abtheilung.

Friedrichs Anstalten zur Einnahme Schlesiens.

Es schien beim Anfange der Regierung unsers Königs, als wenn nun Berlin einer der prächtigsten Höfe in ganz Europa werden würde. Man wollte es ganz eigen wissen, daß der Monarch einen außerordentlichen Hofstaat halten werde, und daß es in Berlin Feste geben müsse, die die ehmaligen berühmten Dresdner weit übertreffen sollten. Einige Handlungen des Monarchen schienen diese Muthmaßung zu bestätigen.

Was ist wohl schwerer zu beurtheilen, als die wahre Gesinnung eines Regenten? und wobei kan sich unser einer wohl leichter irren, als bei den oft so entscheidenden Aussprüchen, was ein König mit dieser oder jener Handlung vor Absichten verbinde. Der Kluge unter uns trägt sein Herz nicht auf der Zunge, und der Landesherr hat es noch viel nöthiger, seine Absichten mit Klugheit zu verbergen. Das ist nicht die Verstellungs-Kunst, welche in der kleinen Welt offenbar Laster ist. Ein Monarch, dessen Grundsatz ist, daß das Laster auch auf dem Throne keine Freistatt finden muß, der die Tugend überall ehret, wo er sie findet, darf seine Fürsten-Klugheit nicht in niedrige Heimlichkeiten setzen, aber er

darf

darf auch seine Plane nicht ausposaunen lassen. Die Natur will, daß ihre Früchte erst reifen, ehe sie genießbar sind. Die weise Regierungskunst verschließt ihre Entwürfe so lange bei sich, bis sie ihrer Ausführung so nahe sind, daß sie entweder nun ganz aufgegeben, oder aber iezt bekannt werden müssen.

Nun waren in und um Berlin täglich Kriegszurüstungen zu sehen, und doch erkannte unser König sogleich die hinterlassene älteste Tochter des Kaisers, Maria Theresia, vermählte Herzogin von Florenz, Königin von Ungarn und Böhmen, als rechtmäßige Erbin der gesammten österreichischen Länder.

In der Mitte des Novembers erhielten schon 30000 Mann den Befehl, sich marschfertig zu halten, und es ward sehr stark geworben. Zu Anfange des Dezembers kam der König, der bis iezt meist noch in Rheinsberg sich aufgehalten hatte, nach Berlin. Die Trauer wurde abgelegt, und es muste jedermann ahnden, daß was Grosses im Werke war. In den Zeughäusern wurden Kanonen, Patronen, und die Kähne, mit welchen Soldaten über die Flüsse gesetzt werden, zurecht gemacht. Alles trug sich mit Vermuthen, Muthmaßungen und mannichfaltigem Räsonniren. Nach und nach klärte sich die Absicht dieser grossen Anstalten auf. Die königlichen Truppen zogen sich immer näher an die schlesischen

Grän-

Gränzen, aber noch blieb's ein unergründlich Räthsel, was Schlesien vor Veranlassung dazu geben konnte. Männer vom Stande urtheilten wohl gar, daß dieß alles mit Wissen und Willen der Königin von Ungarn und Böhmen geschehe. In Krossen war schon ein Königl. Proviantkommissariat errichtet, und verpflegte die seit dem Ende des Novembers in dasige Gegend zusammengezogenen Regimenter.

Man ward am Wiener Hofe allerdings bald von alle dem benachrichtiget, aber man glaubte auch Gewißheit genug zu haben, daß es unserm Könige gewiß nicht mehr einfiele, seine Ansprüche auf die schlesischen Herzogthümer iezt geltend zu machen. Es ward ein Gesandter nach Berlin geschickt, und dieser erfuhr nun vorläufig, daß **Friedrichs** Sinn in der That kein andrer war, als die Rechte seiner hohen Vorfahren auf Schlesien zu behaupten. So viel Mühe sich auch dieser ungarische Gesandte gab, die Sache rückgängig zu machen, so war doch **Friedrichs** Entwurf viel zu reif, und sein Muth viel zu unerschüttert, als daß ihn irgend eine menschliche Macht hätte vereiteln können.

Ehe nun Se. Majestät selbst zu der Armee abging, so ließ er allen fremden Gesandten bekannt machen, daß er „die unumstößliche Gerechtsame seines könig-„lichen Churhauses auf das Herzogthum Schle-

sien

„sien vertheidigen und herstellen wolle; daß die
„Zeitumstände nicht gestattet hätten, sich darüber
„mit der Königin von Ungarn und Böhmen zu
„vernehmen, daß er aber demohnerachtet das
„Intresse des Hauses Oesterreichs bestens zu
„beherzigen und allezeit zu unterstüzen gemeint
„sei.„

Eben diese Erklärung thaten die Königl. Minister an den deutschen Höfen; und überall, wo es nöthig war, wurde das Vorhaben unsers grossen Friedrichs förmlich bekannt gemacht.

Friedrichs Weisheit ergrif den allervortheilhaftesten Zeitpunckt, der je kommen konnte. Seines Herrn Vaters hinterlassene brave Armee, ein voller Schatz — ein unbereiteter Feind, die Eifersucht vieler europäischen Mächte über Oesterreich, und das Bewustsein seines Muths und seiner Kenntnisse, rufte den jungen Monarch, entweder iezt oder niemals Schlesien zu erobern.

Sie=

Siebende Abtheilung.

Des Königs Ansprüche auf Schlesien.

Friedrich sagte in seiner Widerlegung des Fürsten des Machiavel: „Es giebt nur drei rechtmäßige Arten, Herr eines Landes zu werden. Entweder durch Erbfolge, oder durch Wahl eines dazu berechtigten Volks, oder durch Eroberung einiger feindlichen Länder in einem rechtmäßig unternommenen Kriege.

Er sah sich durch die Erbfolge als rechtmäßigen Herrn des Herzogthums Schlesien an, und Krieg drohte er nur alsdenn, wenn ihm seine Erbfolge streitig gemacht würde. Es war also der Einmarsch seiner Armee die Unterstüzung seiner Forderung auf eine Erbfolge, die ihm aller Wahrscheinlichkeit nach darum streitig gemacht werden konnte, weil seine Vorfahren niemals Macht genug gehabt hatten, sie zu erlangen.

Damit ihr, meine lieben Leser! nun aber auch wisset, daß euer grosser König Schlesien nicht als ein Feind, der zu der Zeit der stärkste ist, eroberte, sondern in der That sein hohes Haus wichtige Ansprüche auf die schlesischen Fürstenthümer, die es iezt besitzt, hat, so werde ich so kurz als möglich, so viel davon zusammendrängen, als ich wünsche, daß ihr wissen sollt.

Vorzüglich alt sind die Ansprüche des Churhauses Brandenburg auf die Fürstenthümer Liegniz, Brieg, Wohlau und Jägerndorf, desgleichen auf die Herrschaften Beuthen, Oderberg u. a. m.

Jägerndorf erkaufte Marggraf George von Brandenburg 1524. und bezahlte es baar, von einem Herrn von Schellenberg, ward damit förmlich vom König Ludwig in Böhmen, ohne alle Einschränkung belehnt, vom Kaiser Ferdinand dem 1ten bestätiget, und behielt's bis an seinen Tod. Da er aber einen minderjährigen Prinz hinterließ, so ließ es der Kaiser als König in Böhmen sequestriren, und übergab's dem Prinz, da er neunzehn Jahr alt war. Dieser vermachte, da er keine Kinder hatte, dieses Herzogthum, nebst der Herrschaft Beuthen, Tarnowiz, Oderberg 2c. an das Churhaus Brandenburg. Churfürst Joachim Friedrich nahm davon Besitz und ließ sich huldigen. Nachmahls gab er es seinem zweiten Prinzen, Johann George. (Der halb weise, halb abergläubische Kaiser Rudolph schwieg zu dieser Anordnung ganz still.) Dieser fiel in die Ungnade Kaiser Ferdinand des 2ten, ward in die Reichsacht und Aberacht, (d. i. aller Ehre, Würde und seines Landes verlustig,) erklärt. In diesem damals fürchterlichen Zustande starb er, und ohnerachtet billig sein Sohn Ernst hätte folgen sollen, sich auch Fürsten und

Herren

Herren vor ihn verwandten, so zogen es doch der König von Böhmen an sich, und gab es dem Fürsten von Lichtenstein zur Lehn. Dieser Prinz starb auch bald. Das Haus Brandenburg stellte das Recht seiner Nachfolge am kaiserlichen Hofe vor, erhielt auch Hofnung der gütlichen Beilegung. Der dreißigiährige Krieg verhinderte Brandenburg, weiter darauf zu dringen. Im westphälischen Friedensschluß ward darauf keine Rücksicht genommen, und Friedrich der Einzige dachte erst mit Ernst daran, die alten unverjährten Rechte hervorzusuchen. Mit Jägerndorf hing auch Oppeln und Ratibor zusammen. Marggraf Georg war zum Besitz dieser Fürstenthümer durch eine Erbverbrüderung berechtiget, verlor sie aber, da 1532. das Ableben des letzten Herzogs erfolgte, weil er zu schwach war, dem Kaiser Ferdinand dem 1ten, der es an sich zog, zu wiederstehen.

Liegnitz. Die Herzöge von Liegnitz regierten anfangs ganz frei und **erblich**, ohne weder Pohlen noch Böhmen eigentlich **unterwürfig** zu sein. 1329. übertrugen sie erst ihre Lande dem Könige von Böhmen zum Lehn. Dieß geschah freiwillig, behielten also ihr Recht, es zu vererben, zu verkaufen, zu veräußern, wie sie wollten, nach wie vorher. Dieß wurde auch allgemein anerkannt, und von den böhmischen Königen nachmals bestätiget. Sie waren durch die Gunstbriefe Wladilaws

und

und Ludwigs, vorhergehenden Königen von Ungarn und Böhmen, zu allen Arten von Verträgen noch besonders berechtiget, und durch diese besondre Privilegien an das allgemeine Gesetz nicht gebunden. Friedrich, Herzog von Liegniz, Brieg und Wohlau, machte nun nach diesem seinem wohlhergebrachten und allgemein anerkannten Recht, mit dem Churfürst von Brandenburg Joachim dem zweiten, 1537. eine förmliche Erbverbrüderung, ja sie betheuerten dieß gegen einander mit einem feierlichen Eide, und mit der Beistimmung sämmtlicher Landesstände. Wider diese Erbverbrüderung setzte sich Kaiser Ferdinand unter dem Vorwande als Lehnsherr, und ohnerachtet der Herzog von Liegniz bewies, daß das Lehn ganz freiwillig geschehen sei, und gar keinen Zwang nach sich ziehe, so muste er doch der Gewalt weichen, und einen ordentlichen königlichen Sentenz von Prag aus gegen sich publiziren lassen, und endlich gar dem Kaiser verheissen, daß bei Erlöschung des Mannsstammes der König von Böhmen im Herzogthum Liegniz nachfolgen sollte. Ein böhmischer Geschichtschreiber beschreibt den Prozeß selbst mit diesen Worten: „Da die „Sache verzögert wurde, so vermochte Ferdinand die „Stände, die Erbvereinigung zu vernichten.„ Zu dem allen ward der Herzog von Liegniz mit Macht und Gewalt gezwungen, mit dem Churfürst von Brandenburg

aber gar nichts verhandelt. Der Churfürst von Brandenburg, Joachim, (ein Herr, der alles muthig angrif, auch den Gözzen seiner Zeit, den Staat mit den Pump- oder Pluderhosen zerstörte) verweigerte darauf die Auslieferung der Urkunden dieser Erbverbrüderung, und als 1675. der Liegnizische Mannsstamm ausstarb, so trat das Churhaus Brandenburg sogleich mit seinen Gerechtsamen auf diese drei Fürstenthümer hervor. Jezt regierte in Brandenburg Friedrich Wilhelm, der grosse Churfürst, ein Beiname, den ihm die Welt mit Recht beilegte, und den auch sein gröster königlicher Nachkomme ihm nicht versagte. Man konnte von ihm erwarten, daß er seine Rechte nicht verschweigen würde, denn nach unsers **Friedrichs** eigenem Urtheil war er ein Herr, ausdrücklich vom Himmel dazu geschaffen, der Vertheidiger seines Vaterlandes und die Ehre und Ruhm seines Hauses zu seyn. Allein der Kaiser Leopold entschuldigte sich mit den Kriegsunruhen, und ließ Liegniz, Brieg und Wohlau zu Erbfürstenthümern erklären, und sie in Besitz nehmen. Es wurden auch dem glorwürdigsten Churfürsten unter der Hand beträchtliche Geldsummen vor seine Ansprüche geboten. Er wies sie aber mit Großmuth von sich. Bald darauf wollte man ander Land, z. B. das Schwiebußische u. s. w. dagegen abtreten und Geld zugeben. Der Churfürst nahm dieß end-

lich

sich an. Nach seinem Tode fand sich aber, daß diese ganze Verhandlung nur zum Schein gemacht sein sollte, und daß man sogar mit seinem Thronfolger heimliche Beredung genommen hatte. Oesterreich begehrte alles wieder, und daher fand sich der Churfürst und sein Staatsrath genöthiget, diesen ganzen ersten Vergleich als null und nichtig anzusehen, da ihn der Kaiser selbst dazu gemacht hatte. Man gab auch die Sache kaiserlicher Seits nicht auf, und durch vieles Drohen, Anhalten und Verheissen, wozu noch die Absicht des Churfürsten von Brandenburg, sich zum König in Preussen zu machen, kam, ließ sich Friedrich, der dritte Churfürst dieses Namens, bewegen, Schwiebus gegen einige Thaler Oesterreich wiederzugeben, aber mit dem ausdrücklichen Vorbehalt seiner Rechte. Der Churfürst gab seinen Ministern, die ihm anlagen, doch ja nicht Schwiebus abzutreten, zur Antwort: „Ich muß, „will und werde mein Wort halten, das Recht „aber in Schlesien auszuführen, will ich mei„nen Nachkommen überlassen, als welche ich „ohnedem bei diesen widerrechtlichen Umständen „weder verbinden kan noch will. Giebt es Gott „und die Zeit nicht anders, als iezo, so müssen „wir zufrieden seyn; schickt es aber Gott anders, „so werden meine Nachkommen schon wissen

 und

„und erfahren, was sie desfalls dereinst zu thun „oder zu lassen haben werden.„

Der Kaiser behielt also, da Brandenburg gegen ihn zu schwach war, die Fürstenthümer Liegniz, Brieg, Wohlau und Jägerndorf. Alle drei waren der Erbfolge auf den Mannsstamm unterworfen, und auch diese ging mit der Throubesteigung der Kaiserin Maria Theresia aus.

Folglich war die Erbfolge des Churbrandenburgischen Hauses in jeder Art auf diese vier Fürstenthümer und damit verbundene Herrschaften unbezweifelt. In welcher Verbindung nun diese mit den übrigen standen, und wie nachmals die ganze Sache sich entwickelte, davon sollen meine Leser das Wichtigste beim ersten Friedensschluß erfahren.

Achte

Achte Abtheilung.

Friedrich des Einzigen erster Krieg, oder die Einnahme Schlesiens.

§. 1.

Einmarsch in Schlesien.

Es wurde öffentlich erklärt und in Staatsschriften geschrieben, daß das Erzhaus Oesterreich diesen ganzen Krieg durch Wiedergebung der angeführten vier schlesischen Fürstenthümer vermeiden konnte, und daß man dazu preußischer Seits nichts mehr, als die von so langer Zeit her entzogene Nutzung derselben forderte. Der König bot auch gütliche Unterhandlungen an, und seine Vorschritte waren nur auf alle Fälle zur Vorsicht.

Nachdem nun der König in höchsteigener Person bei seinen in der Gegend um Krossen, unter dem Kommando des Feldmarschalls Grafen von Schwerin, versammleten Truppen angekommen war, und alle nöthige Befehle ausgegeben waren, so erreichten die meisten Regimenter den 16ten December 1740. die schlesische Gränze. Es ward sogleich an die Einwohner Schlesiens ein königlich preußisches Schreiben ausgetheilt, worinn ihnen alle königliche Gnade zugesichert und alle Besorgniß ge-

nommen wurde. Dieß Patent wurde zuerst am Rathhause zu Sagan, und nachmals an allen öffentlichen Orten, wo Preussen einrückten, angeschlagen. Die Soldaten des Königs lebten überall vor ihr Geld, hielten die strengste Mannszucht, und der König selbst bewies sich gegen die schlesische Herren, wo er speiste und übernachtete, sehr gnädig.

Von Seiten der Königin von Böhmen und Ungarn wurde nur ihr Befremden durch ein oberamtliches Zirkulare von Breslau aus, bekannt gemacht. Das war auch alles, was man in der Eil thun konnte, denn die kaiserliche Kriegsmacht bestand dazumal in Schlesien aus nicht mehr als zwölf schwachen Bataillons, acht Kompagnien Grenadiere und sechshundert Mann Dragoner, und man wuste in der That nicht, woran man eigentlich war. Die hohe schlesische Landesregierung protestirte gegen den Einmarsch der preußischen Truppen in Schlesien, gegen alle Gewalt, und befahl, den preußischen Truppen mit nichts zu Hülfe zu kommen. Ein paar schlesische Landesstände brachten die Protestation selbst ins Hauptlager des Königs, wurden zur königlichen Tafel gezogen, und übrigens sehr freundlich behandelt. Regierung und Stände berathschlagten häufig, was bei diesen Umständen zu thun wäre. Von Wien aus aber erhielten sie noch immer nicht bestimmte Befehle. Wahrschein-

scheinlich fühlte sich der Wiener Hof sehr verlegen; denn außer dieser preußischen Erscheinung entstanden noch mehr Unruhen, von denen ich nur so viel als zu meiner Absicht nöthig ist, erzählen werde.

Breslau, die Hauptstadt Schlesiens, die ihre eigene Rechte und Freiheiten hatte, setzte sich auf Befehl des kaiserlichen Oberamts in Vertheidigungsstand, so gut sie konnte, und der Kommendant von Groß-Glogau, Graf von Wallis, machte sich ebenfalls nach bester Möglichkeit fertig, den Preußen die Einnahme der Vestung zu verwehren, wenigstens sauer zu machen.

Den 21ten Dezember kam auch von Wien eine Verordnung an das Königl. Oberamt an, worinnn die schlesischen Anstalten zur Gegenwehr gebilliget, geordnet und näher bestimmt wurden, auch baldige wirksame Hülfe versprochen wurde.

Die Armee unsers Königs rückte indeß immer weiter vor, und nahm Grünberg ein. Das allerschlechteste Wetter hielt die Märsche nicht auf. Der Soldat watete im Koth, und die Kavallerie knetete durch Moräste; alles aber war lustig. Nun ließ der König Lieferungen ausschreiben, und alles geschah in der besten Ordnung. Nur da brauchte man Kriegsgewalt, wo Widersetzlichkeit es nothwendig machte.

Die Glogauer sahen ihre evangelische Gnadenkirche in Gefahr, bei einer Belagerung abgebrennt zu werden. Dieß war ihnen auch von dem Kommendanten angedeutet worden. Sie schickten eine Deputation mit dieser Nachricht an den König, und erhielten die Zusicherung, daß sich Ihro Majestät dieser Kirche zu keinem Blockhause bedienen würde.

Es schien jezt Glogau der Belagerung unausbleiblich ausgesetzt zu seyn. Der König hatte die Gegend selbst besehen. Doch unterblieb es. Der Feldmarschall von Schwerin muste mit dem rechten Flügel der Armee bis an die Höhen vor Bunzlau, Liegniz und Bolkwiz vorrücken, auch sich gegen das Gebirge ausbreiten. Der linke Flügel blieb vor Glogau stehen. Der König befehligte alle Landesältesten des Glogauischen, Saganischen, Liegnizischen, Wohlauischen und Jauerschen Fürstenthums zu sich. Die meisten erschienen im königlichen Hauptquartier zu Herrndorf bei Glogau, und wurden königlich traktirt. Die Preussen zählten wenig Ausreisser, erhielten aber schon freiwillige schlesische Rekruten; auch kamen von der Glogauischen Besatzung manche heraus, und liessen sich anwerben. Es rückten auch 10000 Mann unter den Befehlen des Herzogs von Hollstein und des Prinzen Leopold von Dessau an. (Diesen leztern Fürsten, den ihr insgemein den alten Dessauer heist,

schildert

schildert euer grosser Friedrich selbst als einen Fürsten von vieler Tapferkeit und Klugheit, der bei vielen grossen Eigenschaften fast gar keine gute hatte. Er hatte die Kriegskunst gründlich studirt, unter dem grossen Eugen, der ihn oft seinen Bullenbeisser hieß, gelernt, und hielt zuerst sehr genau über den unnachahmlichen preußischen Gehorsam; schäzte übrigens die Infanterie zu hoch, und die Reuterei zu geringe.) Die Arbeit an den Schanzen jenseit der Oder nahm ihren Anfang. Mit den Landesständen ward zur Verpflegung der Armee ein Einverständniß getroffen, welches um so leichter war, jeweniger sie von Wien aus Unterstüzzung sahen.

Fürst Leopold bekam den Befehl, Glogau einzuschliessen, und der König marschierte mit einigen Truppen mit grosser Eilfertigkeit nach Breslau. Die ganze Gegend bis dahin war schon meist in preußischen Händen. Die preußischen Husaren flankirten vorauf, doch entgingen ihnen die alten Dokumente aus Breslau, die nebst den Briegern wohl eingepackt nach Brünn in Mähren geschaft wurden.

Von auswärtigen Mächten liefen verschiedene Schreiben ein, die unsern unsterblichen König von seinem Fürnehmen abmahnen sollten: Dergleichen kamen aus Petersburg, Dresden und von den Herrn Generalstaten.

Allein ihr wißt schon, Friedrich stand stets unerschüttert. Was man vorher wohl überlegt hat, ändert man nicht so leicht ab, und gerechte Sache giebt eherne Stärke.

Immer noch war er bereit, durch gütliche Unterhandlung die Fehde beizulegen; schickte seinen Oberhofmarschall in der Angelegenheit selbst nach Wien, erfuhr aber gar bald, daß seine königliche Weisheit, die ihm rieth die Sache gleich so anzufangen, wie er sie anfing, ihm sehr wohl gerathen hatte. Die Unterhandlungen nahmen nicht einmal einen gründlichen Anfang, sondern zerschlugen sich bald. Der Wiener Hof ließ an auswärtige Höfe eine Vorstellung wegen des preußischen Einmarsches in Schlesien ergehen, und der König rechtfertigte sich dagegen durch eine ausführliche Schrift, deren Hauptinhalt ich euch in voriger Abtheilung mitgetheilet habe.

Uebrigens sah nun wohl ganz Europa, daß diese Sache durchaus nicht mit der Feder, sondern lediglich durch die Waffen würde ausgemacht werden müssen. Unser König ließ darüber an seinen Gesandten in Regensburg schreiben: „In dem gegenwärtigen Fall, da „wir es mit dem Hause Oesterreich zu thun haben, wel„ches keinen Richter im Reich erkennen will, und von „dem wir keine Justiz zu erwarten haben, ist uns, nach„dem zumal auch unsrer sowohl hier als zu Wien getha-

ner

„ner Antrag zu einem raisonnablen Vergleich, vorge„dachtermaßen keine Statt gefunden, kein andrer Weg „übrig geblieben, als durch diejenigen Mittel, welche „das Natur- und Völkerrecht zwischen Mächten, die „keinen Richter haben, an die Hand giebt, unsre Be„fugniß zu behaupten, wodurch so wenig die gemeinen „Reichsgesetze verletzt, als eines einzigen andern Reichs„mitstandes Gerechtsame angegriffen oder vernachthei„liget werden."

§. 2.

Friedrich der Einzige kommt nach Breslau.

Grade am letzten Tage des Jahres 1740. waren schon preußische Truppen in den Breslauer Vorstädten. Die Stadt selbst war gesperrt. Das königliche Logis wurde in dem Scultetischen Garten auf dem Schweidnitzer Anger eingerichtet.

So stand nun der Monarch, der erst vor sieben Monaten den Thron bestiegen, schon als Herr von halb Schlesien vor den Mauern und Vestungswerken der schlesischen Hauptstadt. Die Stadt muste um und um besetzt werden. Noch früh am Neujahrstage sandte der König schon einen Obristen an den Stadtmagistrat, und ließ die Stadt keinesweges zur Uebergabe auffor-

dern,

dern, sondern ihr nur den Antrag thun, daß sie während seinen Unternehmungen es mit keiner kriegführenden Partei halten, das heist, neutral bleiben sollte. Die Thorwache meldete die Ankunft dieses Herrn sogleich an den Stadtpräsident. Der ließ schleunig unter dem Gottesdienst ein paar seiner Herren Kollegen rufen, holte auch Befehl vom K. K. Oberamt ein, und es ward beschlossen, diesen preußischen Offizier einzulassen. Um zehn Uhr wurde den preußischen Gevollmächtigten das Schweidnizer Thor geöfnet, und sie richteten ihren Auftrag aus. In diesem war auch noch dieß, daß Se. Majestät vor ihre Person auf etliche Tage in die Stadt wollten. Ueber dieß sollte kein Soldat mit Obergewehr hinein; nur dreißig Mann Wache vor den König. Auch begehrte der König ein Magazin außerhalb der Stadt anzulegen, und dabei preußische Truppen zu lassen. Uebrigens werde er die Stadt, (versteht sich, wenn sie neutral bliebe,) bei ihren Rechten und Freiheiten schüzen.

Die preußischen Abgeordneten musten in der Stadt übernachten. Sie begaben sich auch zu dem königlichböhmischen Oberamtsdirektor, Graf Schafgotsch, stellten ihn über die heftigen Ausdrücke des in Schlesien wider den König von Preussen ausgegebenen Patents zur Rede, verlangten, daß er sich darüber ausweisen sollte,

und

und begehrten im Namen des Königs von ihm, daß er sich aller Berathschlagungen mit seinen Räthen von nun an zu enthalten hätte.

In der Stadt und auf den Wällen sah alles kriegerisch aus. Die Wachen waren verdoppelt, die Thore vest zu, und niemand wuste, was eigentlich daraus werden würde. So ging der Neujahrstag hin.

Den Tag nach dem Neujahrstage rufte der Magistrat die Bürgerschaft zusammen, und trug ihnen das Begehren des Königs von Preussen vor. Die Bürgerschaft ließ sich die Anordnung ihrer Obrigkeit gefallen, und endlich billigte sogar das Oberamt, was es nicht hindern konnte. Dieser Schluß ging aber Breslau's Vorstädte nichts an, nur die Sandinsel war darin begriffen. Nachmittags ward der Traktat vollends fertig gemacht. Um vier Uhr ritten die preußischen Offiziere wieder zum Thore hinaus. Ihnen zu Ehren ward von der Thorwache das Spiel gerührt. (Das that man in Breslau nur regierenden Fürsten, dem Herrn Oberamtsdirektor und den kaiserlichen Fürstentagskommissarien.) Der Magistrat sandte seine Traktaten sogleich nach Wien.

Indeß hatte der König auch den Dohm besetzen lassen. Die darauf befindliche böhmische Besatzung war schon entflohen, nur sechs Mann bischöfliche Wache blieben noch in Ruh und Frieden stehen. Diese probirten

von vorne die Zugbrücke bei der Ankunft der preußischen Soldaten aufzuziehen; allein es war zu spät, und sie wurden nun erst gewahr, daß auch Preußen ihnen im Rücken waren. Sie wurden also in die Wachstube gewiesen. Das auf dem Dohm befindliche kleine Zeughaus ward ausgeleert. Zum Unglück war nicht viel drinn, so wie sich in ganz Schlesien wenig Artillerie und Munition vorfand. Die Böller, welche an den vornehmsten Feiertagen abgeschossen wurden, ließ der König verkaufen, weil er sagte, dieß sei „ein unnöthiger kirchlicher Hausrath.„

Den 3ten Januar kamen Rathsdeputirte der Stadt bei Sr. Majestät vor dem Schweidnizer Thor an. Der König gab ihnen bei ihrer Rückreise, als eine Ehrenbezeigung, einen Adjutanten und etliche Grenadiere mit. Nun blieben alle Thore offen, und die preußischen Schildwachen, die bisher aussen an den Schlagbäumen gestanden hatten, wurden eingezogen. „Der königliche Küchen- Proviant- und Rüstwagen, vier Maulthiere mit kostbargestickten Decken, welche das königliche Silberservice trugen, und der königliche Wagen, gingen in Begleitung von dreißig Mann Wache von den Gensd'Armes hinein. Einige Prinzen und Marggrafen kamen auch in die Stadt, auch viele Soldaten, doch alle ohne Obergewehr.

Im

Im gräflich Schlegenbergischen Hause, nahe an der Mar. Magdalenenkirche ward das Quartier des Königs zurecht gemacht, und gegen Mittag kam der Monarch selbst in die Stadt eingeritten. Er ward mit aller möglichen Parade empfangen. Der König und sein Gefolge war sehr freundlich, grüßte und dankte mit Abnehmen des Huts, und zeigte sich bald, nachdem er abgestiegen war, auf dem Vorsprung der Hausthür (Balkon) dem versammleten Volke mit entblößtem Haupte.

Der König zog die Rathsdeputirten zu seiner Tafel, und an der Marschallstafel speisten mehr als 30 Personen. Nach der Tafel ritt der König auf den Dohm und die anliegende Gegend, gab verschiedene Befehle aus, betrachtete das prächtige Palais der Herren Jesuiten besonders aufmerksam, und kehrte in die Stadt zurück.

Der Oberamtsdirektor Graf von Schafgotsch erhielt noch diesen Abend Befehl, sich mit seinen Räthen binnen 24 Stunden aus der Stadt zu machen, weil er die oben angeführten königlichen Befehle in keiner Art befolget hätte.

Die Kaufmannsältesten gingen den 4ten Januar zum Könige, und baten vor den Herrn Oberamtsdirektor mit dem merkwürdigen Ausdrucke: vor unsern alten Vater, den Grafen Schafgotsch. (Dieß gräfliche Geschlecht hat in Schlesien stets geehrte und geliebte

Männer

Männer aufgestellt.) Der König konnte nach den damaligen Umständen diese Bitte, daß der alte Vater in Breslau bleiben dürfte, allerdings nicht gewähren; er bezeigte den Bittenden darüber seine Empfindung, doch schickte er zu dem Grafen, und ließ ihm wissen, daß er um der Fürbitte der Bürger willen nun nicht grade in 24 Stunden, sondern nach seiner Bequemlichkeit auf seine Güter abreisen könnte. Graf Schafgotsch war aber schon reisefertig, dankte vor die Gnade, und ging aus Breslau. Mit Thränen vieler Bürger verließ der alte wackre Mann die Stadt. Der König schäzte den Grafen selbst, und als er ihn bald nachher aus Schlesien verweisen muste, so sicherte er ihm durch ein Schreiben zu, daß er dabei gegen seine Person und Familie nichts Ungnädiges hege. So muß ein Fürst oft die Pflichten des gesellschaftlichen Lebens, ja selbst die persönliche Zuneigung seines Herzens, seinen Staatsabsichten und grössern Nothwendigkeiten aufopfern. Ein Fürst kan nicht allemal, wohl gar selten, nach der Stimme seines Herzens handeln; ihn drückt das Joch der Politik, und er ist seinem Volke mehr schuldig, als sich selbst. In dieser grossen königlichen Einschränkung hat sich Friedrich, unser hochseliger König, immer weise, groß und unnachahmlich standhaft gezeigt.

Um Breslau wimmelte alles von Preussen. Der Herzog von Hollstein war mit seinem Korps nachgekommen. Prinz Leopold von Dessau blieb allein vor Glogau stehen. Der König ritt nun in der Stadt herum, zog diesen Tag, nebst den Herrn Prälaten der Dohmkirche, auch unsern unvergeßlichen Breslauischen Oberkonsistorialrath Burg, den Rathsobersyndikus, nebst einigen Grafen und Edelleuten zur Tafel. Während der Tafel aber kam die Nachricht von dem Anmarsch mehrerer Soldaten, die der König erwartete. Er stand auf, bat die Gesellschaft, sich nicht stören zu lassen, ritt zu seinen Soldaten, beorderte ihren Marsch, und kam erst spät zurück. Den Tag darauf gab er öffentlichen Ball, bei welchem der hohe und niedere Adel Zutritt hatte. Er eröfnete ihn selbst mit der Gräfin Schlegenberg, Baronesse von Skronsky und Gräfin von Nostiz, sahe nachher zu, und da er gegen zehn Uhr durch einen Offizier einen Bericht erhielt, so fuhr er in aller Stille nach seinem Quartier. Alle Ministers und Offiziers des Königs entfernten sich ebenfals, nur die übrige Gesellschaft setzte diese Lustbarkeit nach dem Willen des Königs nach Belieben fort.

Der Aufenthalt des Königs in Breslau dauerte nicht länger, als bis zum sechsten. An diesem Tage verließ der Monarch in aller Stille früh Morgens die

Hauptstadt Schlesiens. Das Feldkriegskommissariat blieb zurück. Alle königlich ungarische Aemter und Kanzleien, das Postamt ausgenommen, wurden versiegelt und außer Thätigkeit gesetzt.

Im Lande hielten die Landesstände hie und da Zusammenkünfte, in welchen sie sich über die Herbeischaffung und Lieferung vor die Armee berathschlagten. Es wurden von Seiten des königlichen Kommissariats allerlei politische Verfügungen getroffen, welche die Umstände nothwendig machten. Dergleichen war in Ansehung der Akzise, der Landessteuern und andrer Einrichtungen, welche nach der Zeit und Lage thulich waren, und nachmals freilich, bei veränderter Lage der Sachen, auch Abänderung leiden musten. Vor dem Oderthore war der Mazkretscham ein öffentlicher preußischer Werbeplatz. Das schon ergangene Edikt an die Einwohner Schlesiens, keinem preußischen Deserteur durchzuhelfen, sondern ihn vielmehr zurückzubringen, ward erneuert und geschärft. Und, lieben Leser! wie weitläuftig müste ich seyn, wenn ich alle einzelne Verordnungen, Verhandlungen und Befehle abschreiben wollte. Ihr könnt leicht denken, daß bei einer so wichtigen Begebenheit allerlei vorgeht; aber euch ists fast nur allein nüzlich, die Hauptsache zusammenhängend zu wissen.

§. 3.

§. 3.

Ohlau wird erobert.

Ohlau war etwas bevestiget, und hatte eine Garnison von 350 Mann österreichischer Soldaten. Der Befehlshaber derselben machte sich zur Gegenwehr gegen die anrückenden Preussen fertig. Nachdem der König, der selbst nahe in der Nachbarschaft der Stadt angekommen war, die Gegend den siebenden Januar genau besehen hatte, ließ er seine Truppen das dicht an der Stadt liegende Dorf Baumgarten besetzen, auch in die Ohlauer Vorstädte rückte General Kleist ein, und pflanzte gegen das Brieger Thor vier Kanonen auf. Die Stadt ward aufgefordert. Der Befehlshaber gab zur Antwort, daß er Willens sei, seinen Posten zu behaupten. Er besann sich aber doch bald eines bessern, und ließ sich in Unterhandlungen wegen Uebergabe des Orts ein. Noch die Nacht kam die Sache in Richtigkeit, und er durfte mit allen Ehrenzeichen, auch vielem Gepäcke ausziehen; nur sollte er den Marsch mit seinen Leuten grades Weges nach Mähren nehmen, ohne Brieg und Neisse zu berühren, auch in diesem Kriege nicht mehr gegen die Preussen dienen. Den neunten Januar war diese Stadt auch in preußischen Händen. Der König sicherte der Bürgerschaft seine Gnade zu, quartirte

die Soldaten für diesen Tag ein, setzte aber den Tag darauf seinen Marsch fort, und ließ blos den General Kleist mit einer Grenadier-Kompagnie zur Garnison darinnen.

§. 4.

Ottmachau wird eingenommen.

Den elften Januar kam unser König bis Grottkau. Hier erhielt er die Nachricht, daß der Feldmarschall Schwerin, welcher sich an das Gebirge hatte halten müssen, diese Gegend in Besitz genommen hätte, und mit seinem rechten Flügel nach Ottmachau vorgedrungen wäre. In diesem Städtchen lagen fünf Kompagnien österreichische Grenadiers, und in der Gegend stiessen die Preussen auf 400 Pferde Lichtensteinischer Dragoner. Schwerin ließ sie angreifen; die Dragoner aber wichen aus, und die Preussen neckten sich mit ihnen. Sie paßirten die Neisse, setzten sich, und wurden von den Preussen nach der Stadt Neisse gejagt. Dieß kleine Gefecht war, so viel ich weiß, das erste, bei welchem Blut vergossen wurde. Es blieben von beiden Parteien etliche Offiziers und Gemeine.

Schwerin hatte indeß die Thore in Ottmachau aufsprengen lassen. Man hatte dieß Städtchen in der That

vorher

vorher kanonirt, und die Besatzung wehrte sich, so gut sie konnte, tapfer. Sie hatte sich aufs Schloß gezogen, und ohnerachtet nach Kriegsgebrauch das Schloß aufgefordert wurde, so schoß man doch sogar auf den Adjutanten und Tambour. Der Kardinal Bischoff von Breslau befand sich in Ottmachau, erhielt aber bald Salvegarde, und die Stadt selbst ward nicht geplündert. Kleine Ausschweifungen können bei einer solchen Einnahme durchaus nicht vermieden werden.

Auch das Schloß muste beschossen werden. Die Schloßthore waren so vest, daß man sie mit dreipfündigen Kugeln nicht einschiessen konnte. Da die Besatzung sich den ganzen Tag so tapfer wehrte, so musten die Preussen Anstalten treffen, schwereres Geschüz und Bomben kommen zu lassen. Indessen waren diese Anstalten unnöthig. Am Abend hörte von beiden Seiten das Feuer auf, und die Besatzung verlangte zu kapituliren. Diese Nachricht sandte denn Schwerin an den König, und den zwölften ließ der König, der nun ganz angerückt war, der Garnison wissen, daß man sie anders nicht, als zu Kriegsgefangenen annehmen könte.

Die Oesterreicher sahen vom Schloß die herbeigebrachten Kanonen und Bombenmörser. Das Röhrwasser war ihnen schon abgeschnitten, und ihre Lebensmittel gingen auch zu Ende. Was konnten sie nun klügers thun,

als aus der Noth eine Tugend zu machen. Sechs Tage lang hatten sie sich ohne grobes Geschüz gewehrt. Das war brav genug. Sie ergaben sich zu Kriegsgefangenen, und alle fünf Kompagnien ließ der König uuter Bedeckung nach Berlin führen. Die ersten Kriegsgefangnen, die Berlin aus Schlesien sah.

Der König ließ unter die Leute, die zu dieser Einnahme waren gebraucht worden, Geld austheilen. Ottmachau war also die erste schlesische Stadt, bei welcher die Truppen des Königs ernsthaften Widerstand fanden.

Der König blieb bei Ottmachau stehen, und erhielt den Bericht, daß das Glazische, wegen der Jahreszeit, da alles verschneiet war, auch die Wege mit Verhacken verlegt wären, ganz unzugänglich sei.

Auch von dem General Kleist liefen Nachrichten ein, daß er mit denen bei Ohlau gestandenen Truppen Brieg berennet habe.

§. 5.

Die Preussen beziehen die Winterquartiere.

Der König dachte noch die Vestung Neisse zu erlangen. Es lagen 1200 Mann in dieser vesten Stadt, die der Baron von Roth, ein geborner Schlesier und Evangelischer, befehligte. Dieser ließ die Stadt sperren,

alle

alle Brücken abwerfen, und bei Annäherung der Preussen die Vorstädte in Brand stecken. Der König besetzte den Kanickelsberg, faßte bei der Ziegelscheune Posto, und beschoß die Stadt. Die Artillerie kam vollends an, und es ward, nachdem Schwerin mit einigen Bataillons und Eskadrons die Neisse paßirt war, der Feind, der sich unter dem Kommando des General Brauns bei Neustadt zusammengezogen hatte, rekognoszirt, d. i. seine Stellung und muthmaßliche Stärke beobachtet.

Noch musten die entfernten Vorstädte der Vestung völlig abgebrennt werden, und von beiden Seiten spielten Kanonen. Der König schickte zwar den Obersten Bork mit einem Trompeter zur Aufforderung der Stadt ab. Allein es ward auf den Trompeter gefeuert, und er muste sich zurückmachen. Dieß Verfahren, welches wie bei Ottmachau, gegen allen Kriegsgebrauch lief, nahm der König allerdings sehr übel. Den neunzehnten Januar wurden glühende Kugeln in die Stadt geschossen und noch ernstlicher bombardirt. Die Stadt fing zwar an zu brennen, aber die weisen Anstalten des Kommendanten wehrten dem Brande bald wieder. Das Feuer der Preussen dauerte sieben Stunden in einem weg. Der König sandte nochmals einen Tambour an den Kommendanten ab, erhielt aber die Antwort, daß er keine andre Ordre habe, als sich zu wehren, und daß er

von der Behandlung des ersten Abgeschickten nichts wisse; dagegen wundre er sich, daß man mit glühenden Kugeln schösse.

Den ein und zwanzigsten Januar bombardirten die Preussen wieder neun Stunden lang, aber immer ohne so grossen Schaden, als man von so vielem Schiessen erwarten sollte. Eben dieß thaten sie den zwei und zwanzigsten, warfen auch Pechkränze, die aber die Stadt nicht erreichten.

Die Kälte war außerordentlich groß. Keine Laufgräben konnten eröfnet werden, und der Soldat erstarrte so, daß er fast weder laden noch schiessen konnte. Deswegen ward die Belagerung am drei und zwanzigsten aufgehoben. Der König ging nach Berlin zurück.

Feldmarschall Schwerin führte nun das Kommando über alle Königlich preußische Truppen, die in Schlesien standen. Er rückte dem österreichischen Korps bis Troppau immer nach. Bei Gräz, einem Flecken, eine Meile hinter Troppau, kam's zu einem kurzen Gefecht, in welchem die Oesterreicher in die Flucht getrieben wurden, und vollends nach Mähren eilten. Jägerndorf und Troppau kamen nun ebenfalls in preußische Hände. Oppeln ergab sich an den Generalmajor von Kleist, und die übrigen Regimenter zogen sich über Oderberg gegen die Jablunka. Dieß ist der wichtigste und fast einzige Paß

aus

aus Schlesien nach Ungarn. Es schien, als wenn Schwerin wohl gar nach Mähren einrücken wollte. Indeß geschah es aus guten Ursachen noch nicht. Beide Länder waren mit Vestungen und Verhauen ziemlich verwahrt, und Oesterreichische Soldaten im Anmarsch. Scharmüzzel der Husaren fielen oft vor, und dabei gingen auch etliche Dörfer im Feuer auf. Das ist im Kriege unabänderlich, und so wenig dergleichen Neckereien vor eine oder die andere Partei entscheiden, so vielmal gehören sie mit zu dem Ganzen, und der menschenfreundlichste Offizier muß manchmal verwüsten, so sehr er auch an und vor sich Verwüstungen und Unglück der Einwohner verabscheut.

Der wichtige Posten Jablunka ward durch Akkord auch bald unser.

Indeß dieß alles an den Gränzen von Mähren und Ungarn vorging, beschäftigte sich der Generalmajor von Jeez mit der Stadt oder eigentlich mit dem vesten Schloß Namslau. Schon den neunten Januar hatten preußische Offiziere begehrt, eingelassen zu werden. Allein die Schildwacht am Thor hatte Muth, zog den Schlagbaum zu, schmiß das Fallgatter herunter, und schrie ihnen zu, sie sollten sich retiriren, oder er würde Feuer auf sie geben. Also gingen die Preussen vor dießmal auch wirklich zurück, waren aber den elften wieder

da, und wiesen der Stadt gar bald eine Batterie mit acht Kanonen. Den folgenden Tag forderten sie die Stadt auf. Die Garnison stand auf den Wällen, und die sämmtliche Bürgerschaft zwischen den Mauern; allein kein Geschüz war da. Der Kommendant fand also vor gut, zu kapituliren, jedoch so, daß die Besatzung sich ins Schloß ziehen möchte. Dieß geschah auch, und von dem Schloß aus fing er bald darauf an, die Preussen heftig zu beschiessen. Er wehrte sich so klug und tapfer, daß die Preussen in der That etliche Mann verloren, auch noch sechs Ochsen glücklich aufs Scholß gebracht werden konnten. Man konnte, wie bei Ottmachau, das Schloß mit der bei sich führenden Regimentsartillerie nicht gewinnen. Den vier und zwanzigsten Januar kamen aber zwei schwere Kanonen und zwei Mörser an. Den sieben und zwanzigsten wurde also das Schloß ernstlich beschossen, aber die ganze Wirkung davon waren nur ein paar Löcher im Dache. Den acht und zwanzigsten aber machte man dem Schloß so heiß, daß es kapituliren wollte. Die Preussen begehrten die Besatzung zu Kriegsgefangenen, und da die Belagerten noch Muth genug hatten, sich nicht auf diese Bedingung ergeben zu wollen, so ging das Feuern noch etliche Tage fort. Die Oesterreicher hielten sich, bis fast das ganze Schloß zerschossen lag, musten sich aber endlich doch zu Kriegsgefangnen

fangnen

fangnen ergeben. Dieß Schloß kostete uns auf zweihundert und neun Bomben, glühende Kugeln und beinahe neunhundert Kanonenschüsse. Würde es zu unsrer jezigen Zeit auch noch so viel kosten, ein Schloß mit ein paar Graben und etlichen dicken Mauern bevestiget, einzunehmen? — **Friedrich** macht über seine damaligen Truppen selbst die Bemerkung, daß sie Helden im freien Felde waren, aber in der Belagerungskunst noch nicht die Vollkommenheit hatten, zu der sie sich unter seiner Regierung haben bilden können.

So war nun ganz Schlesien in einer Zeit von sechs bis sieben Wochen in den Händen **Friedrichs**, die drei Vestungen Großglogau, Neisse und Brieg nur nicht. Sie wurden genau eingeschlossen, und die Armee bezog die Winterquartiere.

§. 6.

Was während der Abwesenheit des Königs vorgieng.

Von dem königlichen Kriegskommissariate in Breslau ergingen allerlei Verfügungen ins Land aus. Auf dem Breslauer Bischofshofe wurde ein groß Magazin angelegt, und in dem Garten des Bischofs standen die Heu- und Strohschober wie grosse Häuser da. Alles

wurde

wurde baar und gut bezahlt. Nirgends war Mangel, und man sah, was in Schlesien, so schlecht angebaut es auch damals lag, vor Fruchtvorrath aufgeschüttet war. Der gewöhnliche jährliche Eid der Breslauer Bürger, den sie dem Kaiser schwuren, unterblieb vor dießmal. Alle Feuerarbeiter um das Magazin musten wegziehen. Es wurden viele lächerliche und läppische Dinge in Breslau und von Breslau räsonnirt, und eine saubere Erfindung irgend eines Hans Hagels war auch die, daß ein Gespenst auf dem Dohm die preußischen Schildwachten schrecken wollte. Der Soldat schlich aber auf den Geist los, und siehe da, der Geist schrie, und wurde in Arrest genommen.

Sobald die Oder offen war, kam immer mehr Geschütz von Berlin an.

An die Landesstände erging ein Befehl wegen der Verpflegung der Armee in den Winterquartieren, und wegen zu bezahlender 3808179 Gulden, als die landesherrliche Gefälle des Landes vom letztvergangenen Jahre, und 190999 monatliche Steuern. Es blieb auch dabei, ohnerachtet die Landesstände viele Gegenvorstellungen thaten, und besonders schön sich auswiesen, wieviel sie eigentlich an den Kaiser hätten zahlen sollen, aber niemals richtig bezahlt hätten.

Ganz

Ganz Europa sah nun nach Schlesien hin. Seht, so zog Friedrich mit unserm Ländchen, das etwan 640 Quadratmeilen Flächeninhalt hat, schon die Aufmerksamkeit aller übrigen Mächte an sich. Chursachsen, Rusland und Holland hatten, wie ihr wißt, das Ihre durch Vorstellungen gethan. Andre Höfe sahen sichs erst mit an, und schoben ihre nähere Einmischung in diese wichtigen Begebenheiten noch auf.

Ja Frankreich rieth sogar der Königin von Ungarn zum Vergleich. Der alte Kardinal Fleuri, ein schlauer weiser Mann, sagte dabei: „Es sei mit dem Staatskörper eben so, wie mit einem menschlichen Körper beschaffen, der bereits vom Brande ergriffen worden, bei welchem man kein Bedenken trage, den schadhaften Theil abzuschneiden, damit man den übrigen Körper vom gänzlichen Verderben erretten könne.„ So dachte man damals am französischen Hofe — etliche Jahre darauf ganz anders. — Rusland mahnte den König im ganzen Ernst von seinem Vornehmen ab, war auf der Seite der Königin von Ungarn und Böhmen, und drohte mit Hülfstruppen. Der erste Minister des Reichs, Graf v. Münnig, hielt die preußische Partei, nahm aber, da er sich überstimmt sah, seinen Abschied. Graf Ostermann, der ihm folgte, war österreichisch gesinnt, und also mit den Gesinnungen der Großfürstin übereinstimmend. Der

schwe-

schwedische Krieg verhinderte dieß Versprechen des rußischen Hofes, und bald darauf erfolgte die Thronbesteigung der Kaiserin Elisabeth, wodurch Oesterreichs Gewicht am rußischen Hofe ganz sank. Der Pabst sandte an die katholischen Höfe ein Circularschreiben, (das nennt man ein Breve) worinnen er sie ermahnte, der Königin von Ungarn beizustehen, weil es nicht allein um die Erhaltung des Hauses Oesterreichs, sondern hauptsächlich um die Wohlfahrt der Kirche (d. i. der römischkatholischen) zu thun sei. Die Erfahrung hat gelehret, daß Oesterreich, ohnerachtet es den größten Theil Schlesiens verlohr, doch noch ein sehr mächtiger Staat geblieben ist, und die katholische Religion hat unser ächt tolerant denkender König nie zu unterdrücken begehrt. Man sondre nur Religion vom Kirchthum; und Glaubenslehren von Menschengeboth und Gewissenszwang.

Von Seiten des Reichsraths wurden auch allerlei Vorstellungen gethan, die der König durch seine Minister in Regensburg sehr bündig beantworten ließ. Polen ließ in der That einige Truppen an die Gränzen rücken; allein der König beruhigte die Republick, und da sie besonders um der Religion willen Intresse zu nehmen schienen, so erging eine eigene lateinische Schrift in Druck, worinnen deutlich bewiesen wurde, daß das Haus Brandenburg nie die katholische Religion gedrückt hätte, und

auch

auch jezt Sr. Majestät Absicht durchaus nicht sei, jemanden um seines Glaubens willen zu beschweren. Dabei waren auch Winke, wie das Haus Oesterreich zu allen Zeiten, auf eine unzertrennliche Verknüpfung der Königreiche Ungarn, Böhmen und Pohlen, gedacht hätte, Brandenburg aber nie der Republick schädlich gewesen wäre.

England nahm sich auch der Königin von Ungarn an, suchte auch die Holländer dazu zu bewegen. Es musten engländische Truppen sich marschfertig machen, und auch die Hannöverschen sollten ein gleiches thun. Da unser König dieß erfuhr, so ließ er ihnen schleunig ein Korps von 3000 Mann entgegensetzen.

Die Holländer schrieben auch an den König, und machten allerlei Anstalten, wodurch sie bewiesen, daß ihnen die Einnahme Schlesiens nicht gleichgültig war. Sie hatten dem letztverstorbenen Kaiser Karl VI. auf die schlesischen Lande grosse Summen geliehen. (Schlesien war überhaupt damals 1133146640 Gulden schuldig. Jetzt keinen Pfennig!) Sie liessen in der That den Antrag in Berlin thun, daß die preußischen Truppen aus Schlesien zurückgezogen werden sollten, und ein Waffenstillstand bis zur Ausgleichung getroffen werden möchte. Die Antwort des Königs fiel so aus, wie man sie von einem preußischen Friedrich erwarten konnte.

Die

Die Kaiserwahl kam jezt noch dazu. Frankreich erklärte bald, daß es die Partie des Churfürsten von Baiern nahm, und diesen zum Kaiserthron wünschte. Unser Friedrich hatte zwar anfangs der Königin von Ungarn zugesagt, ihrem Gemahl seine Stimme zu geben. Bei so veränderten Umständen aber ließ er sich auch die französische Meinung gefallen. Die Wahl sollte auf vier Monathe verschoben werden; allein etliche hohe Reichsstände waren dawider. Daher ging die Wahl vor sich, davon nachgehends in dem Fortgange der Geschichte mehr vorkommen wird.

Während allen diesen Vorgängen befand sich der König in Berlin, nahm verschiedene Beförderungen in seiner Armee und bei seinem Hofstaat vor, besahe die Regimenter, die nach Schlesien marschiren sollten, gab der Garde du Corps die prächtige Estandarte, die sie bis jezt noch führt, und ließ übrigens viele hohe Feste halten.

§. 7.

Friedrichs abermalige Ankunft in Schlesien.

Den zwei und zwanzigsten Februar 1741. kamen Sr. Majestät wieder in Schweidniz an. Sie hatten dißmal Breslau liegen lassen. Die Armee soll nun aus 62610 Mann bestanden haben, und bei derselben war ein fürch-

fürchterlicher Zug von schwerem Geschüze. Die österreichische ihr entgegengesetzte Macht war unter den Befehlen des Graf von Neuperg ebenfalls ansehnlich. Beide Armeen machten gegen einander Verhaue, und die Vortruppen neckten sich. Nach Neiß ward eine österreichische Verstärkung glücklich gebracht, und die Besazzung dieser Stadt that öftere Ausfälle. Bei solchen Ausfällen machte man beiderseits immer etliche Gefangene, und bei andern kleinen Vorfällen wechselte das Kriegsglück. Die oberschlesischen Gränzörter wurden von den Preussen freiwillig verlassen, und die Hauptarmee zog sich über der Neisse zusammen.

Ueberall war nun unser schon damals grosser und unermüdeter König selbst, so viel möglich, zugegen, und dieß erhabne Beispiel gab seinen Soldaten Muth und Thätigkeit, die allemal da mangeln, wo der Regent nicht selbst mitwirken kan oder will. Man entdeckte viele feindliche Spionen allerlei Art, und des Königs Person war nichts weniger als sicher. Ein eigenes Schreiben an den preußischen Minister Herrn von Dankelmann in Mainz, enthält sogar klare Beschwerden, daß allerlei Anschläge auf des Königs Leben gemacht worden seyn mochten. Dagegen vertheidigte sich die Königin von Ungarn, und dem Privatmann kommts nicht zu, vor eine Partei zu entscheiden.

§. 8.

Großglogau wird erobert.

Der preußische Feldzug ward mit der Einnahme dieser Vestung eröfnet. Zehn Wochen lang war ihr Kommendant, Graf Wallis, vom Prinz Leopold von Dessau eingeschlossen. Grosse Anstalten zur förmlichen Berennung dieser nicht unbedeutenden Vestung waren eben nicht gemacht. Kein Kanonenschuß auf die Stadt, keine Bombe hineingeworfen. Mangel an Proviant und wohl auch an Munition, hatte den Kommendant bewogen, schon in den lezten Tagen des Februars Kapitulation anzubieten. Allein sie ward preußischer Seits nicht angenommen. Den siebenden Merz brachte der Obristlieutenant von Golz vom Könige den Befehl, die Vestung anzugreifen. Den neunten rückten also alle Truppen aus den Dörfern näher gegen Glogau, und Nachts um zwölf Uhr ward von drei Seiten zugleich angegriffen. Die Wachen der Belagerten merkten das Anrücken der Preussen nicht eher, bis schon die preußischen Zimmerleute die Pallisaden niederhieben. Drauf feuerten sie etliche Kanonen ab, die aber, weil die Armee schon unter ihnen war, nicht treffen konnten. Um halb ein Uhr war schon ein starkes Korps preußischer Truppen auf den

Wällen.

Wällen. Vier (nach andern vierzehn) Grenadiere vom Glasenappschen Regiment waren die letzten gewesen, und fanden ihre Kompagnien nicht mehr. Sie gingen auf eine andre Seite, stiessen auf den Eingang eines Bollwerks, in welchem sich ein Hauptmann mit zwei und funfzig Mann befand. Dieß machte sie etwas stuzzig, allein preußisches Feuer fuhr in sie, und sie liefen mit aufgesteckten Bajonetten auf, und ruften, die Waffen niederzulegen. Jene, die nicht sehen konnten, wie viel ihrer waren, und überdieß schon mit Schrecken erfüllt waren, folgten glücklich, und so ward auch dieß Vestungswerk schnell eingenommen. Bei Eröfnung der innern Stadtthore gings noch an ein scharfes Feuern, und es wurden von beiden Seiten manche bleßirt und getödtet. Das eine Thor der Stadt ward aber schnell eröfnet. Der Kommendant stund mit etwa 200 Mann auf dem Markt vor der Hauptwache. Die Preussen rückten unter dem Schlagen des Grenadiermarsches von drei Seiten dahin an, und er muste sich ergeben. 855 Mann wurden Kriegsgefangne. Die Stadt zu schonen, ließ man alle Unordnung aufs schärfste verbieten, und was demohnerachtet vorging, so bald es erweislich gemacht wurde, aufs schärfste bestrafen. Mit Tages Anbruch waren die Thore schon wieder offen, und jedermann konnte frei aus und eingehen. Preußische Wachen stun-

den überall anstatt der gestern Abend noch stehenden kaiserlichen, und an eben dem Tage marschirten die übrigen Soldaten bis auf das darinn bleibende Regiment Marggraf Karl, wieder heraus.

Der Kommendant ward nach Berlin gebracht, wo man ihm alle Ehre erwies. Viele Offizire kamen auf ihr Ehrenwort los, und die Gemeinen führte man nach Küstrin und Stettin.

Den zehnten ließ der König, auf die erhaltene Nachricht dieser Einnahme, vor dem Schweidnizer Köppenthor Viktoria schiessen. In Glogau und in den vornehmsten schlesischen Städten muste auf königlichen Befehl in allen Kirchen beider Religionen das Herr Gott dich loben wir angestimmt und ein feierliches Dankfest gehalten werden. Prinz Leopold hatte gleich den Morgen nach Eroberung der Vestung in der evangelischen und den katholischen Kirchen zu Glogau den Ambrosianischen Lobgesang absingen lassen. Den eilften Merz musten die Glogauer dem Könige in Preussen huldigen. Dieß geschah sowohl vom Magistrat und der Bürgerschaft, auf eine sehr feierliche Art auf öffentlichem Markte, als auch von den geistlichen Stiftern dieser Stadt, und von den Zoll- und Accisbeamten in des Prinzen von Dessau Zimmer.

§. 9.

§. 9.

Abermaliger Schriftwechsel des preußischen und Wiener Hofes.

Zu eben dieser Zeit erschien auch die königlich-ungarische Beantwortung der in der siebenten Abtheilung angeführten Gründe, aus welchen die rechtlichen Ansprüche des Königs waren erwiesen worden. Vor ihr ging noch ein andres Schriftgen vorher, welches aber mehr gut als gründlich geschrieben war. Die von Wien aus in die Welt geschickte Widerlegung der preußischen Rechtsgründe auf Schlesien, 24 und ein halber Bogen stark, ward auch in Schlesien nachgedruckt. Sie war mäßig und ordentlich geschrieben, und alles hervorgesucht, was nur einigermassen die preußischen Rechte zu entkräften schien.

Friedrich, unser unsterblicher König, der schon im Besitz Schlesiens war, wollte nicht durch Gewalt und Ansehn in der Welt verehrungswürdig werden. Gerechtigkeit und Ueberzeugung krönt erst die Heldenthaten eines Fürsten. Deswegen suchte er es der Welt augenscheinlich zu machen, wie er blos seine Rechte vertheidige, nicht seines Nachbars Gut nehme.

Durch den berühmten Freiherrn von Cocceji muste die Wiener Schrift beantwortet werden. Dieser rich-

tete diesen Auftrag seines Monarchen mit allem Scharfsinn des Philosophen, mit aller Kenntniß des Staatsmannes, mit aller Formalität des Rechtsgelehrten, und mit aller Unparteilichkeit des ädlen Mannes aus.

Euch nun das lange Pro und Contra, d. i. Schreiben und Wiederschreiben der im Streit begriffenen Höfe, noch weitläufiger zu erzählen, werdet ihr selbst unnöthig, und eure Leselust ermüdend finden. Es geht mit dem Federkriege in der grossen Welt, wie in der kleinen. Habt ihr von der letztern Erfahrung, so könnt ihr euch so ziemlich einen Begrif machen, was aus Schreiben und Wiederschreiben herauskommt. Es erschienen der Schriften noch manche. Von einer unter denselben muß ich euch doch etwas sagen, weil sie die Verfassung, in welcher sich damals Schlesien befand, treu schildert. Sie führte den Titel: Wohlmeinende Reflexionen eines auswärtigen Ministers, welcher von der vollkommenen Kenntniß des schlesischen Landes, dessen Regierungsform rc. unterrichtet ist. Eine solche Schrift war sehr heilsam, denn das Neue einer Regierung ist manchen blos deswegen verhaßt, weil es neu ist. Der schwache Kopf hängt eben so, wie der herrschsüchtige, gern am Alten. Schlesien ward in dieser Schrift erinnert: daß es unter österreichischer Regierung keine Minister am Hofe gehabt habe; daß es

fremde

fremde Schulden verbürgen müssen; nur die Einrichtung des Kontributionswesens habe ihm vier Millionen gekostet, und sei doch nichts herausgekommen; die Landesbedienungen mit äußerst schlechten Personen besetzt; das Haupt Schlesiens ein frommer Mann, der aber vor jedem Staatsrath sich fürchten müsse; die augsburgischen Konfeßionsverwandten, d. i. der beträchtlichste Theil der schlesischen Einwohner, werden aufs härteste gedrückt; die Altranstädtische Uebereinkunft wird nicht gehalten; Schlesier machen beim Soldatenstande ihr Glück gar nicht; die schlesischen Kinder müsten vernachläßiget werden u. s. w.

Noch erschienen in Regensburg neue Beweise der preußischen Gerechtsame, und in Schlesien selbst wurden die Ansprüche des Hauses Brandenburg auf das Herzogthum Glogau aus dem Testament Heinrich des elften, Herzogs zu Glogau, worinn derselbe seine Gemahlin, Barbara, eine brandenburgische Prinzeßin, zur Erbin eingesetzt, hergeleitet.

Damit soll nun die Nachricht von diesen wichtigen Schreiben ein Ende haben; kein Wort mehr davon. Aber desto mehr von der wirkenden Kraft unsrer siegenden Armee.

§. 10.

Vorgänge bis zur Schlacht bei Molwiz.

Noch waren die beiden Vestungen Neiß und Brieg unerobert, sonst ganz Schlesien in preußischen Händen. Die leichten Truppen beider Mächte kamen wohl oft ins Handgemenge, manchmal auch ziemlich hitzig. Die österreichische Hauptarmee stand immer noch auf mährischem Grund und Boden. Unser Friedrich marschirte nun in feierlichem Aufzuge aus Schweidniz nach Ottmachau, schickte von da aus ein Korps an die äusserste Gränze von Mähren, weil sich bei Zuckmantel ebenfals ein Korps Oesterreicher gesetzt hatten. Zuckmantel ward bei dem gleich folgenden Angrif auf die Oesterreicher geplündert und angesteckt. So ging's auch dem Städtchen Johannisthal. Dieß harte Schicksal sollen sich diese beiden ersten unglücklichen Städte durch ihr eigen Betragen zugezogen haben. Die Besatzung von Patschkau scharmuzirte mit einem ungarischen Husarenkorps, und so gings hie und da. Der Vortheil war bald auf preußischer, bald auf kaiserlicher Seite.

In der zweiten Hälfte des Merzes rüsteten sich beide Armeen zu wichtigern Auftritten. Die preußischen Truppen zogen sich mit ihrem schweren Geschüz bei

Grottkau

Grottkau zusammen. Graf Neuperg hielt zu Ollmüz grossen Kriegsrath. Die Armee marschirte hierauf, troz alles Schnees, durch die unwegsamen Gebirge nach Schlesien über, und kam den fünften April sehr abgematter bei Neiß an.

Ein Kommando von tausend Mann Reuterei und eben so viel Infanterie eilte in die Gegend von Troppau und Jägerndorf, um den preußischen Truppen, von denen man glaubte, daß sie flöhen, ihren Rückzug zu erschweren.

Der König zog nun alle seine Regimenter zusammen, verließ einige Magazine und die in Oberschlesien eingenommenen Oerter, und gab die Einschliessung der Vestung Brieg indeß auf.

Den achten April rückte die österreichische Armee bis Grottkau, nahm dort gegen tausend Mann preussische Rekruten und etwas Bagage und Proviant weg, und postirte sich grade der preußischen Armee gegenüber. Den Tag darauf marschirte sie nach Brieg, und wahrscheinlich ging ihre Absicht auf Ohlau und Breslau. Da die Preussen sich gar nicht bei ihnen sehen liessen, so ward die Meinung von ihrer Flucht auch allgemein, und die Armee hielt Rasttag.

Unser Monarch, der die eigne Klugheit besaß, jeden Zeitpunkt zu seinem Vortheil zu benutzen, beschloß

nun, eine Schlacht zu liefern. Er ließ daher seine Armee, dem Dorfe Molwiz gegenüber, in die dortige herrliche Pläne aufmarschiren, und Mittags den zehnten April standen die Preussen schon in Schlachtordnung. Molwiz liegt eine Meile von Brieg. Dieß war eigentlich das österreichische Hauptquartier, so wie Pampiz das preußische. Gewöhnlich aber nennt man nur das Dorf Molwiz.

§. 11.

Friedrichs erste Schlacht bei Molwiz.

Die österreichische Generalität wuste noch kein Wort, daß der König ihnen so nahe und so fertig sei, heute eine grosse Schlacht zu liefern. Sie setzten sich eben in Molwiz zur Tafel, als ihnen berichtet wurde, daß der Kommendant in Brieg von zwei Thürmen Raqueten aufsteigen ließ. Doch glaubten sie nur, daß etwa leichte preußische Truppen herumschweiften, und schickten Husaren aus, zu sehen, was und wie es denn sei. Diese österreichischen Husaren stiessen bald auf die preußischen Vortruppen, und wurden gleich angegriffen. Dadurch ward nun allerdings in Molwiz Lärm. Was sie vielleicht schwerlich gutwillig thun wollten, das musten sie nun gezwungen

zwungen

zwungen thun. So geschwind als möglich rückte sie in Schlachtordnung aus.

Kein Geschichtschreiber ist mit dem andern über die Stärke beider Armeen übereinstimmend. Wahrscheinlich hatten die Oesterreicher mehr Reuterei als die Preussen. Friedrich aber führte mehr Infanterie.

Es ist doch auch wohl billig, daß wir, ehe die Armeen an einander kommen, uns ein bischen umsehen, wie denn beide beschaffen sind, und unter wessen Anführung sie sich jezt messen sollen.

Die österreichische Armee war seit dem letzten Türkenkriege noch nicht in Ordnung gebracht. Sie hatten noch hölzerne Ladestöcke, die geschwind zerbrachen, auch waren die Batterien der Gewehre nicht schnell genug, daß also manch Gewehr gar nicht losging. Grobes Geschüz war auch nicht hinlänglich da. Desto mehr Ehre für sie, wenn wir nachher hören werden, wie brav sie fochten.

Bei Friedrichs Armee war alles in gehöriger Ordnung, alles in Ueberfluß; nur scheint das schwere Geschüz damals in unsrer Armee noch nicht die Einrichtung gehabt zu haben, die ihm nachmals unser jeden Theil der Kriegskunst umfassender Friedrich gegeben hat.

An der Spitze der Preussen stand **Friedrich der Einzige.** Neben ihm focht **Prinz Leopold von Dessau,** Feldmarschall **Schwerin,** und die Generallieutenants **Kalkstein, Schulenburg** und **Marwiz.** Ueberdieß noch die Generale, sein Bruder **Heinrich,** Prinz **Ditrich von Dessau, Göze, Posadowsky,** und **Bredow.**

Das österreichische Heer befehligte der österreichische Generalfeldmarschall Graf von **Neuperg.** Mit ihm der tapfre Feldmarschallieutenannt **Römer,** die Generale **Braun** und **Berlichingen.**

Um zwei Uhr Nachmittags giengen die ersten preußischen Kanonen gegen den linken österreichischen Flügel. Dieser muste das Feuer aushalten, ohne wiederschiessen zu können. Fast desperat hieben sie in den preussischen rechten Flügel ein. Fünfmal wiederholten sie den kühnen Angrif, und brachten unsre Reuterei ganz in Unordnung. **Friedrich,** der schon damals alles sehr genau bemerkte, ließ die Fliehenden zurückfeuern. Schulenburg stellte sich vor die Fronte seines gewichenen Regiments, verlor bald sein Leben, und der ganze rechte preußische Flügel fing an zu weichen. Die Oesterreicher eroberten gleich viele Kanonen. Selbst **Friedrich** soll gezweifelt haben, ob der Sieg noch würde erkämpft werden können.

Aber der Held steht bis zum letzten nun ganz unabänderlichen Ausgange der Sache. Auf dem linken Flügel sah es besser aus. Der hatte mehr Luft. Die österreichische Infanterie that dort nichts, und unsre versäumten keine Zeit, die Reuterei einzuschliessen und sie zu kanoniren. Dabei verlor der brave österreichische General Römer sein Leben. Die österreichische Kavallerie muste sich endlich hier durchhauen, und es wird jedem schon von selbst einfallen, wie viel sie bei diesem leidigen Nothwerk gelitten haben muß. Sie lief ordentlich gleichsam durchs preußische Feuer Spitzruthen.

Noch war immer auf der andern Seite der Armeen der Vortheil in österreichischen Händen. Graf Neuperg that alles mögliche, seine Vortheile zu nutzen. Allein das fürchterliche preußische Feuer war nun seinen Leuten nicht mehr auszustehen. Etliche Regimenter machten förmlich rechtsum; andre steckten sich dreißig bis vierzig Mann hinter einander, und gaben solche Lücken, daß ganze Glieder preußische Reuter durchrennen konnten. Aus dem Hintertreffen, welches Fürst Leopold kommandierte, erhielt das vordere die so nöthige Unterstüzzung. Unsre Weichenden stunden wieder, und es ward ein solch entsezlich Feuer, daß der österreichische kommandirende General Graf Neuperg selbst gesagt hat, er habe in seinem

nem Leben kein dergleichen Feuer gesehen, wie das preussische an dem heutigen Tage gewesen sei.

Der österreichische rechte Flügel muste nun bald weichen, ohneracht die österreichische Reuterei die unsrige etlichemal zurückschmiß. Allein da sie nicht unterstüzt wurde, so machte unsre Infanterie wieder ein solch entsetzlich Feuer unter sie, daß sie durchaus zurück musten und viele Leute einbüßten.

Endlich setzte sich Feldmarschall Schwerin vor die Infanterie, und führte sie schnurgrade, wie zur Parade, aber unter stetem Feuer, nochmals an. Da nahm nun österreichischer Seits vollends alles Reißaus. Von zwei bis sieben Uhr hatte das Feuern gewährt; und so mußten endlich die Oesterreicher unserm Könige den Sieg überlassen, und zogen sich nach Grottkau zurück, und Tages darauf nach Neiß.

Friedrich blieb mit seinen übrig geblienen Leuten auf der andern Seite bei Molwiz stehen. Er konnte die Feinde nicht sehr verfolgen lassen, denn es war Nacht, und unsre Reuterei zu weit entfernt. Blos Husaren hieben nach.

Friedrich war überall, und seine Gegenwart gab manchem Zagenden Muth, und manchem Untreuen

Ent-

Entschlossenheit. Es soll dem damals jungen Helden, der seine erste Schlacht lieferte, ein Pferd unter dem Leibe weggeschossen worden seyn. Er ermunterte seine Armee vor der Schlacht, und bewieß nachher seine Unzufriedenheit, besonders mit dem Schulenburgischen Regimente.

Die Schlacht kostete beiden Theilen viele Leute. Unser Prinz Friedrich, mittelster Sohn Marggrafs Albrecht Friedrichs, blieb auch dabei. Die Oesterreicher verloren etwas mehr, als die Preussen, und ihr Verlust war zwischen fünf und sechstausend, der preußische zwischen vier und fünftausend.

Dieß war Friedrichs erste Schlacht, und diese erste war gleich so wichtig, daß sie fast den Grund zu seinem nachmaligen Kriegsglück legte.

Nachdem nun die Blessirten besorgt und die Todten begraben waren, so ruhte die preußische Armee etwas aus. Der König ließ aus besondern geheimen Ursachen den Kardinal Zinzendorf, Bischoff von Breslau, gefangen nehmen, und nach Breslau bringen. Das machte viel Aufsehn, und sogar der Pabst schrieb an die katholischen Fürsten, sich deshalb zu verwenden. Ehe aber noch die Fürsprachen einliefen, setzte ihn der

König aus eigener Bewegung in Freiheit, jedoch unter der Bedingung, daß er Schlesien sogleich verlassen mußte.

Friedrich ließ nun die Oesterreicher beobachten; diese streiften besonders mit ihren Husaren bis nahe an Breslau, ja es soll eine Partie davon bis in die Breslauer Vorstädte gekommen seyn.

Den neunzehnten April endlich befahl der König, ein Lager vor seine Armee abzustecken. Dieß bezog sie aus ihren bisherigen Kantonirungsquartieren den zwanzigsten. Breslau aber ward durch ein dahin abgeschicktes Korps gedeckt.

Der aus Frankreich an alle deutsche Höfe abgesandte grosse Staatsbote, Marschall von Belle Isle, kam den sechs und zwanzigsten im königlichen Lager an. Mit aller Ehrenbezeugung ward er eingeholt, und er genoß alle Achtung. Jedermann konnte leicht vermuthen, daß seine Aufträge von der grösten Wichtigkeit seyn musten. Worinn sie aber eigentlich bestunden, erfuhr noch niemand. Die Zeit, die so viel aufklärt, zeigte auch nachmals den Schlüssel zum Geheimniß dieser Gesandtschaft.

§. 12.

Brieg wird erobert.

Den sieben und zwanzigsten April wurde mit einbrechender Nacht die förmliche Belagerung dieser Vestung angefangen. Grade vor neun und neunzig Jahren war diese Stadt vergeblich belagert worden. Da lag der euch fast allen bekannte schwedische General Torstensohn davor, muste aber abziehen. In Brieg stund als Kommendant ein alter versuchter österreichischer General, Graf Pikkolomini. Er hatte schon gegen die Türken seine Tapferkeit bewiesen, und dachte darauf, seine Vestung so lange als möglich zu vertheidigen. Als der König die Vestung zur Uebergabe aufforderte, so ließ er Sr. Majestät auf die verbindlichste Art sagen: „daß „er wisse, wie Se. Majestät nur die liebten, die ihre „Schuldigkeit thäten; er bäte also um Verzeihung, daß „er die Vestung nicht überliefern könne, da noch kein „Kanonenschuß geschehen.„ Der König ließ also gleich, ehe sichs der Kommendant versah, die Laufgräben öfnen, und mit anbrechendem Tage standen schon zwei Batterien da. Von jeher hat die preußische Schnelligkeit alles übertroffen, und hier waren schon Werke fertig, ehe die Belagerten, so schön hell auch der Mond schien, was davon gesehen hatten.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

Den ersten Mai ging das Kanoniren und Bombardiren recht an, und die Stücke der Belagerten mußten bald schweigen. Wider Willen der Preussen fiel eine Bombe in ein Magazin nächst dem schönen Schloß, zündete, und der Wind trieb die Flamme ins Schloß, daß es in kurzer Zeit in der Asche lag. Der König ließ während des Brandes mit dem Kanoniren inne halten, daß sie löschen konnten; allein alle Mühe war vergeblich.

Den zweiten Mai muste noch eine Batterie fertig werden, und die vorigen feuerten so heftig, daß der Wall der Vestung einzufallen anfing. So verging auch der dritte Mai. Den vierten konnten sich die Belagerten nicht mehr auf den Wällen halten, sondern steckten nachmittags die weisse Fahne, das Zeichen der Uebergabe, aus. Der König bewilligte der Besatzung den freien Abzug bis Neiß. Ihre Bagage durften sie mitnehmen, und die Offiziere musten sich auf Ehre verbindlich machen, zwei Jahre nicht mehr gegen den König zu dienen. Alles Geschüz aber und Proviant blieb in preußischen Händen. Man fand ein und sechzig Kanonen und acht Mörser, mit einem grossen Vorrath von Pulver und Kugeln. Der Kommendant ward an die königliche Tafel gezogen, und ihm mit aller Auszeichnung begegnet. Die Belagerung kostete dem König wenig Leute, aber

gewal-

BAYERISCHE STAATS- BIBLIOTHEK MÜNCHEN

gewaltig viel Pulver und Blei. Man will 2122 Bomben und 4714 Kanonenschüsse gezählt haben, die in die Vestung verschossen worden sind.

§. 13.

Die Zeit bis zum Winter.

Die Armeen blieben darauf in ihren Lägern; die Preussen bei Molwiz, die Oesterreicher bei Neiß, und es paßirte nichts, als die kleinen Scharmüzel der leichten Truppen, die sich einander blutige Köpfe machten, wobei bald diese, bald jene Partei die Oberhand behielt.

Der österreichische General en Chef vertheidigte sich in einem öffentlichen Patent gegen die Beschuldigungen, daß er allerlei Leute befehliget hätte, die Evangelischen in Oberschlesien auszurotten, wenigstens zu verfolgen.

Beide Armeen verstärkten sich, so viel sie konnten. Bei der unsrigen erschien zuerst ein Korps Uhlanen mit ihren Spiessen. Bei der kaiserlichen kamen Warasdiner, Wallachen, Raizen, Tolpatschen, Kroaten u. s. w. und sie bevestigten ihr Lager, und setzten die Neisser Vorstädte unter Wasser.

Den acht und zwanzigsten Mai ließ der König sein Lager abbrechen, und rückte den Oesterreichern näher. Jeder sah wieder einer Schlacht entgegen; allein es blieb alles unthätig, und man fing schon an, vom Frieden zu sprechen. Im königlichen Lager waren die Abgesandten von neun der vornehmsten europäischen Mächte gewesen. Während daß man wahrscheinlich über den Frieden berathschlagte, konnten Kenner doch wohl gewahr werden, daß er so nahe noch nicht sei. Den achten Junii fiel ein groß Scharmüzel bei Grottkau vor, in welchem die Preussen den kürzern zogen. Den neunten Junii rückte der König den Oesterreichern noch näher. Ein österreichisches Korps wurde unter die Kanonen von Neisse gejagt. So vergingen noch etliche Tage unter stetem Scharmuziren, und die Oesterreicher machten Miene, nach Niederschlesien einzubrechen. Deswegen ließ der König den dreizehnten Junii sehr früh seine Armee nach Hernsdorf bei Strehlen marschiren, und schlug dort sein Lager auf. Dabei kam's zu einem hitzigen Gefecht der Husaren, wobei nichts gewonnen, nichts verloren wurde.

Alle Müßiggänger zerbrachen sich gewaltig die Köpfe, und wollten gern wissen, warum der König sich so weit von dem Feinde entfernte; sie erriethen es aber, wie's mit solchen Klügeleien stets geht, doch nicht.

Die

Die grosse Menge leichter Truppen, worinn uns Oesterreich immer überlegen gewesen ist, und welche zwar beim ernsthaften Angriff nicht viel taugen, außerdem aber die gegenseitige Armee stets beunruhigen und das Land verwüsten, schwärmten gewaltig herum, waren manchmal glücklich, und kaperten dieß und jenes weg. Die Preussen waren in einigen solchen Gefechten ziemlich unglücklich. Die Stadt Hirschberg machte sich in dieser Zeit dem Könige verdächtig, und muste die Maaßregeln des Königs als Wirkungen davon ansehen. Ein österreichischer Husarenrittmeister schlich sich bis an ein Vorwerk vor Breslau, nahm 624 daselbst befindliche Ochsen weg, und ohnerachtet man ihn sogleich verfolgte, so wuste er doch mit seiner Beute durch Umwege zu entkommen, und brachte sie glücklich ins österreichische Lager. Der kühne Mann hieß Gröger. So schnappten auch die Panduren verschiedene Wagen mit Gütern auf.

Der König ließ wegen Auswechselung der Kriegsgefangenen Unterhandlungen anfangen, und sie kamen bald damit überein. So ging der Monat Junius zu Ende. Daß in der That an einem Frieden eifrig gearbeitet wurde, hatte seine gute Richtigkeit; nur war vielleicht der glückliche Zeitpunkt noch nicht da.

Die schlesischen Landesstände zahlten das ihnen zuerkannte Steuerquantum an den König. Friedrich

traf in politischen Dingen allerlei Einrichtungen, die seinem Intresse gemäß waren, und verständigte, die darin irre wurden, sehr gnädig und deutlich.

Den Monat Julius stunden die Armeen immer noch gegen einander. Die in preußischen Händen befindlichen Vestungen wurden ausgebessert und verstärkt. Alles nach Höchsteigner königlicher Vorschrift. Endlich den zwanzigsten dieses Monats schien es, als wenn sich die österreichische Armee in Bewegung setzen wollte. Friedrich musterte seine Armee. Bei Rothschloß kams wieder zum Handgemenge. Eben so bei Zobten, welches Städtchen dabei ein Raub der Flammen werden muste. Man war in der Gegend nirgends vor Ueberfällen der österreichischen Husaren, Panduren u. s. w. sicher, bis Prinz Moriz von Dessau ausrückte, und die wilden Gäste vertrieb.

Bei den Hauptarmeen herrschte Meeresstille; ein Vorbote heftiger Stürme. Mit Anfange des Augusts ward's bei der österreichischen Armee unruhig. Sie zog sich etwas zurück, und ließ nur ihre leichte Truppen noch, wohin sie kommen konnten, streifen.

Breslau schien den Oesterreichern, wider ihr Versprechen ergeben zu seyn. Die Oesterreicher verriethen bei ihrem Rückmarsch sichtliche Absichten auf diese Hauptstadt Schlesiens. Der König ließ also so still als möglich

die

die Stadt nun zum erstenmal besetzen. Fürst Leopold führte dieß ohne einen Schwerdtstreich aus, und die Stadt muste dem König huldigen. Der kaiserliche Adler wurde an den Aemtern abgenommen, und preußische aufgesetzt. Der König kam endlich selbst dahin, und gab dem Adel einen prächtigen Ball, ging aber bald wieder zur Hauptarmee, nachdem er der Stadt hinlängliche Garnison gegeben hatte. Diese Huldigung leisteten auch die Städte Liegniz und Schweidniz.

Die Oesterreicher schickten einmal nach dem andern aus dem Hauptlager Kommandos ab, die denn bald auf Preussen stiessen, und machten allerlei Bewegungen, hüteten sich aber sorgfältig, aufs Freie zu kommen.

Der König fands vor nothwendig, auch seine Stellung zu verändern, und setzte sich in der Gegend von Reichenbach und Schweidniz. Die Oesterreicher bezogen ein Lager an der Höhe des Gebirges bei Tyrnau. Dort blieben sie in diesem fast unübersteiglichen Lager bis zum achten September stehen. Der König nahm dieß selbst in Augenschein. Er fand's so vest, daß er nur den Feind beobachten, nicht angreifen konnte. Der österreichische General, Graf von Thierhelm, bevestigte Frankenstein, und der berühmte Parteigänger, Obrist von Trenk, schlich sich in die Gegend unter Heinrichau.

Der König muste mit seinen Leuten sehr kärglich haushalten, und konnte nie die unaufhörliche Streifereien der Feinde ganz verhindern. Ihr Herumschwärmen war bald hie, bald da, und das Land litt durch ihre Plünderungen unbeschreiblich.

Hatte die Königin von Ungarn und Böhmen schon vorher allen Schlesiern befohlen, aus preußischen Diensten zu gehen, so befahl iezt **Friedrich** seinen Unterthanen ein gleiches. Dadurch bekamen wir den österreichischen Feldmarschall Graf von Schmettau in unsre Dienste. Viele Schlesier, besonders Katholiken, weigerten sich der preußischen Huldigung. Das thaten die Domherren in Breslau, wurden entlassen, und gingen theils nach Neisse, theils nach Ollmüz. Die schlesischen Städte musten ein genau Verzeichniß, was seit zwanzig Jahren her vor Landesabgaben üblich gewesen waren, einreichen.

Die Läger beider Armeen wurden im September noch oft verändert. Der König hatte seine Gegenpartei über den Fluß Neisse zurückgetrieben. Er marschierte den achten September durch die engen Wege im Münsterbergischen, wobei die österreichischen Husaren Gelegenheit genug hatten, die Preussen anzufallen, auch endlich ein Duzend Wagen wegschleppten. Seine Hauptabsicht konnte indeß doch nicht vereitelt werden. Die Oesterreicher musten sich entweder von der Vestung

ab-

abschneiden lassen, oder über den Fluß zurückgehen. Sie wählten das letztere, und standen Tag und Nacht in Schlachtordnung, wo sie einen Angrif erwarteten. Moräste, Teiche, Bäche und Wälder deckten sie; und würde wohl der weise Friedrich hier ohne Noth ein Wagstück gemacht haben?

Die Oesterreicher zogen den Preussen nach, und blieben beinahe vierzehn Tage, bis zum sechs und zwanzigsten September, vor ihnen stehen. Der grosse Plan Friedrichs ging dahin, in Oberschlesien zu dringen, die Oesterreicher in die Fläche bei Neustadt zu locken, dort mit ihnen zu schlagen, und sie an die Gebirge zu treiben. Die Oesterreicher hatten also abermals aus zwei Uebeln das kleinste zu wählen. Entweder sie musten dort ein Treffen wagen, oder sich die Pässe von Mähren erhalten und die Stadt Neisse verlassen.

Dieß mit Friedrichs Weisheit überdachte Ganze ward durch seine Helden so schön ausgeführt, daß die Oesterreicher in der That in die Neustädter Fläche gelockt wurden, aber auch, ehe sie der König noch angreifen konnte, vermuthlich weil sie nun merkten, was es werden sollte, eiligst nach Jägerndorf fortrückten.

Fürst Leopold muste nun die Vestung Neiß einschliessen. Andere Korps beobachteten die österreichische Hauptarmee, und sahen sie, ihren Marsch immer nach

Mähren fortsetzen. Schlesien war bald von der österreichischen Hauptarmee leer. Der König quartirte Truppen in Oberschlesien ein, und Fürst Leopold ging nach Böhmen in die Winterquartiere, sollte auch nebenbei die Vestung Glaz wegnehmen.

§. 14.

Die Vestung Neiß wird erobert.

Neiß war seit der ersten Beschiessung vester gemacht worden, und stand nunmehr unter Wasser. Dieß machte den Preussen ein schwer Stück Arbeit. Was ist aber preußischem Muth und Geduld je zu schwer gewesen? — Prinz Ditrich von Dessau bombardirte die Stadt abermals heftig. Unterstüzung hatte sie iezt gar nicht zu erwarten. Sie ging also den ein und dreißigsten Oktober über, und die Besatzung erhielt freien Abzug. Die Einnahme der Stadt Neiß machte dem dießjährigen Feldzuge ein Ende. Der König ging nach Breslau und hernach nach Berlin, und die Armee bezog ihre Winterquartiere meist in Oberschlesien.

§. 15.

Vorgänge im Winter.

Von den Friedensunterhandlungen, die in diesem Winter, geschehen seyn, soll beim Friedensschluß selbst ein mehreres folgen.

Ehe der König nach Berlin abgegangen war, hatte schon ganz Niederschlesien ihrem neuen Beherscher gehuldiget. In Breslau geschah dieß mit vielen Feierlichkeiten den siebenden November des 1741sten Jahres. Der König war selbst anwesend, und Graf Podewils, sein erster Staatsminister, hielt an die versammleten Stände von Niederschlesien, ingleichen von Grottkau, Münsterberg und einem Distrikt von Neisse, eine trefliche Rede, welche ein Herr von Prittwiz, Herzoglich-Oelsnischer Regierungspräsident, im Namen seiner Mitstände bündig und kräftig beantwortete.

In Berlin arbeitete unser König unermüdet in Staatsangelegenheiten, und entwarf schon die klügliche Fortsetzung des angefangenen Krieges. Mit dem König von Pohlen traten Se. Majestät in genaue Freundschaft.

Die preußischen Truppen lagen in den Winterquartieren nicht lange stille. Sie brachen theils in Böhmen, theils in Mähren ein. Maria Theresia kam in

die

die gröste Verlegenheit, weil man ihr die Nachfolge in der Kaiserwürde streitig machte. Schlesien war in den Händen unsers Friedrichs, und Prag war von den Sachsen, Baiern und Franzosen vor Se. Churfürstl. Durchl. von Baiern weggenommen. Ihr wißt schon, was Baiern dabei wollte, und erinnert euch aus dem obigen, daß es von Frankreich und Sachsen unterstüzt wurde.

Unsre Truppen hatten schon den sieben und zwanzigsten Dezember die Hauptstadt Mährens, Ollmüz, weg; Brünn aber war zu stark bevestiget, und wurde zu wohl vertheidiget, als daß es so leicht einzunehmen war. Bis nach Niederösterreich breiteten sich unsre siegreichen Preussen aus, und würden wohl gar ihren ungebetenen Besuch in Wien gemacht haben, wenn die Donau nicht dazwischen gewesen wäre. Sie trieben in der Gegend überall Kontributionen ein. Ganz Oesterreich war in Furcht und Schrecken, und die österreichische Armee lag im Innern von Böhmen zum Wundern still.

§. 16.

Eröfnung des Feldzugs unter Anwesenheit unsers Königs, 1742.

Der grosse thätige Monarch ging den achtzehnten Januar schon wieder von Berlin zu seiner Armee ab.

Welcher König hat bis iezt die außerordentliche Verleugnung aller Bequemlichkeiten so gezeigt, wie dieser? Seine Reise ging über Dresden und Pirna nach Prag. Er besah in Begleitung des Fürsten von Dessau diese Stadt, und setzte schnell seine Reise über Altbunzlau nach Glaz fort. (Die Bergvestung dieser Stadt war wohl noch in österreichischen Händen, sie ergab sich erst den sechs und zwanzigsten April, aber das Land umher und die Stadt unter der Vestung, welche dem König vom Churfürst von Baiern, da sie ehedem zu Niederschlesien gehört hatte, auf den Fall seiner Erhebung zur Kaiserwürde, war abgetreten worden, alles in preußischer Macht.) Von Glaz gings eiligst zu seinen Truppen nach Ollmüz, und von da zu seiner Hauptarmee nach Meseriz in Mähren. Nachher nach Znaim, und endlich nach Nickelsburg an die österreichische Gränze. So nahe war noch kein preußischer Regent dem Throne Wiens gewesen, als der unsrige. Ueberall wurde vor gut Handgeld in Mähren geworben, Pferde in Menge eingekauft, und alles ging glücklich, wenn auch dann und wann die Besatzung von Brünn bei ihren Ausfällen kleine Vortheile zu erhalten schien.

Die österreichische Armee hatte durch ganz Böhmen und Oesterreich einen halben Zirkel geschlossen, daß sie von allen Seiten her Brünn unterstüzen konnte. Die

Preuß-

Preussen, die also dazumal glaubten, Brünn würde mit Hülfe der Sachsen belagert werden, dachten sehr unrecht.

Alles rüstete sich zur Fortsetzung eines so wichtigen Krieges. Der österreichische Entwurf, die Preussen und Sachsen in Mähren abzuschneiden, dann Prag wieder zu erobern, in Sachsen einzufallen, und denen den Baiern zu Hülfe kommenden Franzosen sich entgegen zu setzen, war schon gut; nur es ging nicht so, wie man dachte.

Preussen focht vor Schlesien, die Sachsen, Baiern und Franzosen vor die Kaiserwürde, Böhmen und Mähren. Ich werde die letztern wenig mehr erwähnen; meine Absicht ist nur, die Thaten **Friedrichs** zu erzählen. Sie gehören doch wohl ganz eigentlich zu seinem Leben? —

Unser König wandte alles an, den Kriegsschauplatz aus Schlesien weg und nach Böhmen zu spielen. Schon die erste Vorsorge und Schonung, die er seinen erst eroberten Provinzen erwies! Es wurde aus Mähren und Böhmen gewaltig viel Fourage und Lebensmittel nach Schlesien gebracht. Die Sachsen sonderten sich von den Preussen ab, und der König zog sich fast gänzlich nach Böhmen. Nur bei Ollmüz wurde ein Korps gelassen, welches sich aber bald nach Troppau zurückziehen

muste. Bei dieser Retirade verlor es neunhundert Proviantwagen, die aus Mangel der Pferde nicht fortzubringen waren.

Unsre Hauptarmee stand in drei Chören, und ehe noch der Fürst von Dessau dazu stoßen konnte, erfuhr der König, daß der Prinz Karl von Lothringen im graden Marsch nach Prag begriffen sei. Um ihres Anmarsches willen hatten sich die zu schwachen Preussen aus Mähren machen müssen, und diese Armee kam auf das preußische Hauptquartier nach Chrudim los. Der König muste also in der Eil seine Armee zusammenrufen, und ein Lager beziehen. Friedrich war in Gefahr, seine Magazine an der Elbe zu verlieren, und von der französischen Armee abgeschnitten zu werden. Konnte er wohl säumen, das zu thun, was ein Held seiner Art vor gut findet? — Er ließ die Höhen besetzen, marschirte vorwärts, ließ den Fürst von Dessau indeß mit dem Befehle, morgen mit den Brodtwagen nachzukommen, zurück. So muß der Feldherr nicht nur fechten wollen und zu fechten wissen, sondern er muß auch immer väterlich sorgen, wo seine Leute Brodt, und seine Pferde Futter hernehmen. Das letztere ist oft schwerer, und erfordert wenigstens eben so viel Kopf, als das erstere.

Nach

Nach verschiedenen Einrichtungen und Vertheilungen seiner Armee, welche die eingezogenen Nachrichten nöthig machten, lagerte sich unser unsterblicher König bei Chotusiz, ein Marktflecken im Tschaslauer Kreise. Es bestätigte sich immer mehr, daß Prinz Karl mit der ganzen österreichischen Macht in der Nähe sei, und unsre Preussen musten ihre Posten nach Kuttenberg und Kollin hin ausdehnen, endlich aber sich ganz zusammenziehen. Der österreichische Befehlshaber beschloß indeß mit dem alten Feldmarschall Graf von Königsegg, und seiner übrigen Generalität, die Preussen anzugreiffen, ehe sie noch ihre Korps alle an sich ziehen konnten. Es wurde eine aus vier und zwanzig Punkten bestehende Vorschrift, wie man das Werk anfangen wollte, zu Papier gebracht, und mit der Parole: Gott mit uns und Maria, und dem Feldgeschrei: Elisabeth, setzte sich die österreichische Armee den sechzehnten Mai Abends um acht Uhr in Marsch. Früh um vier Uhr befand sie sich in der Gegend um Tschaslau und Chotusiz.

§. 17.

Friedrichs zweite Schlacht bei Chotusiz oder Tschaslau.

O wie sehr fand sich Prinz Karl in seinen Erwartungen betrogen! Ein lehrreich Beispiel, wie so oft wir

unsre

unsre Entwürfe in dem Augenblick vereitelt sehen, da wir auf hohen Ruhm Rechnung machten. Anstatt daß er glaubte, die Armee des Königs zum Treffen unbereitet, und seine Macht noch vereinzelt zu finden, sahe er mit nicht geringer Verwunderung, daß ihm die Preussen in schönster Ordnung schon entgegenrückten, und daß Prinz Leopold zum König gestoßen war, ohne daß er davon Nachricht erhalten hatte. So kam Friedrich seinen Gegnern immer zuvor. Das kan aber auch nur ein König, der nach der Schlacht bei Molwiz dem Fürst Leopold selbst schrieb: „In zwei Tagen habe ich weder geschlafen, noch gegessen.„ Nie ist die Stärke beider Armeen ganz gewiß bekannt worden; die preussische war aber unläugbar die schwächste.

Nur etliche Stunden noch standen die Armeen gegen einander, und Friedrich grüßte den siebzehnten Mai früh um acht Uhr seine Feinde mit einem heftigen Feuer aus 24pfündigen Kanonen. Vorher noch hatte er an den französischen Befehlshaber, Marschall von Broglio geschickt, und ihn ersuchen lassen, mit der unter seinem Kommando stehenden Armee zu ihm zu stoßen. Dieser französische General antwortete, er habe keine Ordre dazu, doch wolle er dieß Verlangen eiligst an seinen Hof berichten! — Die Schlacht begann, und es ward von beiden Seiten mit vieler Tapferkeit ge-

fochten. Um Mittag war schon der Sieg vor die Preussen entschieden, und die Oesterreicher musten den Wahlplatz verlassen und sich zurückziehen.

Ohnläugbar war schon ein Theil unsver Reuterei getrennt, aber sie rafte sich bald wieder, und drang mit grosser Tapferkeit in den Feind ein. Die ungarische Infanterie stand dißmal besser, als bei Molwiz, aber ein Theil ihrer Husaren plünderte während der Schlacht unser Lager, und machte bei der Sache selbst, nichts als Unordnung. Am stärksten war die Niederlage beim Flecken Chotusiz, wohin sich beim Zurückweichen des linken Flügels die ganze Infanterie vom rechten Flügel der österreichischen Armee gezogen hatte. Der König grif in höchsteigner Person an, und errang mit seinen braven Soldaten den Sieg. Der Verlust der feindlichen Armee ist nach ihrem eignen Geständniß ansehnlich gewesen, und sie mußten viel Artillerie im Stich lassen. Preußischer Seits büßten wir wohl, wenn man die nachher an den Wunden Gestorbenen dazu rechnet, gegen 3000 Mann ein; der Feind mehr als noch einmal so viel. Unsre Reuterei hatte einige Standarten verloren; davor erbeuteten wir aber achtzehn Kanonen und eine Haubitze. Die Oesterreicher hatten ihre Fahnen eine Viertelmeile zurückgelassen, und marschirten ohne diese Kriegszeichen auf. **Friedrich** war stets an der Spitze seiner Krieger, und

scheute

scheute keine Gefahr. Die Schlacht selbst war freilich nicht so hitzig, als die bei Molwiz; ihre Folgen aber wurden bald wichtig genug. Vielleicht gab sie wohl gar die kräftigste Veranlassung, daß die vorläufigen Friedensartikel wider aller Menschen Vermuthen in Breslau den eilften Julii zu stande kamen.

Prinz Leopold ward gleich nach dem Treffen zum Feldmarschall ernannt, und der König beehrte noch andre Generals, die sich ausgezeichnet hatten, mit höhern Chargen, ließ auch an die Truppen bei der Parole eine förmliche Erklärung seiner Zufriedenheit und seines hohen Lobes halten.

Den achtzehnten Mai rückte die preußische Armee eine Meile vor, und **Friedrich** nahm sein Hauptquartier in Czaslau, welches die Oesterreicher indeß verlassen hatten. Den zwanzigsten war bei der Armee das feierliche Dankfest. Nachher zogen sich unsre Truppen weiter aus einander, und unser Monarch wählte zu seinem Quartier das schöne Schloß Malschau bei Kuttenberg. Hier blieb er einige Wochen ganz ruhig. Er besuchte seinen kranken General von Rothenburg, und eben so auch den gefangenen und tödtlich bleßirten kaiserlichen General von Pallant.

Jezt erfuhr er auch, daß es Frankreich gegen ihn ganz falsch meinte, und er war bald durch seine aushar-

rende Klugheit so glücklich, die Plane des damaligen französischen Staatsministers, des schlauen Kardinals Fleury, zu entdecken. Auch diese Erfahrung trug gewiß das ihrige dazu bei, den Frieden zu beschleunigen.

Im ganzen Lande ward nun ein Dankfest verordnet, und der Text aus Ps. 20, 7. genommen.

Friedrich bezahlte hier sogar den Eigenthümern der Aecker, auf welche er die Todten begraben lassen muste, die Plätze zu diesen Begräbnissen.

Nach dem allen zog sich die österreichische Armee immer mehr an die mährische Gränze zurück, brachte verschiedene Regimenter aus Mähren an sich, und ließ durch ihre Husaren und Panduren unsere Truppen unaufhörlich beunruhigen. In der That aber ward schon im Geheimen am Frieden ernstlich gearbeitet, und die kleinen Scharmüzel waren nur noch so auf allen Fall.

Die Franzosen erstaunten, daß sich unser Monarch so ruhig verhielt, ohnerachtet vielleicht bei dem Marsch des Prinz Karl etwas zu machen gewesen wäre. Jezt baten sie unsern König, einem ihrer Korps, das ins Gedränge kam, zu Hülfe zu kommen. Friedrich aber wuste zu wohl, wem er geholfen hätte! Nach einigen Hin- und Hermärschen warfen sie sich nach Prag, und am Ende zogen sie wieder ganz ab.

Während

Während daß der König in Böhmen sich so ernsthaft beschäftiget hatte, wehrte der alte Dessauer in Oberschlesien den öfteren Versuchen der Feinde, dort einzufallen. Es fiel nichts Wichtiges dort vor.

Ich kan mich nicht enthalten, mit einer Stelle aus einem Briefe des Herrn Voltaire an unsern Monarchen diese Abtheilung zu schliessen.

„Sie sind ein Held, aber Sie sind dabei ein Weiser. „Dero Vernunft verflucht grosse und dabei grau„same Thaten. Wohin auch Ihr Heldenmuth Sie „getrieben hat, mitten unter die Kanonen, über „die gehäuften Leichen, wenn Sie dem Tode uner„schrocken unter die Augen gehen und den Sieg ge„wiß machen; wenn Sie mit dem Blute der Un„glückseligen Dero Ruhm bevestigen, so vergebe ich „Ihnen doch alles, wenn Sie dabei seufzen. — „Dero Bescheidenheit ist verrathen worden; die „alles mit Augen angesehn haben, diese sagen einmü„thig aus, daß man die Gewinnung der Schlacht „blos dem überaus grossen Heldenmuth und der un„gemeinen Klugheit, welche Sie bewiesen, zuzu„schreiben habe. Sie setzen hinzu, daß mein Held „doch kein unempfindlich Herz hat und daß eben die „Person, welche so viele Leute tödten läßt, vor dem „Bette des Generals v. Rothenburg sitzt ꝛc.„

Neunte Abtheilung.

Friedrich der Einzige schließt den ersten Frieden.

Friedrichs Waffen waren gloreich. Ein Alexander würde wahrscheinlich nun nichts weniger als zum Frieden bereit gewesen seyn. Nicht so unser Friedrich, der blos Krieg führte, um Friede zu erkaufen. Er sagt ja selbst: Tapferkeit macht Helden, Menschlichkeit Fürsten: So heldenmäßig er sein Recht erfochten hatte, so menschlich war es ihm doch, das Schwerdt einzustekken, sobald man ihm sein Recht zuzugestehen geneigt war.

Die ganze Lage der politischen Begebenheiten war dermalen so, daß Friedrich durch nichts von außen her bewogen werden konnte, Friede zu schliessen. Nur Patriotismus und Menschlichkeit machte den Fürsten so erbötig, seine Siege nicht weiter zu verfolgen. Der englische Hof hatte sich durch seinen Minister, Lord Hindfort, besondere Mühe gegeben, dieß grosse Werk zu stande zu bringen. Gegen Oesterreich stand unser Friedrich als Sieger um Schlesiens willen. Frankreich, Sachsen und Baiern stritt vor Karl VII. der die Kaiserwürde erhalten hatte, auf welche Maria Theresia Anspruch machte. Diese hatten ein ganz ander Intresse, als Friedrich, und

die

die Befehlshaber der französischen Armee, die Marschälle von Broglio und Belle Isle hatten, wie ihr wißt, unsern König zu der gerechten Vermuthung oft genug veranlaßt, daß ihr Hof blos seine eigene Absicht zu erlangen trachtete.

So wurden denn jezt in Breslau die ersten Friedensartikel entworfen, und den acht und zwanzigsten Julii 1742. kam der feierliche Friedenstraktat zwischen unserm König und der Königin von Ungarn und Böhmen ganz zu Stande. Hier ist sein Hauptinhalt:

„Es soll zu ewigen Zeiten ein unverbrüchlicher Friede und vollkommene Freundschaft zwischen Ihro Majestät der Königin von Ungarn und Böhmen, deren Erben und Nachfolgern, und dem Könige von Preussen und seinen Nachfolgern seyn.

Alle Feindseligkeiten hören nunmehr gänzlich auf, und alles Vorgegangene wird von beiden Theilen vergessen.

Die Königin von Ungarn und Böhmen treten vor sich und Dero Erbfolgern und Nachfolgern beiderlei Geschlechts, auf ewig und mit allen Souverainitäten, auch Unabhängigkeit von der Krone Böhmen, an Ihro Majestät dem König von Preussen, dessen Erben und Nachfolgern, gegen Ausstellung der gehörigen Entsagung auf alle weitere Ansprüche nunmehr ab:

Sowohl Ober- als Niederschlesien, mit dem Distrikt von Katscher, (welches ehemals zu Mähren

gehörte,) so daß sie das Fürstenthum Teschen, die Stadt Troppau, und was jenseits des Flusses Oppa liegt, und die Höhen der ohnedieß zu Mähren gehörigen, obgleich in Oberschlesien gelegenen Berge, ausnehmen. Desgleichen die Stadt und das Schloß Glaz, sammt der ganzen Grafschaft dieses Namens.

Der König von Preussen läßt die katholische Religion in Schlesien in dem Zustande, in welchem er sie findet, und wird sich seiner landesherrlichen Rechte nicht zum Nachtheil derselben bedienen.„

Es waren der Artikel überhaupt sechzehn, und alle gingen dahin, daß, wer den Lauf der Dinge in der Welt nicht von langeher kennt, schier hätte vermuthen können, daß nun zwischen Preussen und Oesterreich ein ewiger Friede sei. Aber, lieben Leser! das ist so in der Welt nie wirklich worden, und der Fortgang des Lebens unsers verewigten Friedrichs wird euch erinnern, wie oft er noch in die traurige Lage gekommen ist, das Kriegsschwerdt zu entblößen. Schlesien hat immer wieder nähere oder entferntere Veranlassung dazu gegeben, und unsere Provinz ist mit Recht, wie Herr Konsistorialrath Tiede zu Schweidniz in seiner Gedächtnißpredigt auf den hochseligen König sehr artig sagt: Friedrichs Schmerzenskind.

Dieser

Dieser Friedensschluß heißt bald der Breslauer Traktat, bald der Berliner Friede.

Nachdem nun alles seine Richtigkeit hatte, ward dieser Friedensschluß an den Hauptorten der preußischen Lande feierlich bekannt gemacht. Im Lager that's der König selbst, da er eben seinen Generals ein groß Traktament gab, und bald daraaf ließ er es auch seiner Armee erklären. Sämmtliche Truppen wurden nun bald aus Böhmen zurückgezogen. Nach einer vor mir liegenden Liste marschirte Friedrich mit 111172 Mann aus dem Kriege, und nach dem beigefügten Etat sollte ihm dieses Heer jährlich 6541440 Rtlr. kosten.

Auf seiner Reise in die Residenz hielt er sich fast eine Woche in der Hauptstadt Schlesiens auf, und zeigte sich unter freudigem Zulauf des Volks täglich auf der Wachtparade und an andern Oertern, besuchte auch die Feier des Friedensfestes, welche der Kardinal von Zinzendorf, Fürstbischof von Breslau, in dasiger Domkirche halten ließ, hörte auch die Predigt des Kardinals über Ps 122, 7. 8. an.

Er hatte vorher schon der Stadt ihre wohlhergebrachte Privilegien bestätigen lassen, und ihr unter den Städten seiner Lande den dritten Rang angewiesen. Jezt gab er ihr noch zwei ordentliche Jahrmessen. Den Liegnizern schenkte er Freiheit, jährlich vier Roß- und

Viehmärkte, auch noch besonders zwei Wollmärkte zu halten. Eben so gnädig dachte er an die Stadt Brieg. Endlich zog er über Glogau, Krossen und Frankfurt nach Berlin zurück, und kam den zwölften Julii mit seines Herrn Bruders Königl. Hoheit und dem braunschweigischen Prinzen Ferdinand Durchl. in allerhöchstem Wohlsein an.

Im Lande wurden nun überall Freudensbezeigungen über diesen Frieden angestellt, und die verschiedenen Texte zu den Friedenspredigten waren aus Psalm 21. v. 2 = 4. Ps. 147. v. 12 = 14. 2c.

Ueber diesen Frieden geriethen hauptsächlich der französische und kaiserliche Hof in nicht geringe Bestürzung, und so klar auch unser Friedrich ihnen bewies, daß es ihren Absichten gar nicht hinderlich seyn sollte, so fühlten sie doch zu sehr, welchen wichtigen Gegner nun Oesterreich verloren hatte. So ein geübter Staatsmann auch der Kardinal Fleury war, so verbarg er doch seinen Unmuth über diesen Frieden gar nicht, und er ließ durch ein Schreiben die Welt überreden, daß er es in der That mit unserm Monarchen gut gemeinet habe.

Eben so wenig Freude hatte man in Dresden. Man eilte sogar, sich mit Oesterreich ebenfalls so gut als möglich auszusöhnen. Aber England und Holland freuten

sich

sich sehr, denn nun waren ihnen auch die auf Schlesien unter österreichischer Regierung vorgeschossenen Summen, die unser Friedrich mit übernommen hatte, gesichert genug. Alle übrige europäische Höfe hatten nach ihrem verschiedenen Interesse dabei, auch Freude und Mißvergnügen darüber, und nahmen ihre Maaßregeln darnach, welche zum Theil in der Folge bald kund wurden.

Zehnte Abtheilung.

Friedrich der Einzige giebt Schlesien Religionsfreiheit.

Ich hole bei dieser Nachricht weit aus; aber ich habe es Ursach. Schlesien hat nie eher wahre Religionsfreiheit gehabt, als seit der glücklichen Zeit, da Friedrich der Einzige sie ihm gab. Eine solche nie genossene, auch wohl iezt zum Theil schon wieder unerkannte Wohlthat ists wohl werth, daß ich sie euch so in ihrem ganzen Zusammenhange darstelle. Es kan mancher Leser die Geschichte der Religion in seinem Vaterlande schon wissen; erlaubt mir um der übrigen willen, die vielleicht noch

nie

nie etwas davon gehört oder gelesen haben, das Wichtigste daraus anzuführen. Ich denke, hier ist der Ort, etwas einzuschieben, was doch entfernter Weise auch mit zur Sache gehört. Wenigstens ist die Erzählung von dem Zustande des Religionswesens in Schlesien, vor Friedrich des Einzigen Zeit, ein unumstößlicher Beweis meines Hauptsatzes, daß unser Land vor Friedrichs Regierung nie wahre Religionsfreiheit genossen hat. Muß nicht dieser grosse König jedem treuen Schlesier auch in der Hinsicht unvergeßlich bleiben? —

Aus den ersten vier Jahrhunderten nach Christi Geburt sind keine glaubwürdige Nachrichten vorhanden, ob schon etwas vom Christenthum in Schlesien bekannt worden sei, oder ob die damals eben nicht zahlreichen Einwohner dieses Landes durchaus Heiden geblieben sind. Da die Völkerwanderungen aus Asien, Europa mit fremden Gästen erfüllten, ward mit der Ankunft der Slaven und Wenden in Schlesien allerdings der heidnische Gözendienst die herrschende Landesreligion. Wir wissen, daß unsre Vorfahren hie und da, obwohl selten, in Tempeln, lieber aber auf Gebirgen und in dunklen Wäldern ihren Gözen dienten.

Ich erkenne sehr gern in der Bekehrung der Schlesier zur christlichen Religion die Vorsehung Gottes; aber

ich

ich darf es als Erzähler dieses Vorganges auch nicht verschweigen, daß es damit mit Gewalt herging. Der polnische Herzog Misiko oder Mieslaus, liebte die Prinzeßin Dambronika, Tochter des Böhmischen Herzogs Boleslaus so sehr, und gelangte auf keine andre Art zum Besitz dieses seines Wunsches, als er muste sich zur christlichen Religion bekennen, zu welcher sich die Prinzeßin schon bekannte, weil Böhmen, Mähren und die Lausiz vorher das Heidenthum verlassen hatten. Mieslaus that dieß und noch mehr. Da Schlesien dazumal zu Polen gehörte, so musten auch seine schlesischen Unterthanen auf Befehl des Herzogs sich taufen lassen. Am Sonntage Lätare geschah die Wegschaffung aller heidnischen Gözen. Daher kommt das bekannte Todaustreiben. Diese Neurung fand nicht allgemeinen Beifall, sondern die Gewalt galt bei vielen vor aller Ueberzeugung.

Ich finde die Bekehrung der Schlesier zum Christenthum, nicht als eine Folge des vorhergegangnen Unterrichts und der daraus entstandenen Ueberzeugung. Wenn einige von euch, liebe Leser! etwa in Schriften finden, daß Hilarius schon im achten und neunten Jahrhundert soll in Schlesien das Evangelium gepredigt haben, so prüfet nur die Gründe, auf welchen diese Nachricht beruht; sie sind höchst unsicher. Schlesien hatte also keine Religionsfreiheit. Das Volk muste Christen werden,

weil

weil ihr Herr mit der Annahme dieser Religion seine Dambronika erkaufte.

Die Veränderung der Religion hatte im Ganzen wenig Einfluß auf die Sittlichkeit der damals so rohen Schlesier. Die Chronickenschreiber geben fürchterliche Nachrichten von der Barbarei der ersten schlesiischen Christen. Die Bißthümer wurden zwar geschwinde gestiftet, Pfarrteien ausgesetzt, und der Adel mit Pfaffen und Kirchen belehnt. (Wort der alten Lehnbriefe.) Die Mönche fanden in Schlesien vor sie ein gar gesegnetes Land, und der heilige Johannes galt in Schlesien so stark als Schutz-Patron, daß sich einige Herzöge von Gottes, der heiligen Jungfrau und des heiligen Johannes Gnade Herzog von Schlesien, schrieben.

Die Religion der damaligen Zeit ward und blieb durchaus Zwang vor unsre Vorfahren, und so bald etwa einer anders glaubte, als Bischöffe, Pfarrherren und Mönche lehrten, so war er ein Ketzer. — Das vermaledeite Losungswort zur Verfolgung und Unmenschlichkeit! — Wie es überhaupt damals in der Welt um die Religion stand, mögt ihr aus den Worten eines katholischen Schriftstellers schliessen. Der Mann, er heist Bellarmin, war ein gewiß treuer Anhänger seiner Kirche, und der schreibt von der Zeit im zwölften bis vierzehnten

Jahr-

Jahrhundert: „Einige Jahre vor der Ketzerei (iezt „schämt sich jeder gute Protestant und Katholik des „Worts) Kalvins war keine Gerechtigkeit in den geistli„chen Gerichten, keine Zucht und Sitten, keine Kennt„nisse der heiligen Wissenschaften, keine Ehrfurcht gegen „göttliche Dinge, kaum war noch etwas von der Reli„gion übrig.„

Grade so sahe es auch in Schlesien aus, und die Regel zur Erlangung der Vergebung der Sünde, war eben die, die Tetzel an seinen Ablaßkasten schrieb:

„Sobald das Geld im Kasten klingt,
„Die Seele aus dem Fegefeuer springt.

Was Wunder, wenn also auch die Schlesier, wenigstens die Verständigen unter der Nation, die wohl seufzten, aber schweigen musten, der Religionsverbeßrung, die durch den Augustinermönch Luther angefangen wurde, gern zufielen. Bruder Martin, sagte Pabst Leo der zehnte, ist ein scharfsinniger Kopf! Das war der grosse Mann, griff das Werk am rechten Orte an, und kluge Männer unter den Katholiken sahen überall, daß eine Reformation nöthig und nüzlich sei.

In Schlesien waren schon Leute, die etwas von den Lehren der Albigenser, Waldenser und Wiklefiten in Böhmen wusten. Was mit Johann Huß in Kostanz

ge=

geschehen war, und warum das geschehen war, war in Schlesien auch nicht unbekannt. Nur alles, alles lag in tiefer Stille, denn in einem Lande, wo der Bannfluch gefürchtet wird, wo man Heiligenlegenden schreibt, wo man ein und vierzig Juden wegen angeblicher Sakramentschändung verbrennt, wo man den Geistlichen verbieten muß, ohne Hosen zu gehen; da darf freilich der Klügere nicht den Mund aufthun, sondern er muß vor jedem Dummkopf, der Amt und Pfründe hat, zittern.

Es waren aus Schlesien einige Gottesgelehrte in Wittenberg, hatten Luthern gehört, und brachten seine Grundsätze nach Schlesien. Neukirch bei Goldberg war der erste Ort in Schlesien, wo das Evangelium gepredigt ward, und 1523. folgte bald Breslau nach. Bei allen Drangsalen, die die, so sich zu Luthers Lehre hielten, reichlich dulden musten, breitete sich die evangelische Lehre bald aus. 1527. war ein grosser Theil Schlesiens von der alten verunstalteten Lehre zu der bessern übergetreten. Kaiser Ferdinand war doch ziemlich gelinde gab grausame Verordnungen, drang aber nicht auf ihre Befolgung.

Es war eben Türkenkrieg, und da muste der Religionseifer der Politik aufgeopfert werden. So war's auch mit dem Kaiser Karl V. Einige Bischöfe dieser Zeit in Schlesien, waren Männer, die mehr Aufklärung

hatten,

hatten, als andre, und liessen es in Schlesien so gehen, ohne sonderlich mehr zu thun, als sie grade thun musten. Man sah an ihnen mehr Duldungsgeist, als an vielen andern weniger bedeutenden Leuten. 1555. ward beim Religionsfrieden den Protestanten in Deutschland Religionsfreiheit zugesichert. Allein elende Wizlinge behaupteten, da Schlesien nicht unmittelbar zum deutschen Reich gerechnet werde, so gehe auch ihm die Religionsfreiheit nichts an. Das heist aber doch wohl boshaft schliessen? — Ferdinand, Maximilian und Rudolph duldeten die Protestanten, und besonders hatte Maximilian gesunde Religionsbegriffe, und sogar evangelische Minister am Hofe, von denen etliche Schlesier waren. Was Maximilian vor edle Gesinnungen hatte, und wie sehr er Feind von aller Verfolgung um der Religion willen war, bezeugt ein Brief von ihm, an den ungarischen Feldherrn Lazarum von Schwendny, den er ihm bei Gelegenheit der damaligen niederländischen Unruhen schrieb. Er steht zwar in protestantischen Chronikenschreibern von Schlesien, ich schreibe ihn aber mit Fleiß aus einem katholischen Schriftsteller aus, der eine eigene Schrift über das in Schlesien gewaltthätig eingerissene Lutherthum herausgegeben hat.

„P. P. Es ist in der Wahrheit nicht anders, als „daß die Religionssachen nicht mit dem Schwerdte

„wollen gerichtet und gehandelt werden; kein Ehrbarer, Gottesfürchtiger und Friedliebender wird „es euch anders sagen. Zudem so hat uns Christus und seine Apostel viel ein anderes gelehret, „denn ihr Schwerdt ist die Zunge, Lehre, Gottes „Wort und christlicher Wandel gewest ꝛc. Zudem „so sollen die tollen Leute nunmehr billig in so vielen Jahren gesehen und erfahren haben, daß es „mit dem tyrannischen Köpfen und Brennen sich „nicht will thun lassen. In Summa, mir gefällt „es gar nicht, und werde es auch nimmermehr loben, es wäre denn Sache, daß es Gott über „mich verhinge, daß ich toll und unsinnig würde, „dafür ich aber Gott treulich bitten will.„

Guter Maximilian! so dachtest du — aber dem Unwesen der Hierarchie konntest du nicht steuern!

Die Schwenkfelder und Wiedertäufer, und die Anhänger Kalvins wurden weniger begünstiget, denn sie hatten auch noch die Lutheraner zu Gegnern. Hie und da ging es tumultuarisch zu. So bemächtigten sich die Glogauer und Gurauer ihrer Kirchen fast mit Gewalt. Es zogen Jesuiten in Schlesien herum, die die Leute von dem Uebertritt abhalten sollten. Bald darauf, unter Rudolph II. Regierung fing der Religionsdruck härter

an. Die Protestanten verhielten sich nicht blos leidend, sondern widersetzten sich den gegenseitigen Zudringlichkeiten. Sie erkauften vor funfzigtausend Dukat n den Majestätsbrief von Rudolphen, wodurch ihnen freie Religionsübung und alle billige Gerechtsame zugesichert wurden. Allein dieser Majestätsbrief ward schlecht gehalten, Kirchen den Evangelischen weggenommen, ihre Privilegien vernichtet, und sogar einige wegen der Religion hingerichtet.

Mit Kaiser Ferdinand II. wards noch ärger. Im dreißigjährigen Kriege gings traurig zu, und alles ging drauf aus, die Protestanten in Schlesien ganz zu vertilgen. Die Politik andrer Mächte schafte ihnen Hülfe. Schwedische, sächsische und brandenburgische Truppen machten den bedrängten Evangelischen in Schlesien etwas Luft. Aber von beiden Theilen ward nun so gehandelt, wie kein Mensch um der Religion willen handeln sollte. Die kaiserlichen Soldaten theilten z. B. zum Spott das Abendmahl nach evangelischer Art aus, nahmen aber Bier statt Wein, und die schwedischen Reuter zogen oft ihre Pferde in katholische Kirchen, und liessen sie von den Altären fressen. Solcher Beleidigungen muß sich billig der Protestant so gut, wie der Katholik schämen.

Nachmals ward den Herzogthümern Liegniz, Brieg, Oels, Münsterberg und der Stadt Breslau freie Religionsübung versprochen, die Erbfürstenthümer aber ausdrücklich davon ausgenommen, folglich ihre evangelischen Kirchen weggenommen und ihre Pfarrer verjagt.

Ferdinand III. war eben so sehr Feind der Evangelischen, wie sein Vater. Alles, was im westphälischen Frieden vor die evangelischen Schlesier erhalten werden konnte, war, daß die Fürstenthümer Brieg, Liegniz, Oels, Münsterberg und die Stadt Breslau freie Religionsübung behalten sollten, und übrigens noch zu Schweidniz, Jauer und Glogau, aber NB. ja ausser den Stadtmauern, evangelische Kirchen stehen möchten, und mit Pfarrern, (die man aus einer falschen Schlußart nur Prädikanten, Prediger, hieß) besetzt werden könnten. Alle andre Kirchen in Schlesien wurden eingezogen. Nur in Großburg, welches damals schon ein unter brandenburgischer Hoheit stehendes Dorf war, muste die Kirche herausgegeben werden; der Churfürst Friedrich Wilhelm schickte Soldaten hin. Schlesien hatte also keine Religionsfreiheit, und was auch feierlich gelobt worden war, wurde unter allerlei Vorwande erschwert und nicht gehalten. Auch die Protestanten zeigten nicht immer den Geist der Liebe und der Duldung, welchen doch durchaus der Geist des Evangelii fordert, und es

war,

war, daß ich es, um euch nicht gar zu ermüden, kurz fasse, immerwährender Streit der Religionsparteien gegen einander. Die schwächste muste unterliegen, und da Kaiser Leopold vollends das Gelübde der Verfolgung that, so hatten freilich alle Protestanten ein kläglich Schicksal zu erfahren.

Am Ende des vorigen Jahrhunderts musten viele Protestanten zehn Meilen nach einer Kirche ihres Glaubens reisen. Urtheilet selbst, wie es um die Kinder-Erziehung, um den ganzen unentbehrlichen Religions-Unterricht aussah. Man schloß auch die Protestanten von bürgerlichen Bedienungen und allen Ehrenämtern, ja selbst von Vormundschaften über evangelische Waisen aus. Der blinde Religionseifer, dieß erschreckliche Ungeheuer, verheerte unsre schöne Provinz.

Karl XII. welcher, wie sich ein Schriftsteller ausdrückt, mit einem kleinen Heer auszoge, Könige zu strafen, und Königreiche zu vergeben, nahm sich auf seinem Zuge der schlesischen Protestanten an. Kaiser Joseph, ein Herr, der lichtvoller dachte, als sein Vater Leopold, bewilligte die Forderung des schwedischen Königs, ließ sich auch keine päbstliche Drohung abhalten, und gab die Kirchen und Schulen der Protestanten, die in dem westphälischen Frieden bestimmt, nachmals aber wieder weggenommen waren, heraus; versprach den Protestanten,

da, wo sie keine Kirchen hätten, Hausgottesdienst zu erlauben, und ihnen keine Kirchen mehr zu nehmen. Dadurch kamen die noch in Schlesien vorhandnen sogenannten alten Kirchen wieder in die Hände der Evangelischen, und ausser den drei Friedenskirchen durften noch bei Sagan, Freistadt, Hirschberg, Landeshut, Militsch und Teschen, gegen Bezahlung ansehnlicher Summen, neue evangel. Kirchen erbaut und mit Lehrern besetzt werden. Doch waren die Reformirten von diesen erkauften Freiheiten immer noch ausgeschlossen, folglich noch keine Religionsfreiheit. Ueberdieß hatte dieser Vertrag des schwedischen Königs mit dem Kaiser Joseph den grossen Fehler, daß er für die gedrückten Protestanten zu vortheilhaft war, um gehalten zu werden. Der Kaiser entschuldigte sich beim Pabst, daß er durch die Uebermacht Karls dazu gezwungen wäre, (welches wohl wahr war), er hoffe aber, wenn sich die Umstände änderten, alles wieder zu ersetzen. Der Pabst kassirte in einem Schreiben an den Kaiser diesen Vertrag, und sprach ihn von aller Verbindlichkeit, ihn zu halten, los. Da nachher Karl XII. unglücklich war, und man ihn nicht mehr fürchten durfte, so ward auch dieser Vertrag gar nicht nach seinem Inhalt gehalten. Die Katholicken blieben herrschend, die Lutheraner wurden, wie die Juden, nur geduldet, und Lutheraner und Juden konnten keine öf-

fentliche

fentliche Aemter bekleiden. Kaiser Karl VI. ließ das so, und die Bedrückungen der Evangelischen, die deswegen doch nicht selten waren, geschahen wider den kaiserlichen Willen. Schlesien ward immer mehr bevölkert, und die Protestanten nahmen sichtbar zu. Dieß erweckte am römischen Hofe mehr und mehr Unruh und Besorgniß. Es kamen daher vier Jesuiten nach Schlesien, die überall predigten. Daher die Kreuze, die noch hin und wieder mit der Inschrift: Mißion 1738. stehen. Da, wo die Herren geprediget hatten, richteten sie ein solch Kreuz auf. Doch es entstand aus diesen Predigten keine sonderliche Wirkung.

So standen die Sachen, da unser Friedrich der Einzige ins Land kam. Der philosophische Monarch hatte schon den eines christlichen Regenten würdigen Grundsatz, daß keine Religion die herrschende in einem Lande seyn müsse. Es gehört zum Wohl eines Staats, es ist ganz dem Geist des Christenthums gemäß, daß jeder nach seiner Vorstellung und Ueberzeugung Gott diene, und nicht der Monarch, sondern Gott der Herr selbst ist Richter seines Gewissens. Die herrschende Religion in einem Lande, sie sei welche es wolle, hat bei der üblichen Denkart ihrer Bekenner immer eine Begierde, sich auszubreiten und was voraus zu haben. Das liegt nicht in der Religion selbst, sondern in unserm

verdorbenen Herzen. Hier zeigt sich offenbar, wie gern Menschen auch die Religion zur Decke ihrer Leidenschaften mißbrauchen. Es kan gar nicht unterbleiben, daß, wo in einem Lande irgend eine Religion die herrschende ist, da giebts allerlei Druck vor die Gegenpartei. Exempel darf ich nicht erst anführen.

Friedrich der Einzige nahm sichs vor, alle verschiedene Religionsbekenner, Katholicken, Lutheraner, Kavinisten, Schwenkfelder, Hußiten, Herrnhuter, Griechen, Juden u. s. w. Verträglichkeit zu lehren. Er allein hat Schlesien Religionsfreiheit gegeben. Vor ihm ist sie nie in Schlesien gewesen. Wie passend war also in dieser wichtigen Hinsicht auch der Text zu seiner Gedächtnißpredigt!

So groß die Anzahl der schlesischen evangelischen Einwohner war, so hatten sie doch nur, wie ihr nun wißt, in den Fürstenthümern Liegniz, Wohlau und Brieg ꝛc. ihre Religionsübung; die neun benannten Friedens- und Gnadenkirchen, und die unter brandenburgischer Hoheit stehende Kirche in dem Dorfe Großburg.

Gleich nach Einrückung der preußischen Truppen ließ der König die katholische Kirche zu Güntersdorf öfnen, und darinn von denen evangelischen Feldpredigern Gottesdienst halten. Eben so musten auch die zwei aus Glogau nach Gleiniz und Dalkau gezogenen evangelischen

lischen

lischen Prediger (zwei waren auch in der Vestung geblieben) zu Herrndorf vor Sr. Majestät den Gottesdienst halten. Man verlangte auch den achten Januar 1741. von dem Rath zu Breslau, daß einem preußischen Feldprediger, der auf dem Dohm war, erlaubt seyn möchte, in der Kirche zu eilftausend Jungfern vor dem Oderthore, evangelischen Gottesdienst zu halten, und seine Soldaten zu kommuniziren. Der Rath weigerte sich desselben, weil zwei evangelische Kirchen und Prediger allda wären, und der König ließ es bei der Vorstellung des Magistrats.

Die preußische Armee fand bei ihrem Vorrücken in Niederschlesien, in Dörfern und Städten, katholische Kirchen und Pfarrer, und meist evangelische Einwohner. Es waren Dörfer mit tausend und mehr Evangelischen bewohnt, und die Kirche und Pfarrer katholisch. Dieß bewog unsern grossen Friedrich, den Schlesiern gleich Häuser zu ihren gottesdienstlichen Versammlungen und Lehrer ihres Glaubens zu bewilligen.

So entstanden die Bethäuser, welche ohne Nachtheil der gegenseitigen Religion, zu erbauen erlaubt wurden.

Noch in dem Monat gab der Fürst Leopold von Dessau dem Prediger Kegel Befehl, zu Primkenau und in den darum liegenden Dörfern in grossen Sälen 2c.

evangelischen Gottesdienst zu halten, und Taufe und Nachtmahl nach protestantischer Weise zu verrichten; jedoch dabei denen katholischen Geistlichen keinen Eingrif zu thun. Aus Berlin kamen mehrere ordinirte evangelische Kandidaten als neue Prediger. Diese erste Boten des Evangelii sind unter dem Namen der zwölf Apostel bekannt, und keiner von ihnen ist noch am Leben. Grünberg, Beuthen, Sprottau, Schrepau, Bruste, Zerbe, Schönau und Quariz bei Glogau, Primkenau, Polkwiz und Neustädtel, empfiengen sie mit tausend Freuden. Von diesen musten auf königlichen Befehl auch ein paar nach Oberschlesien gehen.

Durch den Feldprediger Abel und seine Assistenten, den Predigern zu Beuthen und Schönau, wurden im Fürst Dessauischen Hauptquartier zu Rauschwiz bei Glogau, noch neunzehn andre ordinirt. Löwenberg, Schlawe, Neusalz, Aslau, Jakobskirch, Gurau, Herzogswalde, Bunzlau, Gramschüz, Köben, Damm und Wiese, Kemniz, Lähn, Liebenzig, Güntersdorf, Kunzendorf, Schönau, Friedeberg u. s. w. waren die Oerter, an welchen diese Lehrer angesezt wurden. So viel ich weiß, ist der Hr. Pastor Eschert in Aslau bei Bunzlau noch der Einzige, der von diesen durch den Feldprobst ordinirten Predigern für Schlesien noch am Leben ist.

Die

Die Verkündigung des Evangelii, wornach Schlesien so lange geseufzt hatte, ward nun allgemeiner, und die ersten Predigten waren über die Texte: 5 Mos. 20, 10-12. und 1 Makkab. 15, 34. Vor die damaligen Umstände ausgesuchte Texte.

In kurzem zählte man sechzig Oerter, die mit evangelischen Lehrern versehen wurden, und unterdeß unter der Aufsicht des Feldprobsts standen; denn es musten nach den ersten ein und dreißigen noch dreißig neue ordinirt werden. Von diesen letztern lebt nach meinen Nachrichten nur noch der Herr Pastor Zirkler in Deutmansdorf und Hartliebsdorf, und der Herr Pastor Peschel in Rabishau.

Alle diese neue Einrichtungen geschahen, ohne dadurch jemanden zu nahe zu treten. Es wurde vor die Erhaltung der neuen evangelischen Pfarrer so gesorgt, daß dadurch denen katholischen nichts entzogen werden durfte; und indem **Friedrich**, der grosse unnachahmliche König, den Evangelischen freie Religionsübung gab, so schränkte er deswegen die bisher in Schlesien herrschende Religionspartei im geringsten nicht ein. Jede Gemeine diente Gott nach ihrer Erkenntniß, Vorstellungsart und freiem Willen. Nur Druck um der Religion willen sollte und muste aufhören.

Noch

Noch musten den katholischen Pfarrern und Kirchendienern ihre Akzidentien, Dezems und andre Einkünfte gezahlt werden; und Friedrichs grosser königlicher Gedanke, eine völlige Religionsfreiheit in Schlesien einzuführen, kam erst 1758. zur vollkommenen Ausführung. Wie die ietzige kirchliche Verfassung in Schlesien besteht, und wie sie ganz durch Gottes Gnade Friedrichs Werk ist, wird in dem Fortgange seiner Geschichte noch mehr erwähnt werden. — Jezt nur noch so viel, daß diese Religionsfreiheit der Evangelischen in Schlesien einen ausdrücklichen Friedensartikel des ersten Friedens, der, wie ihr wißt, der Breslauer Friede genennt wird, ausmachte. Es durfte nach derselben jede evangelische Gemeinde, nach gesuchter und erlangter Erlaubniß, ihren eigenen Gottesdienst halten, und es wurden der neuen evangelischen Kirchen nach und nach über zweihundert.

Es war auch von jeher in Schlesien keine unbeträchtliche Anzahl solcher Einwohner, die sich Reformirte oder Kalvinisten nennen. Auch diese konnten nie, wie ich schon oben angeführt habe, freie Uebung ihres Bekenntnisses erlangen. Friedrich der Einzige war auch vor sie der wohlthätige Regent, der ihre Gewissen oder Willen von dem lästigen Zwange befreite, der auf die Gemüther der Menschen einen unbeschreiblichen Einfluß

hat.

hat. Er hat ihnen alle Parochialrechte verliehen, die nur eine Religionspartei haben kan.

1743. kamen auch die mährischen Brüder oder Hernhuter nach Schlesien. Es waren derselben an die achtzig Familien. Ein so weiser Monarch, wie unser entschlafener Friedrich, wuste schon aus der Nachbarschaft, was an den Leuten war; und wer wollte denn ein so friedfertiges, arbeitsames Völkchen abweisen? Sie erhielten zum Anbau ihrer ersten Kirche eine dreimalige Landeskollekte, und wurden nachher zu ihren Kolonien eher ermuntert, als daß ihnen irgend eine Einschränkung um des Glaubens willen ihre Ausbreitung verboten hätte.

Die Schwenkfelder, eine alte schlesische Sekte, waren durch die österreichischen Anstalten dagegen, wohl sehr dünne gemacht worden. Sie waren aus Schlesien nach Sachsen, Holland, England und Amerika entwichen. Doch hatten sich in Langenneundorf, Lauterseiffen, Harpersdorf und Armenruhe noch einige Familien heimlich erhalten. Friedrich der Einzige rufte diese brauchbaren Flüchtlinge zurück. Es kamen derselben zwar wenig wieder, doch ist dieser königliche Befehl wieder ein Beweis mehr, daß er Schlesien völlige Religionsfreiheit gab.

Ich sollt' euch nun alle die neuen Einrichtungen, die Friedrich in seiner geliebten Provinz Schlesien machte, erzählen. Es konnten derselben vor ietzt nur

wenige seyn, denn die Zeit bis zu neuen blutigen Auftritten war sehr kurz. Was ich von der Verfassung, die er Schlesien gab, nach meinen Absichten schreiben kan, spare ich der Hauptdarstellung noch auf. Ich führe nur weniges an, und ihr sollt, liebe Leser! nichts dabei verlieren. Ein zusammenhängendes Ganze der wichtigen Veränderungen, die in Schlesien durch Friedrichs Regierungskunst, stets zum Wohl des Ganzen vorgenommen wurden, würde iezt den Zusammenhang meiner Geschichte unterbrechen. Meine ausharrenden Leser finden es zu seiner Zeit gewiß noch. Behaltet indeß so viel, daß ihr die Schlesien gegebene Religionsfreiheit unter allen Wohlthaten eures grossen Friedrichs oben an setzt. Sie hat den Grund zu Schlesiens Größe gelegt, und selbst das, worüber Katholiken, wenn sie blos alte Vorurtheile sich leiten lassen, klagen können, sind in den Augen des scharfsinnigen Beobachters Verbesserungen ihrer Kirchenverfassung, und lassen alle getrofne Einrichtungen Josephs weit hinter sich. Unser unsterblicher König war viel zu sehr Philosoph, als daß er einer Religionspartei Herrschaft einräumen konnte. Er gab allen Religionsfreiheit, und mehr bedarf keine Konfeßion!

Eilfte

Eilfte Abtheilung.

§. 1.

Die Zeit nach dem ersten Friedensschluß bis zu Ende des Jahres 1742.

Gleich nach dem geschloßnen Frieden war unsers Königs erste Sorge, seine Armee zu ergänzen, die Gränzscheidung in Schlesien zu berichtigen, die Huldigung von seinen noch durch den Friedensschluß erhaltenen Provinzen anzunehmen, und die Gewährleistung andrer Mächte darüber zu erhalten.

Bei der Gränzscheidung ereigneten sich mancherlei Schwierigkeiten von beiderseitigen Herren Kommissarien, kam aber doch zu Ende des Jahres 1742. zu stande. Es ist von dieser Verhandlung eine öffentliche Schrift im Druck erschienen. Sie führt den Titel: Schlesischer Gränzrezeß, wie solcher von Sr. Königl. Majestät in Preussen und der Königin von Ungarn Majestät allerhöchst ernannten Kommissarien 1742. errichtet worden. Bald darauf leistete auch die Krone Böhmen den versprochnen Verzicht auf alle dem Könige überlaßnen schlesischen Theile. Böhmen erkannte den preußischen Antheil von Schlesien als ein freies, unabhängiges, nunmehr dem Könige von Preussen

sen zugehöriges Herzogthum, und die Akte darüber ward 1742. ausgefertiget. Um diese Zeit soll auch das Archiv der Provinzen, die nun unter Friedrichs Zepter gehörten, an ihn übergeben worden seyn.

Die Huldigung geschah noch in einigen Gegenden von Oberschlesien, z. B. in Kleinglogau und Neiß. An letzterm Orte musten sie zugleich die Stände von Ratibor, Oppeln, Troppau und Jägerndorf preußischen Antheils, ablegen.

Die Gewährleistung wurde theils vom König selbst, theils von England eifrigst betrieben, sonderlich schien uns viel an Ruslands Beitritt gelegen zu seyn. Auch die Königin von Ungarn ließ diese nordische Macht förmlich darum ersuchen. Der Petersburger Hof nahm es auch an, und es wurde desfalls ein treflich Instrument abgefaßt. Unser Monarch schloß auch kurz darauf ein noch enger Bündniß mit seinem Freunde, dem König von Großbrittannien, und die Parliamenter bezeugten sogar im Namen des Volks ihre Freude darüber.

Am Berliner Hofe gieng alles herrlich zu. Es wurden grosse Feste mit aller königlichen Pracht gegeben, und unser Monarch war oft dabei zugegen, reiste aber von einem Lustorte zum andern. Sein Gefolge war immer sehr klein. Zum Zeichen seiner Hochachtung gegen die Königin, seine Frau Mutter, befahl er, daß sie

nicht

nicht die verwitwete Königin, sondern Ihro Majestät die königliche Frau Mutter, genennt und geschrieben werden sollte. Eben so viel Achtung erwies er auch gegen seine Gemahlin.

Die Kostbarkeiten, mit welchen Friedrich I. und Friedrich Wilhelm ihre Schlösser versehen hatten, wurden ansehnlich vermehrt. Alles war überaus prächtig. Der König kaufte unter andern auch die hinterlaßne Sammlung von Seltenheiten des Kardinals Polignac, richtete seine Hofkapelle mit Musikkenntniß und Geschmack ein, und spielte zu seinem Vergnügen die Queerflöte immer meisterhafter. Zur Jagd bewies er keine Neigung, besuchte lieber kranke Generals und Offiziere. Er war gesund, und speiste nicht so mannichfaltig, wie wohl kleinere Regenten thun. Stets arbeitsam und thätig, wurden alle Staatsgeschäfte durch ihn selbst, so weit eine einzelne Person das kan, besorgt und ausgeführt.

Um seine Gesundheit noch mehr zu bevestigen, ging er auf Anrathen der Aerzte den zwanzigsten August ins Bad nach Aachen. Mit ihm Prinz Heinrich, Prinz Ferdinand von Braunschweig, einige vornehme Offiziere und zwanzig Mann Garde. Von daher kamen Se. Majestät den eilften September d. J. wieder nach Berlin zurück.

Friedrich kam in höchsteigner Person zur ersten Breslauer Messe, den neunzehnten September, und da eines und das andere seinen Wünschen nicht gemäß war, so ließ er gleich durch seine Kriegs- und Domainenkammer solche Verfügungen treffen, die seine Absicht und der Breslauer Wohlfahrt befördern sollten. Dazu gehörte die Errichtung einer Art von Handelsgericht; die Befreiung der Einkäufer von aller Akzise und Impost. Ueberdieß ließ er allgemein bekannt machen, wie gern er den Handel und Wandel seiner Lande begünstigen, und alle die Vortheile demselben schenken wolle, welche mit dem weislich überdachten Intresse des Staats übereinstimmen.

Darauf besah er noch einige Vestungen in unserm Schlesien, und den zwei und zwanzigsten Oktober war er wieder in seiner Residenz. Allein wenn Friedrich auch in seiner Wohnung gleichsam ein Privatleben führte, so war doch Müßiggang und Ueppigkeit, diese beiden Geisseln vieler Regenten, gleich weit entfernt von ihm. Es ergingen auf Sr. Majestät Befehl, und zum Theil nach seiner eigenen Angabe, verschiedene Befehle in die Provinzen, weiche theils Staats-, theils Finanz-, theils Polizeisachen betrafen. So schickte z. B. Friedrich aus dem Feldlager bei Chrudim in Böhmen den zweiten Mai 1742. eine besondre Trauerordnung.

Den

Den in Brieg neu Anbauenden schenkte er eine dreijährige Freiheit von der Akzise, und eine zehnjährige von allen bürgerlichen Beschwerden. Das Salzwesen wurde auf einen ordentlichern Fuß gesetzt, und die Herren Advokaten und andre Arten von Sachwaltern erhielten eine Erinnerung, sich der Rechtschaffenheit, Pünktlichkeit und Bescheidenheit zu befleißigen.

Die Invaliden der Armee würden theils verpflegt, theils mit kleinen vor sie schicklichen Diensten versorgt, theils auch die brauchbarsten in zwei Kompagnien zusammengezogen.

Breslau steckte so sehr in Schulden, daß diese Stadt auch landesherrliche Abgaben restirte. Diese alle schenkte ihr der König durch einen Kabinetsbefehl von Aachen aus, den ersten Septembr. 1742. Vor fremde ins Land ziehende Künstler, Fabrikanten, Damastzieher, Leinweber u. s. w. wurden beträchtliche Vortheile und Unterstüzzungen vestgesetzt, der Servis auch noch in diesem Jahre untersucht und berichtiget, auch eine besondre Quartierordnung der Soldaten ausgegeben. Bald hernach beruhigte auch der König die zum Theil zu weit getriebenen Besorgnisse der Schlesier wegen der Werbung. Das desfalls ergangene Patent vom fünf und zwanzigsten Dezember 1741. ward bestätiget und noch mehr erläutert. Die Stadt und Vorstädte von Bres-

 lau,

lau, das Fürstenthum Jauer, und der Landeshuter und Bolkenhainer Krais wurden ausdrücklich von aller Werbung ausgenommen.

In Kirchensachen, wißt ihr schon, ging das wichtige Werk, das Gott durch unsern grossen Monarchen anfing, herrlich fort. Man sah ganz augenscheinlich, wie wohlthätig Religionsfreiheit auf alle Verhältnisse des Staatsbürgers wirkte.

Daß er auch die mährischen Brüder willig in sein errungnes Schlesien aufnahm, habe ich oben schon berührt. Ihr Freiheitspatent ist vom fünf und zwanzigsten Dezember 1742. In Großkrausche bei Bunzlau sammlete der damalige Herr des Orts, einer von Falkenhain, die ersten mährischen Brüder, und da man ihm von der Breslauer Oberamtsregierung einiges Bedenken zu erkennen gab, auch desfalls Bericht an Se. Majestät erstattet wurde, so hob doch Friedrich alles. So sah der Regent gleich den Charakter seiner neuen Ansiedler durch, und wuste recht gut, daß sie dem Staat nüzlich waren. Nachmals breiteten sich diese unsre Brüder immer mehr und mehr aus, und genossen stets Friedrichs königliche Gnade und Schutz.

Gleich nach der Zurückkunft des Königs aus Schlesien, erschien auch zum erstenmal an seinem Hofe der grosse und böse Mann, Herr von Voltaire. Friedrich

kannte

kannte ihn nur von der Seite seiner Fähigkeiten und Kenntnisse, und empfahl ihn bei seiner Rückreise seiner königlichen Schwester der Herzogin von Braunschweig Königl. Hoheit, mit der auch grossen Geistern oft eignen falschen Schlußart, als wenn Kenntnisse und trefliche Fähigkeiten nicht im Erzschelm stecken könnten. Er lernte ihn nachmals besser kennen.

Das hohe Geburtsfest seiner Gemahlin ließ der König sehr feierlich begehen. Eben so den Geburtstag der Prinzeßin Amalia. Den zwei und zwanzigsten November d. J. erhielt der ungarische Gesandte Graf von Richecourt die erste öffentliche Audienz. Sie geschah mit grosser Pracht, und im nachher selten wieder hervorgesuchten Zeremoniel. Von Seiten unsers Monarchen ging Graf Dohna als Gesandter nach Wien. Friedrich ging auch am dreißigsten November zur Hochzeit, bei dem Herrn Generaladjutant, Baron von Kaiserling.

Noch wandte der unermüdete Herr seine Aufmerksamkeit auf die Vervielfältigung der Nahrungsarten seines Landes. Ihm fehlte eine gute Seidenmanufaktur. Er ließ deswegen ein eigenes Edikt ergehen, in welchem Manufakturisten eingeladen und zu Maulbeerbaumpflanzungen mit Belohnungen ermuntert wurden.

Ich darf auch hier wohl nicht die königliche Verordnung übersehen, in welcher er die Erbauungsstunden in den Privathäusern zu Potsdam verbot, auch seinen Willen darüber andern Landesregierungen kund machte.

Den Feldpredigern ward die Kleidung vorgeschrieben, welche sie noch iezt bei Amtsverrichtungen tragen müssen.

In diesem Winter kam auch der bekannte Kardinal und Fürstbischof von Breslau, Zinzendorf, nach Berlin. Dem Manne hatte Friedrich schon viel Gnade bewiesen. Jezt ward er mit aller Achtung empfangen und angesehen, und er war auch in der That ein Fürst, der der Gnade Friedrichs werth war. Der sicherste Beweis, wie hoch ihn unser König schäzte, ist wohl der, daß er das Jahr darauf den grossen preußischen schwarzen Adlerorden erhielt.

Nun nahmen mit dem Monat Dezember die Winterlustbarkeiten am Hofe Friedrichs ihren Anfang. Mitten unter den Unruhen des Krieges hatte der Monarch das grosse Opernhaus in Berlin bauen lassen. Ein Gebäude, das schwerlich in Deutschland seines gleichen haben wird. Friedrich, der warlich schon damals Ruhe und Zerstreuung brauchte, (denn auch die thätigste Seele im jungen gesunden Körper bedarf Zwischenräume in ihrer Anstrengung, daß auch die Werkzeuge, durch

die

die sie wirkt, sich in weniger Bewegung setzen dürfen,) Friedrich besuchte die Oper, und diese und jene Vergnügenspartie — aber er macht'es nie so, wie mancher kleiner Geschäftsmann, der seine kleine Arbeiten liegen läßt, sobald ein Freudenbecher vor ihn gefüllt wird.

§. 2.

Das Jahr 1743.

Daß Friedrich der Einzige mit der Kaiserin von Rusland in gutem Vernehmen stand, scheint man mit Grunde daraus folgern zu können, weil die Kaiserin unserm Monarch den rußischen St. Andreasorden schickte, und Friedrich dagegen das gröste Ehrenzeichen seiner Monarchie, den schwarzen Adlerorden, an die Kaiserin übersandte. Beides geschah mit der solchen hohen Personen angemeßnen Pracht und Würde.

Es erging das Verbot, daß keine Glücksbuden, Riemstecher und dergleichen Leute auf den schlesischen Jahrmärkten ausstehen sollten. Nur unter besondern Umständen konnten sie so, wie die Lotteriebuden, unter königlicher besonderer Erlaubniß zugelassen werden.

Den drei und zwanzigsten Merz besuchten Se. Majestät die Breslauer Lätaremesse, verweilten aber nur

bis zum acht und zwanzigsten. Noch diesen Tag kam er nach Neiß, und nahm den Platz zu dem zu erbauenden Fort Preussen in hohen Augenschein; den Tag darauf die ganze Vestung. Den dreißigsten ward im Beisein Friedrichs der Grundstein zum Fort gelegt, und zugleich die anzubauende Neustadt bezeichnet. Der König legte selbst den Grundstein, und ihm halfen Prinz Heinrich, Ferdinand von Braunschweig, und andre hohe Generals aus seinem Gefolge. Der Obermauermeister bekam das Schurzfell des Königs, und die Kelle und Hammer von Silber. Wo mag das hingekommen seyn? — Von nun an musten täglich siebentausend Mann die Arbeit fortsetzen, und nachdem er allerlei Befehle gegeben, ging er den ein und dreißigsten durch Schweidniz, Liegniz, Glogau ꝛc. nach Berlin.

Noch waren immer die euch, lieben Leser, bekannten hohen Mächte in Krieg verwickelt. Unser friedliebender Regent bemühte sich, sie zum Frieden zu bringen. Man suchte unsers Herrschers Freundschaft von verschiedenen Seiten. Die wider die Königin von Ungarn und Böhmen streitenden Kronen erholten sich allmählich von dem Schrecken, das ihnen der Breslauer Friede gemacht hatte, und stärkten sich mit der preußischen Versichrung, daß Friedrich das kaiserliche Interesse bestens unterstüzzen helfen würde.

Seit

Seit dem Frieden hatten die Franzosen ganz Böhmen räumen müssen, hatten fast ein paar Armeen darinn aufgeopfert. In Baiern spielten die Truppen der Königin von Ungarn den Meister. Sie drohten mit den Engländern und Holländern die Niederlande und Elsaß anzugreifen. Am kaiserlichen Hofe hatte man wahrscheinlich des Kriegs gar satt, und Frankreich hätte wohl auch nicht ungern Friede gesehen. Diese Krone wandte sich nun an unsern einzigen **Friedrich**. So sah man den jungen König schon damals an! — Eben das that der kaiserliche Hof. Nur **Friedrich** sollte Vermittler seyn. Nun kamen Friedensvorschläge allerlei Art aufs Tapet. Man besprach sich an den Höfen mit Ernst darüber. Allein Maria Theresia bot ihre Hände nur unter der Bedingung zum Frieden, daß man ihr allen erlittenen Schaden ersetze, der Kaiser aber auch seine Verbindung mit Frankreich sogleich aufgebe.

Zum Dank, daß **Friedrich** sich dem Friedensgeschäft unterzogen hatte, warf man in Wien sogar Verdacht auf ihn. Man besserte die Vestungen in Mähren eilend aus, die Magazine wurden gefüllt, Munition und Geschüz aus Wien an die schlesischen Grenzen gefahren; kurz, man that so, als wenn es etwas mit dem Herrn Nachbar setzen sollte. **Friedrich** sah das Wesen nicht gleichgültig an, sondern ließ bald fragen: wozu das?

bekam

bekam aber die freundschaftlichsten Zusichrungen. Indeß kamen die Truppen der verbundenen Armeen am Nieder-Rhein herauf, und breiteten sich in Deutschland gewaltig aus. Pfalz litt besonders dabei. Friedrich übersah mit seinem Königsblick die ganze Reihe der Begebenheiten, die daraus vor die Sicherheit der deutschen Provinzen entstehen würden. Er ermahnte die Holländer, sich nicht mit dem Zwist zu vermengen, wünschte auch, daß sich England nicht zu tief einlassen möchte.

Es liegt außer den Gränzen meiner Schrift, alle die Staatsverhandlungen, die desfalls durch die Gesandten geschahen, anzuführen. Genug, unser Monarch ließ sich endlich deutlich merken, daß er mit dieser Vergrösserung der Unruhen in Deutschland nicht anders als unzufrieden seyn könne. Es durfte eben dieß sein Gesandter im Haag ganz laut erklären. Die Engländer kamen doch wirklich, und stellten sich den Franzosen am Main gegenüber. Ihr König an ihrer Spitze. Da kam's den sieben und zwanzigsten Junii zu der blutigen Schlacht bei Dettingen, in welcher die Franzosen ganz kapital geschlagen wurden. Der König sah's und — schwieg.

Der Antheil, den unser Monarch an der vorgeschlagenen Reichsvermittlung nehmen muste, wie er in die Hanauer Friedenstraktaten verwikkelt war, das liegt

alles

alles zu entfernt in der Kette seiner Thaten; darum übergehe ichs billig, und erinnere mich, daß meine Schrift eine Volksschrift sein soll.

Die Religionsbedrückung der Protestanten in Ungarn machte in der Zeit auch wieder viele Bewegung. Sie baten um unsers Monarchen Fürbitte. Der König ließ durch seinen Minister in Wien deswegen Vorstellung thun. Sie muste, da sie zuerst ganz ohne Wirkung blieb, wiederholt werden, und der Zusatz, daß man auf allen Fall es ja mit den Katholiken in Schlesien eben so machen könnte, sollte vollends den Nachdruck geben. Der Wiener Hof stuzte über diese Erinnerung von Berlin, und warf auf die zufluchtsuchenden Protestanten grossen Unwillen. Es ward für die Armen nichts ausgerichtet, und Friedrich muste sie mit Mitleiden ihrem Schicksal überlassen.

Den fünf und zwanzigsten Mai d. J. hielt der Monarch grosse Revüe bei Berlin. Dabei befand sich der Herr Landgraf von Hessenkassel. Nach der Revüe nahm der König bei seinen Truppen eine grosse Erhöhung vor. Er machte drei Generals, drei Generallieutenants, achtzehn Generalmajors, ein und zwanzig Obristen und drei und zwanzig Obristlieutenants. Bald darauf erhob er sich nach Magdeburg, Stettin und Küstrin, wo er seine dasigen Truppen ebenfalls die Revüe paßiren ließ.

Schon

Schon den ein und zwanzigsten Julii war Friedrich wieder in Breslau, aber dießmal nur auf ein paar Minuten, denn er ging gleich ins Lager bei Hundsfeld fort. Nach geendigter Revüe kam er wieder nach Breslau, reiste dann nach Oppeln, Brieg und Rattibor, und besah überall, wie ein grosser Feldherr thut, die einzelnen Haufen seiner Krieger. Den ersten August kam er nach Neustadt; noch an eben dem Tage nach Neiß. Hier untersuchte er, ob seine Befehle beim Bau schleunig und genau vollzogen worden war, und fand zu seinem grossen Vergnügen die kostbaren Schleusen schon ganz fertig. Hier faßte er auch den Entschluß, das Städtchen Kosel an der Oder zu bevestigen, ließ sogleich Plan und Riß entwerfen, und auch diesen Bau unverzüglich anfangen.

Von Neiß verfügte er sich über Frankenstein nach Glaz. Mit ganz besondrer Freude der Einwohner ward er in Glaz empfangen. Die Bürgerschaft paradirte, und der Weg war mit Gras und Blumen bestreut. — Das thaten die Glazer; — Mit Dank nahm er dieß und ein feierlich Gedicht an, und stellte die gemessensten Befehle, den dasigen Vestungsbau nach seiner Vorschrift fortzusetzen. Auch hier besah er noch einige schlesische Regimenter. Endlich trat er seine Rückreise an, ward in Schweidniz ehrerbietig bewillkommt, hielt bei dieser

Be-

Vestung abermals eine kleine Revüe, und kam den zehnten August nachmittags nach Landshut. Die guten Landshuter empfingen ihren Monarchen fast wie die Glazer, ja der damalige Kircheninspektor Minor feierte den andern Tag die erste Gegenwart des Königs in dieser Stadt mit einem ordentlichen Dankfeste. Von da ging die Reise über Schmiedeberg nach Hirschberg. In diesen friedlichen Städten fand **Friedrich** keine Soldaten, wohl aber die dem Staat so nüzliche Volksklasse, die Kaufleute. Es musten ihm Schleier und Leinwande vorgezeigt werden, und die Hirschberger konnten ihre Ehrenbezeugungen nicht ganz anbringen, weil sie der König mit seiner Ankunft überrascht hatte; doch waren Abends viele Häuser erleuchtet. Von Hirschberg gings nach Goldberg, Liegniz, Glogau ꝛc. und den dreizehnten August war **Friedrich** wieder in Berlin.

Er sah auf dieser Reise ganz unläugbare Beweise, wie vergnügt der gröste und beste Theil der Schlesier mit der Veränderung ihres Landesherrn war. Doch hörte er auch von solchen, die, und das manche aus falschem Religionseifer, ihr Vaterland lieber verliessen, als unter einem so weisen, aber protestantischen Fürsten, stehn wollten.

Nach Schlesien erließ Schlesiens neuer Herr verschiedene heilsame Verordnungen. Fremde Werber sollten

ten in königl. preußischen Staaten, durchaus nicht geduldet werden. Seine Soldaten, vom vornehmsten bis zum geringsten, sollten nicht Schulden machen. Die evangelische Geistlichkeit erhielt eine Anweisung, wie alle in ihr Fach gehörige Sachen ordentlich nach dem königlichen Willen vorgenommen, und bei streitigen Fällen entschieden werden sollten. Man nennt dieß insgemein die Presbyterialordnung.

Ueber alle diese Beschäftigungen im Innern der preußischen Staaten sah der Wiener Hof nicht weg. Schlesien war in Wien noch nicht vergessen; wer weiß auch, ob es je ganz vergessen wird! Doch gab man bei aller wahrscheinlichen Furcht unserm einzigen Friedrich durch seinen Gesandten die heiligsten Versichrungen der nachbarlichen Freundschaft.

Kurz vor dem Eintritt des Herbsts reisten Sr. Majestät nach Franken, besahen in dasiger Gegend des Lager der kaiserlichen Truppen bei Wambdingen, etwa vier Meilen von Anspach, speisten mit dem kaiserlichen Generalfeldmarschall Grafen von Seckendorf im Zelt, nnd liessen etliche tausend Thaler unter die kaiserlichen Truppen, die etwa siebentausend Mann stark waren, austheilen.

Noch nahm sich Friedrich der schwedischen und dänischen Irrungen an. Sie entstanden über die Thronfolge

folge in Schweden, worauf sich der königliche dänische Kronprinz auch Rechnung gemacht hatte. Friedrich ließ ihnen wohlmeinend rathen, die Sache gütlich beizulegen, und Dänemark stand in der That von seiner Behauptung ab. Mit Rusland schloß Friedrich eine genaure Verbindung. Aber daß die Winterquartiere der gegen die Königin von Ungarn verbundenen Truppen in Deutschland seyn sollten, wollte unser Monarch nicht zugeben; doch musten etliche tausend Mann in Deutschland überwintern.

Am Johannistage d. J. feierten die Freimäurer in Berlin ihr erstes grosses Fest, weil ihnen der König Freiheit in seinem Lande gegeben hatte, ihre Feierlichkeiten nach ihren Gebräuchen anzustellen. Die ehrwürdige Gesellschaft, die sich besonders durch Wohlthun auszeichnet, dankte unserm Friedrich vor die Gnade, die er ihr erwies, und erkannte, daß sie ihre Freiheit so einem weisen großdenkenden Geiste zu danken hatten, der als Kronprinz sich selbst in diesen Orden hatte aufnehmen lassen. Dieß geschah in Braunschweig durch den Grafen zu der Lippe, da er mit seines Herrn Vaters Majestät von einem Besuch aus Holland dorthin kam.

Friedrich bestätigte auch die Einrichtung einer deutschen Gesellschaft in Königsberg, welche zur Verfeinerung

nerung unsrer Sprache seyn sollte, von der man aber nachmals nicht gar grosse Thaten gesehn hat.

Unter solchen immerwährenden Arbeiten und der ununterbrochensten Aufmerksamkeit vor das Wohl seiner Lande, brachte auch unser unsterblicher König dieß Jahr zu. Der Winter kam heran, und mit ihm die gewöhnlichen Vergnügungen, welche die Leere dieser traurigen Jahreszeit an Höfen so ausfüllen müssen, wie die wildesten Schlittenfahrten in den Provinzialstädten. Jezt kam das neue Servis von Gold, welches **Friedrich** hatte machen lassen, zum erstenmal zum Vorschein. Es kostete 1,300,000 Thlr. Am Hofe befanden sich viele fremde Standespersonen, und unser Monarch schloß sich nicht aus dem Zirkel des Vergnügens aus, genoß ihn aber immer als Weiser.

Der Landgraf von Hessenkassel kam abermals nach Berlin, und wahrscheinlich wurde zwischen ihm und unserm Regenten noch mehr als die Vermählung des Marggraf Karls mit seiner Prinzeßin Tochter verabredet.

Schon liefen Gerüchte durch verschiedene Gegenden, und die Herren Zeitungsschreiber schrieben schon davon, daß unser Monarch ehstens zum Besten des Kaisers mit einer Armee nach Böhmen gehen werde. Diesen Gerüchten widersprach der König durch eine feierliche Erklärung vom vierzehnten Dezember 1743. Man dachte

auch

auch zu der Zeit in der That noch, daß alle die obwaltenden Irrungen gütlich würden beigelegt werden können. Graf Dohnau, unser Gesandter in Wien, setzte tausend Gulden auf die Entdeckung des Urhebers solcher Sagen. Wenn nun gleich mancher Staatsverständige, der so den Lauf der Dinge manchmal aus vorhergehenden Umständen ahndet, und aus Vergleichungen Schlüsse zieht, wohl im Stillen das dachte, was das Jahr darauf in der That geschah, so ist doch so viel richtig, daß jezt am Ende des Jahres 1743. Friedrich gar noch nicht Sinn hatte, aufs neue in Krieg zu ziehen, sondern daß er manches, was ihm wohl nicht so ganz recht seyn konnte, lieber hingehen ließ, als daß er aufs neue, und sobald wieder, jenes Uebel wagen wollte, welches freilich den Helden groß, aber den Menschenfreund wehmütig macht.

Indeß stand die Königin von Ungarn auf allen Fall fertig. Sie ließ Böhmen und Mähren in den damals bestmöglichsten Vertheidigungsstand setzen. Zwanzigtausend Mann Landmiliz wurden in diesen Reichen errichtet und fleißig exerzirt. Ueberdieß warb man dort noch sechstausend Mann an, schafte Remontepferde zusammen, und die Artillerie von Eger nach Prag zurück. Der Wiener Hof unterließ auch nicht, Verbündungen zu suchen. Dieß gelang ihm in Dresden. Es kam den zwanzigsten Dezember 1743. zwischen beiden Mächten eine Verbün-

dung zu stande, in welcher, nebst andern den Herren Nachbarn bedenklichen Artikeln, Sachsen auch Hülfsvölker versprach. Diese neue Verbindung machte in Berlin allerdings Aufsehn. Aber in diesem Jahre ging weiter nichts Denkwürdiges vor.

§. 3.

Das Jahr 1744.

Jezt kamen grosse, alle Aufmerksamkeit an sich ziehende Freundschaftsschlüsse zu stande. Dergleichen war der, der Königin von Ungarn mit dem Churfürst von Köln, ihre Verbindung mit dem Churhause Mainz, und endlich auch mit dem Könige von England. Dergleichen Vorschritte sind doch wohl deutliche Zeugnisse, daß man österreichischer Seits was mehr als bloße Vorsicht dabei zur Absicht hatte. Hauptsächlich sollte es wohl den Franzosen gelten.

Frankreich suchte die Verbindung mit Preussen; aber nie ist es ausgemacht worden, ob damals etwas zur Richtigkeit gekommen oder nicht. Die Friedensunterhandlungen zwischen denen noch im Kriege befangenen Mächten wurden immer, aber ohne guten Erfolg, fortgesetzt. Friedrich schien sich nicht sehr darum zu bekümmern. Er hatte schon oft genug gerathen.

Unser

Unser Monarch brachte die Zeit, da jene Mächte sich stritten, in seinem Lande nichts weniger als müßig zu. Er machte im Justizwesen allerlei Verbeßrungen. Den drei und zwanzigsten Januar d. J. empfing der Herzog von Oels förmlich das Lehn. Der Anbau der neuen Vorstadt bei Neiß ward beschleuniget. Zu Oppeln in Oberschlesien wurde eine Regiernug und ein Konsistorium eingerichtet. Dieß ist eben dasselbe, welches nachmals seinen Siz nach Brieg verlegen durfte. Der König kam den funfzehnten März wieder zur Breslauer Messe. Er beehrte den Kardinal Zinzendorf mit seinem Besuch, und sezte ihm den Grafen Philipp Gotthard von Schafgotsch zum Koadjutor, d. i. bei solchen hohen Stiftern der Mann, der im voraus ernannt wird, dem Erzbischof, Bischof oder Prälaten in seiner Würde zu folgen, und vorher schon einen bestimmten Antheil an der Regierungsverwaltung nimmt. Nicht lange nach der Zurückkunft des Königs von Breslau begehrte England die von Preussen im Westmünsterschen Traktat den achtzehnten November 1742. versprochenen zehntausend Mann Hülfstruppen. Allein der ausdrückliche Buchstabe des Versprechens sagte, daß sie Friedrich versprach, im Fall England angegriffen werden solte. Dieser Fall war iezt nicht da, und Frankreich behauptete, daß England der angreifende Theil sei.

Endlich kam den zwei und zwanzigsten Mai d. J. die grosse vierfache Verbindung zu ihrer Vollkommenheit, welche in den Geschichtbüchern meist die Frankfurter Union genennet wird. Die hohen Häupter derselben waren der Kaiser, unser König, Schweden und Pfalz, und Frankreich und Spanien traten nachmals bei. Ihre Hauptabsicht sollte seyn, das deutsche Reich (oder sogenannte heilige römische Reich) bei seinen Rechten und Gesetzen aufrecht zu erhalten, die Erhaltung der kaiserlichen Würde zu bevestigen, und Baiern, das fast ganz in österreichischen Händen war, seinem Herrn wieder zu erobern. Diese Verbindung ward sehr geheim gehalten, und auch allerlei falsche Nachrichten davon verbreitet.

Der Königin von Ungarn, gegen deren Wünsche dieß grade gieng, konnte diese Vorkehrung nicht angenehm seyn. Es wurden nun alle Anstalten zur Vertheidigung gemacht, und Friedrich blieb in Wien im Verdacht, als wenn er alles vorzüglich betrieben hätte. In der Hauptstadt des Landes ließ man dreitägige Gebete anstellen. Maria Theresia kam selbst täglich von ihrem Lustschloß Schönbrun in die Wiener St Stephanskirche. Aus Böhmen flüchtete ein Theil vom Adel nach Wien, ein andrer furchte eine Belagerung von Prag, und wollte lieber im Freien auf seinen Gütern seyn.

Alles,

Alles, alles sah in Böhmen und Mähren kriegerisch aus. In Ungarn ward auch Lärm, und der Ungar beschloß, Gut und Blut, Leib und Leben für Maria Theresia und ihre Gerechtsame zu lassen. Es war, als wenn schon Preussen auf der Gränze stünden, und doch lag unsre Armee in ihren Garnisonen so ruhig, wie im tiefen Frieden.

Im Mai d. J. ging unser einziger **Friedrich** nach **Pyrmont**, den dasigen Gesundbrunnen zu brauchen. Eben als er hier war, starb der Fürst von Ostfriesland, und unser Monarch nahm sogleich Besitz von dieser Provinz, auf welche sein Haus, da mit dem eben gestorbenen Herrn dieß fürstliche Haus ausstarb, Anwartschaft hatte.

Der älteste Bruder Sr. Majestät ward zum Prinzen von Preussen erklärt, und den eilften Julii d. J. geschah die hohe Vermählung der Prinzeßin Louise Ulrike, Schwester unsers Königs, mit dem schwedischen Thronfolger. Alles wurde aufs königlichste veranstaltet, und der König beehrte seine Schwester an ihrem Hochzeittage mit seiner brüderlichen Gegenwart.

Die zu Frankfurt hohen Verbundenen schritten zu Ausführung ihres getrofnen Vergleichs. Darüber erstaunten mehrere europäische Höfe. Unser **Friedrich**, stets auf den vorkommenden Fall gefaßt, ließ sogleich in Wien erklären, daß er sich unter diesen Umständen genöthiget sähe, Truppen an den Kaiser zu geben, indem er

nicht zugeben werde, daß man die kaiserliche Würde unterdrücke, die Reichsverfassung abändre, und dessen Ständen Gewalt anthue. Die Königin von Ungarn und Böhmen beantwortete diese Erklärung damit, daß sie, nun zu glauben, versicherte, wie wahr auch manche andre Nachrichten von preußischen Absichten und Verbindungen seyn könnten, berufte sich auf das Vertrauen zu Gott, der ins Verborgne sähe, und ihre gerechte Sache unterstützen werde!

Damit aber die Welt wuste, warum unser **Friedrich** seine Truppen dem Kaiser zu Hülfsvölkern überließ, so legte man es dem Publikum öffentlich vor.

Damit auch meine Leser ihren ehemaligen Monarch in seiner ganzen steten Gerechtigkeitsliebe bei dem Anfang dieser neuen Unruhen sehen, so theile ich die Hauptsache davon mit.

Der Wiener Hof hat seit den vier Jahren bei allen Vorstellungen seiner Mitstände immer den Grundgesezzen des Reichs und seinen Satzungen entgegen gehandelt. Deutschland ist mit fremden Kriegsvölkern überschwemmt worden, dergleichen waren Engländer, Holländer und Ungarn, und unter letztern die wildesten, als die Lycaner, Tolpatschen u. s. w.

Durch Reichslande, die gar keine Partie nahmen, hat man, ohne erst um Erlaubniß zu bitten, Truppen

durch-

durchmarschiren lassen, z. B. Pfalz, Hanau, Schwaben 2c. nicht einmal die Bedürfnisse richtig bezahlt.

Die Minister des Wiener Hofs haben Kurfürsten des Reichs bald durch Drohung, bald auf andre Art von des Reichs Oberhaupt abwendig machen wollen, z. B. der Baron von Palm, Prinz Karl 2c.

Man hat von dem Kaiser äußerst beleidigend sprechen und schreiben lassen, auch die Sicherheit der Reichsversammlung angegriffen. Es war also das deutsche Reich beleidiget, und **Friedrich**, als der erste Kurfürst und Reichsstand verlangte nichts für sich selbst, trat dießmal nicht auf den Kampfplatz mit auf, häusliche Ansprüche geltend zu machen, sondern verband sich nur mit dem Reichsoberhaupt gegen die Gewaltthätigkeiten, die Oesterreich im deutschen Reich fortzusetzen drohte.

Es hatte auch in der That vorher unser geliebter König Vermittelung bei vielen Mächten ohne Wirkung gesucht, und da der Wiener Hof durchaus darauf bestand, die Kaiserwahl vor null und nichtig zu erklären, und diese Würde vielleicht sich zuzueignen, so mochte sich niemand recht ernstlich damit befassen. Alles aber sah wohl ein, daß die Rechte des kurfürstlichen Collegii nahmhaft gekränkt wurden. Der Entschluß unsers **Friedrichs** muste nun auch auf dem Reichstage bekannt gemacht werden, und eben so geschahe es auch durch

Dero Ministers an verschiedenen auswärtigen Höfen. Daß es am Londner Hofe nicht wohl aufgenommen werden konnte, war leicht zu erachten, und dieser König gab auch bald beträchtliche Geldsummen an die Königin von Ungarn; ja er protestirte gegen den Marsch der Preussen, und wollte noch obendrein allerlei geheime Absichten unsers Königs wissen. Der rußische Hof, der damals mit England sehr gut dran war, sah auch scheel dazu. In Stockholm gab man sich von England aus viel Mühe, die sechs tausend Hessen, die zur kaiserlichen Armee gestossen waren, (Prinz Wilhelm, des Königs Bruder, war Landgraf) zurück zu bringen. In Haag machte es auch gewaltig Aufsehen, und sie wusten in der That nicht, mit wem sie es halten sollten. Sachsen ließ sich bald bewegen, daß es die Partei der Königin von Ungarn ergrif, und von der Zeit an hat Sachsen zu seinem offenbaren Schaden fast meist mit dem Hause Oesterreich in Verbündung gestanden. Der Kurfürst, zugleich König von Pohlen, erklärte es auch förmlich, und endigte seine Erklärung damit, daß er, ob er gleich Truppen zur Armee der Maria Theresia stoßen ließe, doch sich gar nicht mit dem Kaiser und dem König von Preussen einlassen wolte!! — Die Ungarn wollte unser Monarch durch ein Patent, welches der General von Marwiz auf Sr. Majestät Spezialbefehl an sie ergehen

gehen ließ, verständigen; aber diese Nation ward noch aufgebrachter, und da ihr Palatin Graf Palfy ein eigen Schreiben an seine Landsleute ergehen ließ, in welchem er gegen Preussen sehr heftig und bitter sprach, so waren die Ungarn noch bereiter, vor ihre Maria Theresia alles zu wagen.

Von Wien aus erschien die königlich ungarische Widerlegung der oben angeführten preußischen Erklärung, deren Beschluß merkwürdig lautete: „Der starke „Arm Gottes ist nie abgekürzt zu helfen. Dem Allwis„senden sind die innersten Gedanken, und die noch so „sorgfältig zu verheelen, und noch so keck zu widerspre„chen vermeinten Anschläge nicht verborgen. Mithin „kann sich, es erfolge was da immer wolle, das Ver„trauen der Königin auf Gott und ihre gerechte Sache „nimmermehr mindern.„ **Friedrich** ließ diese wienerische Schrift auf sechs Foliobogen abermals beantworten. Selbst der Freiherr v. Trenk, ein Mann, der gewiß weder Lust noch Ursach hatte, zu viel grosses von unserm Einzigen **Friedrich** zu sagen, schreibt, daß **Friedrich** die Waffen ungern ergriff — und daß er am Morgen des Abmarsches aus Potsdam gegen seine Offiziere sich so ausließ, wie man nur in einer Lage der Wehmuth selbst, oder ganz nahe dran gränzend, thun kan.

Anstatt aber noch weiter viel hin und her zu schreiben, da der Federkrieg ohne blanke Schwerdter und einen ehrwürdigen Artilleriezug selten recht wirken will, fingen die hohen Frankfurter Verbundenen nun im Ernst an, ihre Plane, wo möglich, auszuführen.

Zwölfte Abtheilung.

Friedrichs des Einzigen zweiter Krieg.

Den sieben und zwanzigsten August 1744. rückte die preußische Armee, als eine Hülfsarmee gegen Oesterreich, wieder in Böhmen ein. Der Marsch ging durch Sachsen, und die Artillerie kam auf der Elbe nach Böhmen. Vor der Armee her ging der preußische Obriste von Winterfeld nach Dresden, und suchte, da der König und Kurfürst abwesend war, beim geheimen Rathscollegio den freien Durchmarsch der Preussen, mit dem Bedeuten, daß es kaiserliche Hülfsvölker wären. Es konnte kein Beschluß gefaßt werden, und es blieb bei allen Gegenvorstellungen des Ministerii allerdings doch die Einrichtung, welche die Nothwendigkeit forderte. Friedrich der Einzige wollte diese seine sechzigtausend Mann

selbst

selbst anführen, und kam daher mit des Prinzen von Preussen Königl. Hoheit und dem Prinzen Heinrich von Braunschweig Durchl. durch Wittenberg nach Meissen. Die berühmte Porzellainfabrike in dieser Stadt entging seiner Aufmerksamkeit nicht. Bei seiner Abreise, als er die Elbbrücke paßirte, fand er den Herzog von Weissenfels, reichte ihm die Hand, und besprach sich äusserst gnädig mit ihm. Der preußische Oberste Kalbuz nahm gleich das veste Schloß Tätschen an der Elbe ein, und die preußische Armee fand wenig Widerstand, weil die österreichische meist über den Rhein im Elsaß war. In das nach dem Breslauer Frieden Oesterreich gebliebene Stück von Oberschlesien drang ebenfalls ein Korps unsrer Truppen unter Anführung des General Marwiz. Bei der Hauptarmee in Böhmen befand sich nun unser **Friedrich der Einzige** selbst, mit Schwerin und mehrern versuchten Generalen. Prag wurde belagert, beschossen, und den sechzehnten September durch Kapitulation erobert. Dieß kostete uns wenig Leute, denn Prag war fast nur mit Landmiliz besetzt. Aber Prinz Friedrich Wilhelm, Vetter des Königs, ward an seiner Seite von einer Stückkugel so getroffen, daß er auf der Stelle blieb. Der König verweilte sich bei dieser Hauptstadt Böhmens nicht lange, sondern rückte, nachdem er Prag mit Besatzung und Kriegsvorrath versorgt hatte,

immer

immer weiter in Böhmen vor. In Oesterreich gerieth man schon wieder in Angst, ob die Preussen nicht etwa gar Lust kriegen würden, in diese Provinz einzudringen. Da unsere Truppen dießmal nur kaiserliche (unterscheidet dieß wohl von österreichischen) Hülfstruppen waren, so konnten sie wohl erwarten, daß sie nach einem gemeinschaftlichen Plane mit der französischen und kaiserlich baierschen Armee handeln würden.

Jetzt sollte die Verbindung der Armeen geschehen, nachdem sie das österreichische Heer unter den Befehlen des Prinzen Karl vorher über den Haufen geworfen hätten. Allein die Franzosen thaten keines von beiden, spielten mit der Vestung Freiburg, und machten sich in den herrlichen Quartieren am Rhein und Main recht lustig.

Auf einmal war Prinz Karl vor unserm Könige, hatte den aus Baiern kommenden General Bathiani an sich gezogen, und brachte noch zwanzig tausend Sachsen mit, die August der Königin von Ungarn zu Hülfe gegeben hatte. Den Uebergang der vereinigten österreichischen und sächsischen Armee über die Elbe, hatte Friedrich nicht verhindern können. Er geschah den neunzehnten November so, daß ein Theil unsrer Truppen wohl mit aller Tapferkeit ihn erschwerte, auch heftig dabei kanonirt wurde, aber endlich doch der Gewalt weichen

chen musten, da es Friedrich nicht vor rathsam hielt, an diesen Ort seine ganze Macht zu brauchen. Da stand also Friedrich bei allen seinen guten Absichten selbst von den Bundesgenossen verlassen da. Die Klugheit befahl ihm, sich zurück zu ziehen, und der Heldenmuth bewog ihn, hie und da den Feinden ein Treffen anzubieten. Hier lag er einst mit seiner ganzen Armee bei ziemlicher Kälte, es war den fünf und zwanzigsten October, eine ganze Nacht unter freiem Himmel auf der Erde. Die Oesterreicher hatten sich so gelagert, daß Teiche, Moräste und Wälder sie deckten und alle Wendungen unsers gern im Freien fechtenden Friedrichs, vermochten sie nicht, sich anders als unzugänglich zu postiren. Wolken von österreichischen Husaren, Panduren und Kroaten umgaben Friedrichs Heer, schnitten die Zufuhr ab, und zerstörten etliche Magazine. Es fielen kleine Scharmützel vor, deren etliche ganz ernsthaft wurden. Eine Verstärkung aus Schlesien konnte nicht erwartet werden. Friedrich sah, daß hier nichts zu thun war, der Winter trat ein, er zog seine Armee nach Schlesien, und ging nach Berlin zurück. Bei diesem Rückzuge war der König mit weniger Mannschaft in Kollin an einem Abend ganz von österreichischen leichten Truppen umschlossen. Die Oesterreicher kamen schon mit den unsern ins Handgemenge,

und etliche Häuser brannten. Er stieg selbst auf den Kirchthurm, und besah mit sichtbarer Verlegenheit durch sein Fernglas die Gegend. Der berühmte Panduren-Oberste Trenk, wollte die Stadt stürmen, wurde aber bleßirt. Dieß vereitelte die ganze Sache, und Friedrich entkam ohne große Gefahr. Die Prager Besatzung muste sich durchschlagen. Dieß ging wegen der rauhen Jahreszeit und der überwiegenden Macht der Feinde nicht aufs beste; und ohnerachtet ihr ein Korps aus Schlesien zu Hülfe kam, so konnte es doch ohne Verlust nicht abgehen. Ein Wunder war's, daß die Oesterreicher uns hiebei nicht mehr thaten, und die ganze Besatzung zu Gefangnen machten. Vor ihrem Abzuge räumten sie das Zeughaus aus, zerbrachen die vorhandnen Gewehre, und warfen etliche tausend Centner Pulver in die Moldau. Wir verloren bei diesem Rückzuge, zumal da uns die Sachsen keinen anständigen Durchzug erlaubten, (sie begehrten, daß das Korps einzeln und ohne Gewehr durchrennen sollte — die Gewehre sollten auf Wagen nachgeführt werden!!) viel Leute und Artillerie. Aber der Feind nahm es nicht allein weg, sondern Hunger und Kälte raften den Soldat hin, und eben so musten Bagagewagen und Kanonen stehen bleiben, weil die Pferde krepierten, und keine andre aufzutreiben waren.

Die Königin von Ungarn erklärte in einem förmlichen Manifest, daß sie nicht mehr an den Breslauer Frieden gebunden sei, sondern Schlesien, wo möglich, wieder nehmen würde: dagegen Friedrich von Berlin aus, den neunzehnten Dezember seine Widerlegung öffentlich ergehen ließ. Es waren auch wirklich österreichische Truppen in Schlesien eingebrochen. Diesen ging zuerst Marwiz, und dann Fürst Leopold von Dessau, Troz aller Kälte und Schnee, entgegen. General Marwiz konnte, da er zu schwach war, nicht verhindern, daß sich die Oesterreicher in Oberschlesien ausbreiteten. Die Hauptarmee rückte selbst ein, und die ungarischen Insurgenten, ein zum Plündern und Verwüsten zusammengelaufenes und zusammengetriebenes Volk, kam unter Anführung des Grafen Esterhazy auch an. Unser kommandirender General, der schon genannte von Marwiz, ward erschossen; einige sagen, von seinen untreuen Bedienten, andre im Scharmützel, noch andre lassen ihn vom Schlage gerührt sterben. Mit Ausgang dieses Jahres war ganz Oberschlesien, ausser die beiden Vestungen Neiß und Kosel, in österreichischen Händen. Der Fürst von Dessau erhielt seine Befehle von unserm Einzigen Friedrich in Schweidniz. Er zog das Korps des Prinzen Dietrich von Dessau, das Rattibor verlassen hatte, an sich, ging zu Anfang des Januars 1745.

mit dreißig tausend Mann über die Neisse, gegen Neustadt und bis gen Jägerndorf, und stellte sich vor die Oesterreicher in Schlachtordnung. Sie hielten es aber noch nicht vor gut, sich mit den Preussen in einer Schlacht zu messen, sondern zogen sich nach Mähren eiligst zurück. Nach den allerbeschwerlichsten Märschen von der Welt, kamen endlich unsre guten Preussen in ihre späten Winterquartiere. Allein es war auch hier keine Ruhe, sondern fast täglich kamen sie an einander. Bei Habelschwerdt fiel das damals blutigste Gefecht vor.

Der Erfolg dieses ersten Feldzugs seines zweiten Krieges, war nicht so, wie ihn der König entworfen haben mochte. Seine Bundesgenossen waren zu unthätig, und die Partie, welche Sachsen ergriffen hatte, machten die Zufuhr auf der Elbe unmöglich. Sein Rückzug nach Schlesien zeigte seine Standhaftigkeit bei den grossen Widerwärtigkeiten.

Dreizehnte Abtheilung.

§. 1.

Der Tod Kaiser Karl VII.

Unter den ernstlichen Vorkehrungen, die unser großer Friedrich in Berlin zur Fortsetzung des Krieges machte, starb Karl VII. den zwanzigsten Januar des Jahres 1745. ganz unvermuthet. Um dessen Kaiserwürde ward jezt gestritten, und es schien nun die Ursach des Krieges um desto sichrer gehoben zu seyn, da sein Nachfolger in der baierschen Kurwürde mit Maria Theresia Friede machte. Friedrich, der sich nie ohne Noth zum Kriege entschloß, gab auch bald seine Bereitwilligkeit, die Waffen niederzulegen, zu verstehen, wenn nur Maria Theresia den Breslauer Frieden gelten lassen wollte. Allein der Wiener Hof wollte davon nichts hören, sondern suchte vielmehr, mehrere Mächte gegen den König von Preussen zu bewegen. Sie schloß auch ein Bündniß mit England, Pohlen und Holland, welches zur Bekriegung Friedrichs dienen sollte. Friedrich erklärte dem König von Pohlen, als Kurfürst von Sachsen, daß er es als wahre Feindseligkeit ansehen müste, sobald seine Truppen mit den Oesterreichern nach Schlesien kämen. Alles dieß half nichts. Die österreichische Partei blieb gegen

unsern Monarchen, und Friedrich erfuhr auch allerlei geheime Entschlüsse der verbundenen Mächte, wider ihn und wider sein ihm so theures Schlesien.

Friedrich konnte in dieser Lage wohl schwerlich anders, als daß er alles anwandte, wodurch er verhindern konnte, daß die neue Kaiserwahl nicht auf den Grosherzog von Toskana, Gemahl der Maria Theresia, Königin von Ungarn und Böhmen fiel. Es geschah aber in der Folge dennoch, und alles was Politik und Weisheit, unterstützt von der väterlichsten Sorgfalt für seine alte und neue Staaten, thun konnte, war jezt fast wie unwirksam zu der großen Absicht Friedrichs, Friede zu machen.

Es blieb Krieg, und Friedrich ergrif die Maaßregeln gegen seine Feinde, die ihm sein ausserordentlicher Geist so reichlich darbot.

§. 2.

Friedrich bei der Armee im Frühjahre 1745.

Die Oesterreicher mit den Sachsen standen in Schlesien bei Bolkenhain. Dieß bewog unsern König schon im Merz, zu seinem Heer zu eilen, seine vertheilten Korps zusammen zu ziehen, und eine Hauptarmee zu formiren. Dieß geschah schnell und unter steten kleinen

An-

Anfällen. Die Oesterreicher rückten in der That aus Böhmen in die schlesischen Gebirge. Den ersten Junii stand die preußische Armee bei Striegau, wo sich die Oesterreicher und Sachsen postirt hatten.

Friedrich ließ seine Soldaten zur Tapferkeit ermahnen, und machte sich fertig, seine Feinde anzugreifen, schickte auch in der Absicht seine Vortruppen in der Nacht vom zweiten bis zum dritten, und ließ die Anhöhen um Striegau besezzen.

§. 3.

Friedrichs dritte Schlacht bei Hohen-Friedeberg.

Das war eine Schlacht, die die bei Molwiz und Chotusiz warlich übertraf. Mit der, nur Preussen, die von einem Friedrich angeführt wurden, eignen Geschwindigkeit, standen unsre Regimenter den vierten Junii mit Sonnenaufgang vor ihren Siegern oder zu Besiegenden. Die Oesterreicher waren über hunderttausend Mann stark. Unsre Armee weit schwächer. Friedrich hatte bei dem Marsch der vorhergehenden Nacht seine Wachtfeuer brennen lassen. Die Oesterreicher glaubten sein Lager in voriger Ruhe zu sehn, und erschraken nicht wenig, als schon so früh von den Anhöhen

bei Striegau preußische Kanonen auf die sächsische Reuterei donnerten, da sie den schon erwähnten preußischen Truppen die Besetzung der Striegauer Anhöhen streitig machen wollten. Ganz wahr ist, was irgend ein deutscher Mann von unserm **Friedrich** schreibt: „**Der** „**König von Preussen thut oft, was der Feind** „**befürchtet, aber selten wie er es erwartet.**„ Der rechte Flügel der Oesterreicher stand an Friedeberg, der linke gegen Rohnstock. Von dem erstern Orte führt dieß Treffen gewöhnlich den Namen der Schlacht **bei Hohenfriedberg**. Es währte gar nicht lange, so ward der ganze linke Flügel der Oesterreicher, auf dem die Sachsen standen, geschlagen. Die Grenadier unsrer Garde machten hier mit aufgepflanzten Bajonetten den Angriff, und thaten mit ihrer Unterstüzzung Wunder der Tapferkeit. Nach sechsmaligem Angriff ward endlich die ganze österreichische Armee völlig geschlagen, und unsre Generale Geßler und Schmettau, welche durch eine Oefnung unsrer Infanterie passirten, hieben mit ihrer Reuterei mit solchem Nachdruck in die Feinde ein, daß sie sechs feindliche Regimenter über den Haufen warfen, und allein zwei tausend fünf hundert Mann Gefangene und sechs und sechzig Fahnen zurück brachten.

Gleich beim ersten Angriff auf die Sachsen, verhinderten die Moräste, daß die Oesterreicher sie nicht

unterstützen konnten, und unsre Leute nutzten jeden Augenblick sowohl, daß man fast nie etwas, dem ähnliches gesehen hat. Der Prinz von Preussen, des Königs Bruder, war mit im heftigsten Feuer, und Prinz Heinrich, zweiter Bruder des Königs, that als ein Herr von achtzehn Jahren jetzt die Dienste eines Generaladjutanten. Das ist gewiß, was Preussens Kriegsmacht so groß gemacht hat, daß die Vornehmsten des königlichen Hauses immer selbst an der Spitze der Gefechte standen. Die Oesterreicher machten ihren Rückzug so klug als möglich, allein bei solchen Umständen konnte den Siegern ihre Flucht wohl schwerlich etwas anders als Vortheile geben.

In sechs Stunden lagen auf dem Schlachtfelde vier tausend Oesterreicher und Sachsen. In preussischen Händen waren sechs und sechzig Kanonen, sechs Haubitzen, sechs und siebenzig Fahnen, sieben Standarten, acht paar Pauken, vier Generale, beinahe zwei hundert Offiziers, und über sieben tausend Soldaten. Aber auch uns kostete es zwei tausend Mann Todte und Blessirte. Die königliche Garde hatte nebst noch fünf andern Regimentern am meisten gelitten.

Die Sachsen schrieben ihren Verlust dem Vortheil der preussischen Stellung, der lieben Sonne, die ihnen in die Augen geschienen hat, und dem Winde, der ihnen

den Dampf entgegen trieb, zu. Die Oesterreicher schrieben, daß die Preussen mit ihrem rechten Flügel ihren linken überflügelt hätten; daß das preussische Kanonenfeuer ganz erschrecklich gewesen sei, die Moräste alle gehörige Ordnung unterbrochen, und die preussische Husaren überall unwiderstehlich angeprellt wären; daß ihre Truppen endlich gar nicht mehr zum Stehen zu bringen gewesen, und daß der Sieg sich gleich auf preussische Seite gewendet habe.

Der französische Gesandte, Marquis von Valory, der sich selbst mit in der Schlacht an der Seite des Königs befand, schreibt in der Nachricht, die man ihm von diesem Treffen beilegt: „Bei dieser Gelegenheit sah' „ich den König von Preussen in seiner rechten Größe, „und wie er sich mehr mit den Mitteln, seine Unternehmung zur Wirklichkeit zu bringen, beschäftigte, als „mit den Folgen einer Begebenheit, die vor ihn von „der äussersten Wichtigkeit war. Se. Majestät formirten ihre Linie selbst, und ertheilten ihre Befehle mit „einer bewundernswürdigen Gelassenheit, bekümmerten „sich auf keinerlei Weise um die Gefahr ihrer Operation, „ohngeachtet sie solche in ihrem ganzen Umfange wahrnahmen.„

Ein berühmter Schriftsteller sagt von dieser Schlacht, daß es eine solche Schlappe gewesen sei, die bis auf diesen Tag ihres gleichen nicht hat, ausser der, die der König im siebenjährigen Kriege den Oesterreichern bei Lissa anhieng.

Dem Bayreuthischen Dragonerregiment, das sich so tapfer gehalten, ließ der König unter dem Dato den eilften Junii 1745. einen Gnadenbrief ausfertigen. Das waren eben die braven Männer, die unter den oben angeführten Generalen Geßler und Schmettau aus dem zweiten Treffen hervorbrachen, und durch die sich geöfnete Infanterie in die Oesterreicher unwiderstehlich eindrungen. Friedrich bestätigt in diesem Gnadenbriefe selbst, was sie gethan hatten; nemlich sechs alte treue österreichische Infanterieregimenter über den Haufen geworfen, und die schon angeführten Gefangenen eingebracht. "Wir haben demnach," schreibt unser Friedrich, der das wahre Verdienst nie verkannte, "allergnädigst beschlossen, nicht nur dem ganzen Dragoner-„Regiment von Bayreuth wegen dieser tapfern Aktion, „vor allen Dragonerregimentern unsrer Armee, ietzo und „zu ewigen Zeiten, den erhabenen Unterschied, Vorzug „und Ehrenzeichen beizulegen, daß das Regiment jederzeit in Zug und Marsch, es sei im Felde oder Garnisonen, den Grenadiermarsch, mit ihren Pauken aber

„auch den Marsch unsrer Kürassierreuter schlagen zu las„sen, befugt seyn solle; sondern wir wollen auch, um „das Andenken dieser glorieusen Aktion noch ansehnlicher „zu machen, dem ganzen Regiment die Befugniß geben, „die eroberten Trophees an Fahnen und Kanonen in ih„rem sogenannten Regimentssiegel zu führen.“ Dieser Gnadenbrief muste beim unterm Gewehr stehenden Regiment öffentlich verlesen werden, und der jedesmalige Kommandeur muß das Original-Instrument bei den Estandarten verwahren.

Es ward in dieser Schlacht unter andern auch ein österreichischer General Römer gefangen; zu diesem sagte der König, als er mit mehrern bei dem Könige zur Tafel war: Nun ich Ihre Armee dießmal geschlagen habe, nun werde ich sie stets schlagen, wo ich sie finde. Der General antwortete: Sire, Hannibal schlug die Römer viermal, allein das fünftemal ward er geschlagen, und nun war der ganze Krieg auf einmal zu Ende. Der König erwiederte mit einiger Lebhaftigkeit: Ja, Hannibal kommandirte aber nicht Preussen, und hatte — lauter Römer gegen sich. Eine Antwort unsers Friedrichs, die vor den General Römer sehr schmeichelhaft, und vor die übrigen sehr bitter war.

So

So hatte denn unser Einziger Friedrich abermals gesiegt! — Ich dächte, lieben Leser! wir schrieben diesen glorreichen Sieg ganz eigentlich Gott zu. Ihr werdet in der Folge noch mehr und deutlicher sehen, wie oft Gott mit seinem Knecht, unserm allertheuersten Friedrich, war.

§. 4.

Folgen des Siegs bei Hohenfriedeberg.

Wer in dem Lauf der Welt unerfahren ist, würde leicht auf den Gedanken kommen, daß ein solcher Sieg der ganzen Sache den Ausschlag geben und den Krieg beendigen müsse. Man erstaunt, wenn man mit Ernsthaftigkeit überlegt, wie schnell solche fürchterliche Niederlagen verwunden werden. Die österreichisch-sächsische Armee zog sich nun wohl zurück, räumte auch Schlesien, und setzte sich bei Königsgräz in ein solch vestes Lager, daß sie ganz sicher stand. Der König folgte ihr nach, lag etliche Wochen vor ihr, sah hie und da Scharmüzel vorfallen, und rückte ihnen darauf noch näher. Da sie aber aus ihren Verschanzungen nur herausguckten, nie aber herauskamen, muste der König, auch um der Lebensmittel willen, wieder nach Schlesien marschiren.

Was der König hier nach Sachsen abschickte, wie auch den Oesterreichern wieder die Vestung Kosel abgenommen wurde, übergehe ich, weil mich meine, euch schon bekannte Absicht nöthiget, soviel möglich, bei der Hauptsache zu bleiben.

Friedrich sah Sachsen als des Feindes Land an, hatte ein Korps bei Leipzig stehen, und man erwartete auch dort alle Augenblicke Schlacht und Blut. Indeß blieb doch alles so ruhig, daß die Leipziger Michaelis-Messe ungehindert gehalten werden konnte, auch in den folgenden Monaten die sächsischen Truppen ihre Winterquartiere bezogen.

Es ward wieder stark am Frieden gearbeitet. England und Rusland (doch letzteres mit einiger Einschränkung) verwandten sich dafür. Der König war immer willig, den Breslauer Frieden zu erneuern, mit Sachsen Freund zu seyn, auch dem Gemahl der Königin Maria Theresia seine Stimme zum Kaiser, zu welcher Würde er von den übrigen Herren Kurfürsten war erwählet worden, zu geben; nur sollte Böhmen nicht eher wieder mitwählen, bis alles wieder in Ordnung sei. Die ganze Sache aber kriegte nicht rechte Art, und der Erfolg lehrte, wie wenig wahrer Ernst dabei war. Nur die Hannövrische Konvention konnte den sechs und zwanzigsten August dieses Jahres geschlossen werden, in wel-

cher

cher Friedrich das Angeführte förmlich bekräftigte, und alles darauf ankommen ließ, was seine Gegner thun wollten.

Doch zurück an die böhmisch und schlesische Gränze. Die österreichische Hauptarmee bewegte sich aus ihrem alten Lager bei Königsgräz. Nadasti, Trenk und Frankini, Anführer österreichischer leichter Truppen, beunruhigten unsre Truppen, die sich nach Trautenau zogen, unaufhörlich.

Alle Welt dachte nun an nichts gewisser, als an die Winterquartiere der gegen einander stehenden Heere. Die Jahreszeit fing an, rauh zu werden, und ohnerachtet es nur Herbsts Anfang war, so trat doch schon eine sehr kalte Witterung ein.

Friedrich, unser großer einziger Friedrich, wollte aber mit mehrerer Sicherheit den Winter zubringen. Drum kam's nun, wider aller Menschen Denken, zur Schlacht.

§. 5.

Friedrichs des einzigen vierte Schlacht, bei Sorr.

Ich habe fünf verschiedene Nachrichten von dem unserm Friedrich so glorreichen Treffen vor mir liegen.

Ausser

Ausser diesen noch eine sechste sehr weitläufige. Nachdem ich sie alle so sorgfältig als ich kan, gelesen und verglichen habe, so gebe ich aus allen diesen Erzählungen eine Beschreibung der Schlacht bei Sorr, welche wohl nicht so weitläufig seyn, aber die Hauptsache zuverläßig enthalten soll.

Die österreichischen Generale wusten wohl, daß sich unser König gegen den Winter aus Böhmen wieder würde zurückziehen müssen. Die Unterhaltung seiner Armee, welche aus Mangel der Lebensmittel nicht tiefer in Böhmen eindringen konnte, machte einen solchen Rückzug, um Winterquartiere in Schlesien zu halten, nothwendig. Aller Wahrscheinlichkeit nach brachte dieß die Befehlshaber der österreichischen Truppen auf den Gedanken, den König bei seiner Retirade anzugreifen, und hier etwas zu wagen, das, wenn's glücklich gerieth, sehr vortheilhaft seyn, und wenn's unglücklich ablief, doch nicht sonderlich viel schaden könnte. Die schon angeführten Frankini, Nadasti und Trenk waren zu der Absicht sehr glücklich postirt. **Friedrichs** scharfdenkender Geist drang wohl bald in den Sinn seiner Feinde ein, und traf eben so weise Gegenanstalten.

Den neun und zwanzigsten September, (da die vorhergehenden Tage bei verschiedenen Bewegungen der abgesandten Korps beider Armeen viele Scharmüzel vorgefal-

gefallen waren) erfuhr der König, daß Prinz Karl mit seiner Armee, bei welcher sich auch die sächsischen Hülfstruppen befanden, marschire. Sogleich befahl er diesen Marsch durch ein Korps zu beobachten. Die bergigte Gegend verhinderte die Unsrigen, viel zu erfahren, und **Friedrich** ließ seine Armee marschfertig machen, um in der Ebene zwischen Trautenau und Arnau zu kampiren. Früh den dreißigsten September, als eben die letzten Marschordern von Sr. Majestät gegeben wurden, kamen sogleich verschiedene Nachrichten hinter einander, daß der Feind anrücke. **Friedrich** ließ so geschwind aufbrechen, daß viele Bataillons nicht ihre Zelter abbrechen konnten. An die Bagage durfte wenig gedacht werden, noch weniger an die Ueberlegenheit und vortheilhafte Stellung der im Gesicht stehenden Feinde. **Friedrich**, der Held, und seine Armee, die braven Preussen, dachten nur ans Schlagen und Siegen. Feldmarschall Buddenbrock und General Golz vom rechten Flügel unsrer Armee, griffen früh zwischen sechs und sieben Uhr schnell die feindliche Reuterei vom linken Flügel an, warfen sie zurück, und jagten sie in ein Holz. Die preußische Infanterie bemeisterte sich fast im vollen Laufen nach einem dreimaligen Angrif der grossen feindlichen Batterie auf einem Berge. Nun war man der feindlichen Infanterie schon in der Flanke. Sie verließ

ließ ihre Kanonen, und retirirte sich auf eine Höhe und in den Wald. Indeß war auch unser linker Flügel formirt, und das Gefecht ward allgemein. Der Feind im Walde und auf den Höhen ward überall angegriffen und zurückgeworfen.

Unser General Stechau setzte sich vor das Bornstädtische Regiment, drang damit in die feindliche Infanterie, und machte sogleich ein ganz Regiment und ein Bataillon, welches er umflügelt hatte, mit allen Fahnen und Offiziers zu Gefangnen. Der Sieg ward vor unsre Seite nun bald entschieden. Alles retirirte sich in die Büsche, nnd unsre Kavallerie hieb bis nach dem Dorfe Sorr nach. Zehn Fahnen, zwei Standarten und ein und zwanzig Kanonen blieben als Siegeszeichen in unsern Händen, und die Anzahl der Gefangenen war dreißig Offiziers und über zweitausend Gemeine.

So war denn in fünf Stunden eine Armee von fünf und dreißig tausend, oder wie ein sehr glaubwürdiger Mann behauptet, sechs und achtzig tausend Oesterreichern, durch achtzehn tausend, nach andern sechs und zwanzig tausend Preussen, die noch dazu mit den größten Schwierigkeiten von wohlbesetzten Bergen, Thälern und Waldungen zu kämpfen hatten, gänzlich geschlagen. Wir verlohren dabei den Prinzen Albrecht, Bruder der Königin Maj., den General Blankensee, etliche brave

Ober-

Obersten, zwanzig Offiziere, und wohl über tausend Gemeine. Während der Schlacht fielen die Nadastischen Husaren und die Trenkschen Panduren in unsre Bagage, und plünderten sie rein aus. **Friedrichs** eigne Equipage, sein silbern Tafelservis, die Kriegskanzlei und Kasse fiel in ihre Hände. **Friedrich** hatte kein Geld, keine Bedienten, kein Hembde mehr. Alle Berichte reden einmüthig, wie bei der Schlacht des ersten Krieges, von dem entsetzlichen preussischen Feuer, gestehen es ein, daß sie dem König **Friedrich** das Schlachtfeld haben räumen müssen, und klagen wieder wie sonst, daß bei der österreichischen Armee nicht alle Regimenter ihre Schuldigkeit nach den Befehlen ihrer Generale gethan hätten. Unser großer **Friedrich**, der keinen Tropfen Dinte im Lager nach der Schlacht hatte, schrieb mit Bleistift an den Minister v. Münchau nach Breslau: „Ich habe die „Oesterreicher geschlagen, ich habe viele Kriegsgefangne „gemacht, singt das Te Deum.„ Er bekennte aber auch in einer Anweisung vor seine Generale mit der edlen Freimüthigkeit des grossen Geistes, daß er hätte verdient geschlagen zu werden, (denn er hatte kurz vorher sich durch Abschickung eines Korps geschwächt) wenn es nicht durch die Geschicklichkeit seiner Generale und durch die Tapferkeit seiner Truppen wäre verhindert worden.

§. 6.

Der Winter nach der Schlacht.

Die Oesterreicher bezogen nach der Schlacht ihr Lager bei Königshof, und der König, der in der That viel zu schwach war, seinen Sieg zu verfolgen, machte sich unter steten Beunruhigungen der österreichischen leichten Truppen nach Schlesien zurück. Alles ging in die Winterquartiere; Friedrich selbst nach Berlin, und das Oberkommando in Schlesien behielt indeß der Erbprinz Leopold von Dessau. Kein Mensch dachte, daß vor dem Frühjahr noch weiter etwas passiren könnte.

Der mislungne Streich bei Sorr, machte den Oesterreichern allerdings mehr Schmerzen, als sie sagten; und Prinz Karl, ein Herr von nicht gemeinen Talenten, hofte wahrscheinlich zu einer andern Zeit besser Glück. Vielleicht wollte er sich auch die Abwesenheit des Königs zu Nuzze machen. Er ließ also allerlei Bewegungen merken; drohte über Landshut in Schlesien einzufallen, rückte hernach mit dem grösten Theil seiner Armee nach der Oberlausiz hin, als wenn er wohl Sinnes wäre, ins Brandenburgische vorzudringen. Ein ander Korps Oesterreicher, unter Anführung des General Grüne, kam vom Rhein nach Sachsen, und ein Gerücht, daß diese kaiserliche Armee mit den sächsischen

Hülfs-

Hülfstruppen in das Magdeburgische einbrechen wollte, setzte die Einwohner in Furcht und Schrecken. Prinz Karl postirte sich auch mitten zwischen Zittau und Görliz. Die Armee der Königin von Ungarn war 200000 Mann stark; die Völker ihrer Bundesgenossen betrugen eben so viel; Franzosen, Preussen, Baiern ꝛc. als ihre Gegner, waren gewiß zusammen nicht schwächer. Also standen im christlichen Europa 800000 Menschen gegen einander, um einander zu tödten!

Der türkische Kaiser sah diese schrecklichen Auftritte nicht gleichgültig an. Er wollte Friede stiften, ermahnte die christlichen Höfe zur Einigkeit, und bot seine Vermittelung an. Vielleicht ists doch vielen meiner Leser lieb, wenn ich etwas aus dem Schreiben des türkischen Regenten an unsre christlichen Monarchen anführe. Nicht alle, wohl auch die wenigsten, haben Gelegenheit, es in andern Büchern zu lesen.

„Den achten Februar im Jahre des Heils 1745. in dem Bospero Tragio. Nachdem Gott die Welt erschaffen, hat er auch, um die letzte Hand an ein so künstliches Werk zu legen, den Menschen gemacht, und demselben, nebst den Gaben des Geistes und Leibes, die volle Gewalt über die Erde und Meer verliehen. Der Mensch, um sich ein bequemeres Leben zu verschaffen, legt sich auf Künste

und Gewerbe. Man muß grosse Mäßigung anwenden, den Körper des menschlichen Geschlechts wohl zu regieren. Diejenigen, so ungehorsam sind, müssen durch Krieg und Waffen zur Vernunft gebracht werden. So bald man aber merkt, daß die Sachen glücklich gehen, muß man auf den Frieden, die Quelle alles Glücks, bedacht seyn. Ob der Mensch gleich einen natürlichen Abscheu gegen die Waffen hat, so sind doch die Fürsten oft genöthiget, selbige zu ergreifen. So gerecht aber ihre Streitigkeiten sind, so müssen sie selbige doch bald wieder endigen, weil der Krieg betrübte Folgen hat. — Die Pforte (so nennt sich der Hof zu Konstantinopel) hat gehoft, die christlichen Mächte würden einmal des Krieges müde seyn, sie vernimmt aber durch die Gesandten, daß zahlreiche Heere im Frühling zu Felde gehen werden. Weil nun daraus nichts als Elend folgen kan, so macht man den christlichen Botschaftern, die am gnadenreichen Hofe des unüberwindlichsten Kaisers, der der Schatten Gottes und ein Muster der Majestät Alexander des Großen ist, vorstellig: 1.) Die Vergiessung so vieles Menschenblutes; 2.) Das Unglück so vieler armen Jungfrauen, die in Gefahr sind, geschändet zu werden; 3.) Die Unterbrechung

der Handlung und Nahrung so vieler Menschen, (das mochte wohl Sr. türkischen Majestät am meisten am Herzen liegen, denn der Handel in seinen Staaten litt durch den Krieg grossen Schaden,) in Hofnung, daß die christlichen Fürsten sich dadurch werden bewegen lassen, die Vermittelung des Friedens anzunehmen u. s. w.„

Der gute Kaiser Mahomet V. bat aber umsonst! —

Friedrich, immer der Einzige, erfuhr kaum die wahrscheinlichen Plane seiner Feinde, so war er auch, ehe man es sich versah, wieder bei seiner Armee in Schlesien. Schnell, wie's nur Preussen können, zog sich sein Heer zusammen, formirte eine Hauptarmee von etwa 80000 Mann, und schon am drei und zwanzigsten November war Friedrich mit diesen Truppen in der Oberlausiz. Sie stürzten gleich auf vier sächsische Regimenter, die von ihrer Ankunft gar nichts wusten, bis sie da waren. Die edlen Sachsen vertheidigten sich tapfer, wurden aber gänzlich ruinirt. Ein fürchterliches Schrekken verbreitete sich über die Prinz Karlsche Armee, und sie zog sich, so gut sie konnte, eilig über das Gebirge nach Böhmen zurück. Die ganze Ober- und Niederlausiz war gleich wieder unserm grossen Friedrich offen.

Der alte Fürst von Dessau, der mit seinem Korps in der Gegend um Halle gestanden hatte, rückte über Leipzig, das er eingenommen hatte, an der Elbe her, nach Meissen zu, und nahm die Gegend da herum ein, welche vorher General Lehwald mit seinem dazu beorderten Korps nicht gewinnen konnte. **Friedrich** stand so nahe bei Dresden, daß der ganze königlich polnische Hof nach Prag flüchtete, und der Fürst von Dessau bezog nach der Einnahme der Stadt Meissen das Lager zwischen Neustadt und Röhrsdorf. Zwei Meilen von Dresden, bei Wilsdorf, hatte sich die ganze sächsische und in Sachsen stehende österreichische Macht zusammengezogen. Prinz Karl mit der Hauptarmee kam aus Böhmen anmarschirt. Also **Friedrich** schon wieder zwischen zwei Feuern! Doch Weisheit mit schnellvesten Entschlüssen verbunden, findet leicht Mittel, sich aus der grösten Verlegenheit zu ziehen. **Friedrich** war weise und war auch muthig genug, nicht zu zaudern, wo keine Zeit zu verlieren war. Daß er dieß war, zeigt die gleich folgende Begebenheit.

§. 7.

Friedrichs fünfte Schlacht, bei Kesselsdorf.

Fürst Leopold erhielt Befehl, ehe noch die österreichische Hauptarmee herzu kommen konnte, den sächsischen

Trup-

Truppen ein Treffen zu liefern. Der König selbst rückte, nachdem er seine abgesonderten Korps zusammengezogen hatte, Meissen näher, und kam den funfzehnten Dezember, am Tage der Schlacht, disseits der Elbe, daselbst an. Der ganze Soldat, Fürst Leopold, richtete seinen Befehl sehr gut und pünktlich aus. Er rückte am benennten Tage grade nach Dresden zu. Seine Vortruppen kamen bald an feindliche Husaren und Dragoner, und schmissen sie nach Kesselsdorf zurück. Die feindliche Armee mochte nun wohl schon merken, was mit ihr vorgehen sollte. Deswegen stand sie bald in Schlachtordnung. Der linke Flügel, lauter Sachsen, lehnte sich an Kesselsdorf, und der rechte, bei welchem das österreichische Korps des General Grüne war, an das Dorf Bennerich.

Ihre Stellung war sehr gut, denn ein Graben und ein Morast deckte ihren rechten Flügel, und der linke hatte Kesselsdorf mit vier und zwanzig Kanonen, Haubitzen und mit den sämmtlichen Grenadieren der Armee, auch der sächsischen Grenadiergarde, besetzt. Fürst Leopold ließ bald den linken Flügel, also die Sachsen, angreifen. Drei Stürme musten gethan werden, so vest standen die als gute Soldaten bekannten Sachsen. Das Regiment Rutowsky fiel aus, ward aber sogleich von unsrer Reuterei eingeschlossen und weggenommen. Alle

Kanonen wurden erbeutet, und man gewann auch bald die linke Flanke der sächsischen Infanterie. Der linke Flügel ward ganz über den Haufen geworfen. Aber der rechte war nicht so leicht hinzuwerfen. Prinz Moriz von Dessau machte den Angrif über den fatalen Graben, der vor ihm war. Allein es waren Preussen, die hier durch den Morast wateten und auf die Höhen des Grabens stiegen! Sie kamen auch in der That durch, fielen ein, und ohnerachtet unsre Infanterie noch einmal von der feindlichen Kavallerie heftig angegriffen wurde, und obgleich die Kavallerie unsers linken Flügels wegen des Grabens gar nichts thun konnte, so siegten die Preussen doch. Der General Graf Geßler muste die fliehende Armee verfolgen.

So war denn auch dieser Tag vor unsern König herrlich! Vier Generals, fünftausend Gefangene, funfzehnhundert Bleßirte, fünf Fahnen, drei Standarten, ein paar Pauken und acht und vierzig Kanonen kamen in preussische Hände. Aber unser Verlust war auch nicht geringe: etliche zwanzig Offiziere, tausend Todte, und drittehalbtausend Bleßirte waren die mittlere Zahl aus den Angaben unsers Verlusts.

Der alte Dessauer zeigte sich auch in diesem Treffen als ein Mann vom Handwerk. Seine Montirung soll ihm dreimal dabei durchschossen worden seyn. Er soll

vorher

vorher nach seiner derben Art gesagt haben: „Ich werde „vor meinem Ende etwas in Sachsen zurücklassen, das „sie lange riechen sollen.„

Unser König stieß nach dieser Schlacht zur Armee des Fürsten, und konnte nun ganz ruhig abwarten, wohin sich Prinz Karl wenden könnte, denn der Rücken war frei. Er dehnte sich Tages drauf gegen Dresden hin aus, nahm den achtzehnten Dresden selbst ein, und seine geschlagene Feinde flohen immer nach Böhmen vor ihm her. Sachsen muste liefern und Kontribution bezahlen, und unser grosser Regent hatte den Kriegs-Schauplatz aus seinem Schlesien fast ganz nach Sachsen, in Feindes Land gezogen.

Es war dieß ohnstreitig einer der sonderbarsten und merkwürdigsten Feldzüge, und diese Schlacht um desto wichtiger, da sie die letzte in diesem Kriege blieb, vielleicht auch dazu beitrug, die Friedensunterhandlungen, über welchen schon den Sommer und Herbst eifrig gearbeitet worden war, zu Ende zu bringen. Man erzählt, daß am Tage der Schlacht Friedrich eben vom Kurfürst in Sachsen (König in Pohlen) seinen Entschluß zum Frieden erhielt. Etliche Stunden früher hätte eine solche Nachricht zehntausend Menschen das Leben erhalten!

Vierzehnte Abtheilung.

Friedrich der Einzige schließt zum zweitenmal Friede.

Der erste Artikel des Breslauer Friedensschlusses, fing sich mit der feierlichen Zusage an, daß nun zwischen Oesterreich und Preussen ein ewiger Friede sein sollte. Wie lange diese Ewigkeit währte, wissen wir nun, und wahrscheinlich wird dieser zweite Friedensschluß bei allen seinen herrlichen Formalitäten uns nicht mehr so sehr beruhigen, als es der erste konnte, wenn man noch nicht die Einsicht hat, daß Friedensschlüsse zwischen gekrönten Häuptern, wenn wechselseitiges Intresse und Absicht sehr nahe zusammen treffen, oder einander so sehr entgegen sind, nichts weiter als ein Waffenstillestand auf längere oder kürzere Zeit sind. Unser großer Friedrich schloß mit seinen damaligen Feinden den zweiten Frieden. Die Sache wurde so genau behandelt, daß man mit ieder, der beiden Mächte, die gegen Preussen gestritten hatten, einen besondern Friedenstraktat zeichnete. Beide Traktaten stunden in der genauesten Beziehung, und machten ein vortrefliches Ganze aus, dessen Inhalt Ruhe für Deutschland, und besonders für Schlesien war. So gewohnt man nun auch schon ist, auf Friedensschlüsse nicht länger zu trauen, als so lange

die Fürsten selbst Neigung haben, sie gelten zu lassen, oder sich gedrungen sehen, den Frieden zu brechen, so gern liest man doch, welche wichtige Beschlüsse bei einer solchen grossen Angelegenheit abgefaßt worden sind.

Zuerst kam der Friede mit dem Könige von Pohlen und Kurfürst zu Sachsen zu stande. Er ward eben sowohl, wie der mit demselben verbundene zweite mit Oesterreich, hauptsächlich durch den König von Engelland vermittelt. Seine wichtigsten Bestimmungen sind diese. Von beiden Parteien ward ein beständiger Friede, aufrichtige Aussöhnung und wahre Freundschaft gelobet. Alles vergangne soll auf ewig vergessen seyn, und an keine Schadloshaltung, Anspruch oder dergleichen soll nimmer von keiner Seite gedacht werden. Die Stände von Sachsen verbanden sich unter der Gewährleistung ihres Landesherrn, ausser der bis zum zwei und zwanzigsten Dezember ausgeschriebenen Kontribution annoch eine Million Thaler zu bezahlen. Ihro Majestät der König von Pohlen und Kurfürst von Sachsen verpflichteten sich, und Namens ihrer Nachfolger beiderlei Geschlechts, auf ewig, dem den sechs und zwanzigsten August dieses Jahres zwischen Preussen und Engelland geschlossnen Bündniß beizutreten; und sich demselben gemäß zu bezeigen. Ueberdieß werden dieselben vor Dero Frau Gemahlin für Ihre Person und Erben eine Verzichtakte

beibringen, in welcher Hochdieselbe, als etwannige Erbin in der österreichischen Thronfolge ebenfalls, die im Breslauer Frieden dem Könige von Preussen abgetretenen schlesischen Provinzen völlig und auf immer und ewig, ohne alle mögliche Einwendung einräumt, und ihm den Titel, als souverainen Herzog in Schlesien zugestehet.

Die Stadt und der Zoll Fürstenberg wird gegen eine zu treffende Ausgleichung so an Preussen abgetreten, daß das Dorf Schidlo und beide Ufer des Oderstrohms in selbigem Orte, völlig der preussischen Hoheit unterworfen sind. Die protestantische Religion soll in allen dem Kurhause Sachsen gehörigen Landen, wie sie der westphälische Friede erfordert, erhalten werden. Rusland, Engelland und Holland werden von beiden höchsten Friedenschliessenden Parteien zur Gewährleistung dieses Friedensschlusses ersucht werden. Sollte diese aber nicht zu erlangen seyn, so behält doch alles obige seine völlige Kraft und Gültigkeit.

Das war der wesentliche Inhalt des Friedens mit Sachsen. Daß bei dergleichen Verbindungen noch allerlei Nebensachen vorkommen, werdet ihr leicht erachten. Was man aber geheime Artikel nennt, ist, so viel ich habe auffinden können, bei diesem Friedensschluß nicht vorgekommen.

Unter

Unter dem nemlichen Dato, nemlich den fünf und zwanzigsten Dezember des Jahres 1745. kam auch die Ausgleichung mit Oesterreich zu stande. Ich führe davon nur das an, was in derselben insbesondere ausgezeichnet zu werden verdienet. Freundschaftsversprechungen und Zusicherung einer vollständigen Aussöhnung machten ebenfalls den Anfang der deshalb ausgefertigten Instrumente. Sie versprachen sich auf die Zukunft, daß keiner des andern Feinde unter irgend einem Vorwande Hülfe leisten wollte. Alles im Friedensschluß zu Breslau (dessen Hauptsache ich in der neunten Abtheilung angeführt habe) getrofne und verheißne Uebereinkommen wird nochmals und abermals auf ewig bestätiget. Der König von Preussen wird als wahrer rechter Herr der ihm abgetretnen schlesischen Provinzen anerkannt, und alle Ansprüche des Hauses Oesterreich darauf, auf ewige Zeiten vor null und nichtig erklärt. Der Kaiserin Majestät restituiren dem König von Preussen die in Brabant belegene Herrschaft Turnhort mit allem Zubehör, Einkünften und Archiven. Beiderseitige Majestäten wollen dem Handel in ihrem Lande allen gemeinschaftlichen Vorschub leisten. Der König von Preussen verpflichtet sich, den Großherzog von Florenz, Gemahl Ihrer Majestät der Königin von Ungarn und Oesterreich, Maria Theresia, als Kaiser, und des deutschen Reichs

Ober=

Oberhaupt zu erkennen. Beiderseitige Mächte leisten sich gegen einander die Gewähr über die Erhaltung ihrer Lande. Der König von England, wird ausser dem besondern Antheil, den er schon an diesem Frieden hat, noch über sich nehmen, Holland und das ganze deutsche oder sogenannte römische Reich, mit den beiden friedenschliessenden Mächten suchen dahin zu bewegen, daß sie diesen Frieden feierlich bestätigen und die Gewährleistungen desselben versichern.

So war unser grosser **Friedrich** durch zwei feierliche Friedensschlüsse in jeder Hinsicht rechtmäßiger Herr von Schlesien. Er bekam, wie ihr seht, dadurch nichts mehr, als er schon hatte, wollte aber auch nichts mehr haben. So kurz auch der Krieg war, so viel Leute und Geld kostete er. Sachsen empfand es gar sehr, daß es eine Partei gewählt hatte, die ihm äusserst nachtheilig war. Es legte zugleich den Grund, aus welchem das Verhalten unsers weisen **Friedrichs**, gegen dieß Kurhaus, im siebenjährigen Kriege erklärt werden muß. Oesterreich lernte, daß sich Preussen als König nicht mehr so vor ihm fürchtete, als Brandenburg als Kurfürst gethan hatte, und thun mußte. **Friedrich** hatte bloß gefochten, seinen ersten Frieden gültig zu erhalten. Sobald dieß Oesterreich zugestand, legte er gern die Waffen nieder. Da erfüllte er also seinen königlichen Grund-

satz:

saß: „Tapferkeit macht Helden, Menschlichkeit „Fürsten,„ und was er vom grossen Kurfürst Friedrich Wilhelm selbst rühmt, das that er ietzt und immer. Friedrichs Urtheil, auf das ich mich beziehe, ist dieses: „Die Tugenden dieses Fürsten richteten sich nach seinen „iedesmaligen Lagen, indem sie sich bald heldenmäßig „erheben, bald sanfte und hülfreicher zeigten.„ Friedrich hatte von seinen Armeen und seinem neuen Land, unserm lieben Schlesien, ausgezeichnete Merkmale ihrer Ergebenheit gesehen *). Die Schlachten dieses Krieges bleiben in den Tagebüchern der Geschichte unvergeßlich, doch war alle dieß nur der Anfang zn Friedrichs nachmaliger Grösse als Held und als Regent. Fast an eben dem Tage, als der Frieden zu Dresden unterzeichnet wurde, fingen auch die preussischen Truppen schon an, Sach-

sen

*) Die märkischen Bauern waren dem grossen Kurfürst Friedrich Wilhelm so ergeben, daß sie, da der schwedische General Wrangel 1675. die Mark verwüstete, sich zusammen rotteten, sich den Schweden entgegen setzten, und wirklich hie und da vertilgten. Sie hatten Kompagnien errichtet, und man las auf ihren Fahnen den Namen ihres Kurfürsten mit der Umschrift:

Wir sind Bauern von geringem Gut
Und dienen unserm Kurfürsten mit Leib und Blut.

Ein herrlicher Nationalzug. In unserm Zeitalter auf die Art nicht mehr so leicht nöthig!

sen zu räumen, und am sechsten Januar des folgenden Jahres 1746. war Sachsen wieder von unsern Armeen leer. Nur ein Bataillon blieb bei denen Verwundeten bis zu ihrer Heilung zurück. Ganz Sachsen freute sich, ihrer Gäste los zu werden. Die aus den sächsischen Kassen gehobenen landesherrlichen Gelder wurden auf Befehl unsers Friedrichs zurück gegeben. Ein von der Leipziger Kaufmannschaft auf eilf Tonnen Goldes gestellter Wechsel, und alle auf dem Leipziger Schloß, die Pleissenburg, zu Pfändern aufbewahrten Kostbarkeiten, sollen auch wieder an ihre Eigenthümer ausgeliefert worden seyn. Die aus den sächsischen Zeughäusern genommene Artillerie ward wieder an Ort und Stelle gebracht. Indeß war der König von Pohlen und Kurfürst zu Sachsen aus Prag, wo er sich seit dem ersten Dezember dieses Jahres aufhielt, nach Dresden zurück gekommen, und meldete seinen Frieden sogleich nach Pohlen. Die österreichischen Truppen zogen auch nach und nach im Frieden heim. Unser Einziger Friedrich verließ schon den sieben und zwanzigsten Dezember Dresden, und kam den folgenden Tag in Berlin unter Vorreitung hundert blasender Postillions glücklich wieder an.

In seinem Gefolge war des Prinzen von Preussen Kön. Hoheit, Prinz Ferdinand von Braunschweig, Prinz Heinrich, sein königl. Bruder, und der General von Ro-

then-

thenburg. Während des Einzuges hörte man vom Volk ein fortlaufendes Vivatrufen, und die Nacht darauf war ganz Berlin erleuchtet. Anmerkenswerth ist, daß das Berliner Publikum iezt schon unsern Friedrich, **Friedrich den Grossen** nannte. Den zwölften Januar 1746. ward der geschloßne Dresdner Friede aufs feierlichste in Berlin bekannt gemacht. Es geschah diese Ausrufung auf eine so prächtige Art, die nachmals von Sr. Majestät nie wieder beliebt worden ist. Dreißig Mann von der Garde mußten vom Schloß ihre silberne Pauken abholen. Mit denselben sezten sie sich auf den grossen Stellplatz, wo sie den Friedensherold empfingen. Der Herold war in blauen Sammt auf römische Art gekleidet. Auf der Brust trug er den preussischen Adler auf reichem Grunde eingestickt, und auf dem Rücken und den Schultern ebenfals den schlesischen Adler. In der Hand hielt der Herold einen mit violettem Sammt überzognen Stab, an dessen Spitze eine goldene Krone war. Er ritt einen kostbaren Schimmel, welcher mit einer langen blau sammtnen Decke mit goldnen Tressen besetzt, behangen, von zwei königlichen Stallbedienten geführt wurde. Die Beschläge am Zaum und Lederwerk waren von massivem Golde. Mit diesem so festlich geschmückten Manne, ging der Zug vor das königliche Schloß, hier verlas er mit untermengtem Trompeten- und Paukenschall folgende Bekanntmachung des Friedens.

„Nach-

„Nachdem es dem grundgütigen Gott in Gnaden „gefallen, Sr. Königl. Majestät unsers allergnädigsten „Herrn bisherige zu Wiederherstellung der allgemeinen „Ruhe in unserm werthen deutschen Vaterlande einzig „und allein abgezielten Rathschläge, und zu dem Ende „ergrifne gerechte Waffen, mit so vielem beglückten Fort„gang und so vielen herrlichen Siegen zu bekrönen, daß „dadurch zu einem soliden und dauerhaften Frieden mit „den Höfen von Wien und Dresden der Weg gebahnt; „alle mit denselben zeither obgewalteten Irrungen auf „eine billigmässige und hochgedachte Se. Majestät so glo„rieuse als Deroselben und Dero Unterthanen und Lan„den vortheilhafte Weise aus dem Grunde gehoben und „beigeleget, auch die deshalb errichteten Friedensinstru„mente bereits den fünf und zwanzigsten des letztabgewi„chenen Dezembers zu Dresden gezeichnet worden, und „nunmehro durch erfolgte Ratifikation allerseitiger Höfe „dieses heilsame und wichtige Werk zu seiner vollkomme„nen Endschaft und Richtigkeit gediehen: als wird solches „zu jedermanns Wissenschaft und Achtung, nicht weniger „zur Freude und Beruhigung der sämmtlichen königli„chen Unterthanen hierauf öffentlich bekant gemacht. „Der Allerhöchste wolle Se. Königl. Majestät, unsern „Allertheuersten und für unser Wohl unabläßig wachen„den Landesvater, nebst dem gesammten Königl. Hause

„bei

„bei beharrlichen hohem Wohlergehen, bis auf die späte„sten Zeiten erhalten, Ihren Königl. Thron je länger je „mehr bevestigen und verherrlichen, und unter Dero „weisen und beglückten Regierung uns fernerhin einer „unverrückten Ruhe und Wohlstandes geniessen lassen. „Es lebe der König!„

Die lezten Worte wiederholte das Volk. Eben dieß geschah nachher auf verschiedenen Plätzen der Stadt. Abends erhob sich der Hof und die Durchl. Braunschweigische Herrschaft in das Opernhaus zur Redoute und grosser Tafel. Alles war daselbst aufs prächtigste ausgezieret. Die Stadt wurde erleuchtet, und so wie es in der Hauptstadt herrlich zuging; so ist dieses Friedensfest an allen Orten der königl. preußl. Lande auf verschiedne Art prächtig begangen worden. Schaumünzen, Gedichte und allerlei sinnreiche Einfälle kamen in Menge zum Vorschein. Ein Theil meiner Leser wird vielleicht diese kurze Beschreibung der Feierlichkeiten beim Dresdner Frieden, als eine grosse Kleinigkeit ansehen. In Rücksicht des Ganzen ist sie's auch. Aber ich habe gewiß auch andre Leser, die dieß gerne gelesen haben, und es wird gewissermaaßen doch nicht ganz unbedeutend, da ich beim ersten Friedensschluß diese der dießmaligen ziemlich ähnlichen Feierlichkeit übergangen habe.

Fünfzehnte Abtheilung.

Wirkungen des Friedens an einigen europäischen Höfen.

So wie im Kleinen jede Begebenheit in dem Zirkel, in welchem sie sich zuträgt, auf die Gemüther der Menschen selten einerlei Eindrücke macht, so sahen auch die Grossen der Erde eine so wichtige Sache, als Friedrichs Friede mit seinen Feinden war, sehr verschiedentlich an. Der eigenthümliche Karakter eines solchen auf das ganze Staatssystem unsers Erdtheils sich beziehenden grossen Werks, kan auch wohl nicht anders, als bei dem getheilten Interesse der gekrönten Häupter getheilte Meinungen und verschiedene Wirkungen hervorbringen. Daß man in Wien vom Frieden nicht groß Wesen machte, ist wohl nicht zu verwundern. Schlesien war doch nicht nur nicht wieder erobert, sondern aufs neue vor Oesterreich, und wahrscheinlich auf länger als im Jahr 1742. verlohren. Den einzigen Vortheil, den der Wiener Hof daraus ziehen mußte, war dieser: daß er einen mächtigen Feind los war, und gegen seine übrigen Feinde, die Spanier und Franzosen, desto wirksamer streiten konnte. Sachsen freute sich wohl des Friedens; aber die Million, die es iezt unserm Friedrich zahlen

sollte,

sollte, schmerzte doch sehr! Der Kurfürst von der Pfalz war über den Dresdner Frieden gar wohl vergnügt, und trat ihm bereitwillig bei, und da zwischen ihm und dem österreichischen Regenten neue Irrungen entstehen wollten, so wurden diese selbst durch unsers Friedrichs Vermittelung beigelegt. Der König von England, welcher, wie ihr schon wißt, so warmen Antheil am Friedensgeschäfte genommen hatte, war am höchlichsten mit dem guten Erfolg seiner Bemühungen zufrieden. Er bezeigte dieß gegen beide Häuser des Parlaments öffentlich, und zog selbst alle Vortheile davon, welche ausser dem Plan meiner Geschichte liegen. Rußland empfing die Nachricht, die ihm unser Monarch von seinem geschlossenen Frieden geben ließ, mit der Erklärung seines Wohlgefallens daran: Aber es bezeigte keine Neigung, die Gewährleistung desfalls mit zu übernehmen; und als unser Minister in Petersburg feierlich darum ansuchte, so erfolgte nichts zur Antwort, als daß Ihro Kaiserl. Majestät Bedenken trügen, dieß zu thun; übrigens alle Freundschaft zusicherten. Frankreich verbarg sein Mißvergnügen so gut, als man es von einer Krone erwarten kan, deren Kabinet so sehr in den Künsten der feinsten Politik geübt seyn muste. Mit grosser Gelassenheit nahm man die Bekanntmachung des Friedens durch unsern Gesandten an. Der Hof von Versailles

kannte wohl den Nachtheil, der vor ihn daraus entstehen müste, und sein Gesandter in Konstantinopel bekannte den Türken die wahre Gesinnungen seines Hofes darüber deutlicher, als man gegen christliche Mächte gewagt hatte. Er übergab dem ottomannischen Ministerio eine Schrift, in welcher er die Türken zum Besten seiner Nation einnehmen, und gegen Oesterreich aufhezzen wollte; aber diese Schrift ward von Wien aus widerlegt, und erschien bald gedruckt. Er nannte den Dresdner Frieden, vielleicht nur einen gezwungnen Stillstand, von eben so kurzer Dauer als den von 1742. und wandte alles an, um die Türken zu bewegen, sich mit Frankreich noch kräftiger zu bestreben, daß der Gemahl der Maria Theresia nicht als deutscher Kaiser anerkannt würde. Die Herren Generalstaaten sahen den Frieden auch nicht so recht von der besten Seite an. Vielleicht waren sie schon eifersüchtig, daß der König von England die hannöverische Konvention für sich allein geschlossen hatte. Als sich daher unser Friedrich an sie wandte, um auch dem Frieden beizutreten, so suchten sie den Antrag mit guter Manier abzulehnen, und als man ihnen die Sache sehr dringend vorstellte, so waren sie nicht zu bewegen, zur Gewährleistung des Friedens sich verbindlich zu machen. Eben solche Schwierigkeiten machte sogar das deutsche Reich. Unser Einziger

ziger Friedrich, der nach seiner Weisheit das Gewicht dieses Beitritts genau durchsah, ließ sichs sehr angelegen seyn, den Beitritt seiner hohen Mitstände im deutschen Reiche zu bewirken. Allein Maria Theresia, welche doch im Friedensschlusse ihm ihre Hülfe dazu versprochen hatte, wollte iezt selbst Bedingungen vorschreiben, von denen im Friedenstraktat kein Wörtchen Erwähnung geschehen war. Das deutsche Reich sollte zugleich auch die nachmalige Gewährleistung über die österreichische Erbfolge, so wie solche vom Reich unter Kaiser Karl VI. 1732. den siebenzehnten Januar auf dem Reichstage von den Ständen übernommen war, versichern. Dieß verzögerte den Beitritt des gesammten deutschen Reichs bis 1748. da endlich im Aachner Friede der sechs und zwanzigste Artikel also abgefaßt wurde; „Das Herzogthum „Schlesien und Grafschaft Glaz, so wie Seine „Preuß. Majestät sie heutiges Tages besitzen, wer- „den diesem Prinzen durch alle Mächte, Parteien „und Kontrahenten des gegenwärtigen Traktats „versichert.„ Erst 1751. kam die Sache auf dem Reichstage völlig zu stande. Das deutsche Reich, und vorher schon Großbrittanien, hatten also nun diesen Frieden förmlich versichert. Es war auch bei der Krone Schweden um ihre Versicherung des abgeschloßnen Friedens Ansuch geschehen. Schweden ist von Pommern aus,

auch unser Nachbar, und auch dessen Freundschaft suchte unser überall grosser Friedrich. Es kam auch in der That nicht nur dieß, sondern ein wichtig und vieles Aufsehen machendes Vertheidigungsbündniß zwischen diesen beiden Fürsten zu stande, welches zu Stockholm 1747. den neun und zwanzigsten Mai unterzeichnet wurde.

Die Republik Pohlen, ebenfalls unser Nachbar, überging Friedrich auch nicht. Er sicherte ihr nach dem Dresdner Frieden in einem lateinischen Schreiben seine freundnachbarlichen Gesinnungen zu, ermahnte sie, keinen falschen Nachrichten Gehör zu geben, und beruhigte einige Uebelgesinnte vollkommen. Der Pabst in Rom ließ unserm Friedrich, aber ja nicht unter dem Titel eines Königs von Preussen, sondern nur des Marggrafen von Brandenburg, welche römische Grille! zu diesem Frieden-Glück wünschen, und empfahl die katholische Religion seinem Schutze.

Sechs-

Sechszehnte Abtheilung.

Friedrich der Einzige im Genuß des Friedens.

§. 1.

Allgemeine Erinnerungen.

Ihr kennt nun, lieben Leser! euren einzigen **Friedrich** schon aus zwei kurzen, aber ziemlich blutigen Kriegen. Wie der kühne Geist steht bei den Gefahren der Feldzüge, das wißt ihr; aber noch sehr wenig kennt ihr den grossen Held als unermüdeten Geschäftsmann. Wenn ich wünsche, daß ihr am Ende meiner Erzählung von seinem Leben und Ende aus derselben gelernt haben sollt, wie unerreichbar groß Er in aller Absicht war, so muß ich euch billig auch in den Verlauf seiner Amtsgeschäfte hineinführen.

Er war nun nach dem Dresdner Frieden der Beherrscher der Mark Brandenburg, eines Theils von Pommern, des Königreichs Preussen, (iezt Ostpreussen genannt, weil seit der Theilung von Pohlen die uns neu erworbene Strecke Landes Westpreussen heist,) etlicher Aemter von Mecklenburg, einiger Niederlausizischen Städte und Herrschaften, seiner Provinzen am Rhein und an der Weser, und unsers lieben Schlesiens den

grösten Theil. Lauter Länder, von denen einer seiner Lästerer spottweise sagt, daß sie lang, aber sehr schmal sind. Solche zerstreute Länder fordern denn einen besondern Grad der Aufmerksamkeit; und **Friedrichs** Regierungskunst zeigte sich bald der Welt eben so groß, als seine Kriegswissenschaft. **Wilhelm**, sein hochseliger Herr Vater, exerzirte wohl gern Soldaten, und war bedacht gewesen, Zeughäuser zu füllen, und seinen Schatz ansehnlich zu machen; aber was eigentlich nach ihm sein unsterblicher Sohn, **Friedrich II.** als die weisesten Grundsätze des besten Regenten kannte und übte, war wohl unter Wilhelms Regierung nicht Regel des Berliner Hofes. Ein guter Schriftsteller drückt sich darüber so aus: „Wissenschaften, Künste, Handlung befanden „sich bei Friedrich Wilhelms Tode in nichts weniger als „einem blühenden Zustande; die Sitten waren roh, „durch keine einzige der schönen Künste oder Feinheit „des geselligen Umgangs geschmückt; die militärische „Form, in welche alles gegossen seyn muste, gab zu man„chen Ungerechtigkeiten Anlaß, und Fremde flohen die „preußischen Lande, wenn sie nicht von der Natur einen „Freibrief vom Soldatenstande erhalten hatten.„ Der Friede, den er einst mit Schweden schloß, und die Aufnahme der Salzburger, wodurch seine Lande blühende Vortheile erhielten, sind zwei von Wilhelms wichtigsten

Tha-

Thaten während seines Lebens vor den Flor seiner Staaten. Unser Einziger Friedrich kannte nur zu gut, daß die Stärke eines Volks und seines Regenten auf der Volksmenge, der Sicherheit ihrer Besitzungen, und dem innern Landeshandel, auf der Vervielfältigung der Landesprodukte, Erleichterung der Mittel, beides zu erwerben, und schnellern zertheiltern Umlauf des Geldes beruhe. Aus diesen weisen Grundsätzen erklärt euch alle seine Vorkehrungen, die Bevölkerung seiner Lande zu befördern, seine Armee zu eurer Sicherheit furchtbar zu machen, den auswärtigen Handel zu sperren, Tabak, Waid, Krapp u. s. w. im Lande selbst zu zeugen, und die arbeitende Klasse des Volks mehr zu begünstigen, als die verzehrende. Friedrich wuste, daß alle diese grosse Endzwecke nicht anders erreicht werden konnten, als durch Ersparung des Prachtaufwandes. Oder da die Menschen sich schwer etwas abgewöhnen, was ihrer Eitelkeit schmeichelt, und wohl in ihren Gedanken einen Theil ihrer sogenannten natürlichen Freiheit ausmachen soll, so war er weise genug, daß er diesen Hang der Nation selbst als eine Quelle zum Vortheil vor das Staats-Interesse benutzte.

Sein grosser philosophischer Geist wuste nur allzugut, daß kein Land glücklich werden kan, in welchem Religionsdruck und Verfolgung um der Meinungen willen

len

len herrscht, die ich etwa von der Art, wie ich meinen Gott verehren soll, habe und haben will. Dazu sagte ihm seine grosse Weisheit, daß dem Regent, als Regent, wenig an den Zeremonien des Gottesdienstes, wohl aber an gleichguten und gleichtreuen Unterthanen gelegen seyn kan. Wie sehr Recht hatte er gewiß im Auge jedes Beobachters, der nicht leidenschaftlich und unaufgeklärt räsonnirt, wenn er also solche Verfügungen traf, daß alle Religionsparteien in seinen Landen in stetem Friede bei einander leben musten, und wenn er selbst manchmal durch philosophischen Spott die Anhänglichkeit gewisser Leute an ihre Vorurtheile wegschaffen wollte.

Ueberdieß hing die ganze Grösse seines Hauses, bei einer so kleinen Ausdehnung seines Landes, gegen die ungeheuern Besitzungen seiner Nachbarn gerechnet, blos von der innern Stärke des preußischen Reichs selbst ab, und diese kan von der wahren (nicht von manchen geträumten) politischen Glückseligkeit des Volks nie getrennt werden.

Ueberall, fast unnachahmlicher Weise, und eben so groß und gerecht blieb unser Regent im Frieden wie im Kriege. Er hatte vor dem Ausbruch des zweiten Krieges von seinen Vasallen nach dem Anschlage der Ritterpferde ein Kapital aufgenommen. Z. B. Wer ein

Ritter-

Ritterpferd auf seinem Gute hatte, muste achthundert Thaler vorschiessen, und sich die Zinsen mit vierzig Thalern abziehen. Gleich nach geendigtem Kriege ließ der König das ganze Kapital seinen Ständen baar wieder zurück zahlen.

§. 2.

Friedrichs des Einzigen Steuer-Einrichtung.

Schon in der kurzen Zeit zwischen dem ersten und zweiten Frieden hatte Friedrich seine ganze Aufmerksamkeit auf unser Schlesien gerichtet, und wie wenig er seine alten Lande vergessen, zeigen Verordnungen, die sogar aus den Lagern ergingen. Schlesien hatte beinahe die schlechteste Verwaltung unter allen kaiserlichen Staaten. Niemand dachte darauf, das herrliche Land besser anzubauen. Man hatte die Grundsätze der Einwohner auf Minorka, die ihre Nachläßigkeit damit entschuldigen, daß sie sagen: Wenn unser Herr Gott diese und jene Anpflanzung auf ihrer Insel hätte haben wollen, so würde er die Bäume schon selbst haben wachsen lassen. Alle landesherrliche Abgaben wurden in der grösten Unordnung entrichtet, und das Land ward, wie ich oben schon erinnert habe, ziemlich verschuldet. Man

hört,

hört, und das manchmal von Leuten, die sich nicht belehren lassen, den ungegründeten Vorwurf, als wenn unser Hochseliger König die Abgaben Schlesiens ganz außerordentlich vermehrt habe. Ich glaube, hier ist der Ort, wenigstens so viel an mir ist, dazu beizutragen, daß meine Leser dieß Vorurtheil, welches sich meist auf Unwissenheit gründet, los werden können. Ich habe mir die Mühe gegeben, alle Abgaben Schlesiens an die Landesherren unter österreichischer Regierung zu sammlen. Ihre Aechtheit verbürge ich mit dem Ansehen der Quellen, aus welchen ich geschöpft habe. Les't und urtheilet dann, ob Friedrich euch je hat drücken wollen.

Schlesien gab unter der Regierung Ferdinands I. außer den Steuern, welche zehn vom Tausend betrugen, noch vor die Bestätigung ihrer Privilegien grosse Summen Geld und viel Soldaten. Tausend Mann musten die Schlesier zum Dienst Ferdinands mit Geschüz und allem Kriegsbedürfniß in seinen ungarischen Kriegen unterhalten. Ihr Land musten sie noch selbst gegen den Einbruch der Feinde vertheidigen. Endlich musten auch die Protestanten noch besonders um der Religion willen Geld geben. Sie bewilligten es, konnten es aber nicht aufbringen, daher ging nun Gewalt über sie. Breslau muste allein achtzigtausend Thaler bezahlen, und noch eine beständige neue Abgabe vom Bier übernehmen, weil

die

die Stadt kein Freudenfest wegen des Sieges Karl V. Bruder Ferdinands, über den Churfürst von Sachsen bei Mühlberg, angestellt hatte. Man hat diesen Herrn als Regent immer noch gerühmt, denn er dachte in der Religion ziemlich tolerant, und doch wurden unter seiner Regierung solche Gelegenheiten ergriffen, Geld zu bekommen. That das Friedrich auch?

Unter Maximilian giengen obige Steuern fort. Zwölf musten vom Tausend gegeben werden, und die Taxation war nicht nach dem Ertrage, sondern nach der Angabe des Werths der Grundstücke. Ueberdieß muste Schlesien noch obendrein zwei grosse Häuser einen Mann, vier kleine auch einen, und die Bauerhöfe auch einen stellen, und diese Truppen auch unterhalten. Ihre Unterhaltung betrug fast eben so viel, als alle Steuern. Wenn iezt so rekrutirt werden sollte? — Als eben dieser Kaiser einmal den Herzog von Liegniz Heinrich besuchte, so kam er mit einem Gefolge von zwei tausend Pferden. Zu dieser Bewirthung muste ieder Hof des Herzogthums einen Scheffel Hafer und zwei Hüner nach Liegniz liefern.

Rudolph II. ließ sich gleich beim Antritt seiner Regierung in Schlesien einen Steuerrückstand von zweimal hundert tausend Gulden eintreiben. Vor den Majestätsbrief, den er der evangelischen Religion gab, und

nie

nie recht gehalten hat, zahlten die protestantischen Schlesier dreimal hundert tausend Gulden, und nahmen die Kalender an, den der Pabst Gregor XIII. einführen ließ. Steuern und Soldatenunterhaltung ging nach wie vor fort. Nur in neun Jahren brachte Schlesien zu seinen Kriegen mit Ungarn fünf Millionen Gulden auf, eine vor damalige Zeit, da das Geld höhern Werth als iezt hatte, ungeheure Summe. Ihr müßt überhaupt bei Anführung dieser Abgaben nie vergessen, wie wenig Menschen damals dazu beitrugen, und in welchem Verhältniß das Geld stund. Ein Thaler war der Zeit mehr, als iezt fünfe.

Matthias kriegte bei seiner Huldigung in Breslau, auf welche er, weil noch nicht alles fertig war, in Lissa gern zwei Tage wartete, an ausserordentlichen Steuern gleich eine Tonne Goldes. Steuern stiegen auf zwanzig bis dreißig vom Tausend.

Ferdinand II. Dieser Kaiser muste Schlesien außer den Steuern noch 1621. zur Verzeihung, daß sie an dem dreißigjährigen Kriege Antheil genommen hatten, drei Tonnen Goldes bezahlen und etliche Regimenter zum Dienst des Kaisers verpflegen. Vorher hatten sie schon dem von den Böhmen erwählten König Friedrich V. von der Pfalz ein Reisegeld von sechzig tausend Gulden gegeben, damit er nur Schlesien verließ. Ohn-

erachtet

erachtet Schlesien eine durch den Krieg verheerte Provinz war, so stiegen die Steuern doch bis auf hundert vom Tausend.

Ferdinand III. erhob eben dieselben Abgaben aus Schlesien, und bei aller Noth musten die schlesischen Stände noch eine Auflage auf Stiefeln, Schuhe und Pantoffeln über sich nehmen. Unter Leopolden war die Steuer nur der zehnte Theil vom Werth der steuerbaren Güter. Das geringste war acht Thaler vom Tausend. Alle steuerbare Güter waren auf acht Millionen geschäzt.

Das Land muste sich selbst vertheidigen und Soldaten werben. Ein mir von einem vornehmen Landesstande handschriftlich mitgetheiltes Verzeichniß, was unter österreichischer Regierung ein Rekrute der Gemeinde kostete, ist zum Erstaunen. Es ist so merkwürdig, daß ich es hier mittheile.

Beim Anwerben verzehrt	3 Fl. 45 Xr.
Zu Hause dem Rekruten Kostgeld	— 18 —
Einem andern, der geworben und nicht tauglich war, zu visitiren	— 17 —
In Beuthen zum Valetaufgang	— 12 —
In Glogau vors Visitiren	— 24 —
Unterm Thor der Wache	— 3 —

Dem

Dem Rekruten zwei Tage nach Glogau Kostgeld	Fl.	30 Xr.	
Drei Ellen Leinwand zu Kamaschen	—	22	— 3 Hl.
Handgeld	21 Fl.		—
Streu, Standgeld und Lichte	—	11	—
Hrn. Kommissär und Hrn. Hauptmann Diskretion	2 Fl.		—
Dem Unteroffizier		42	—
Anticipations-Speesen auf drei Monat	12 Fl.	21	—
Aufschläge	—	30	—
Assent-Gebühr	—	15	—
Vors Billet	—	7	—
Vor die Monturquittung	—	7	—
Dem Regimentsschneider beim Ankleiden	—	7	—
Dem Korporal vors Quartiereinführen	—	7	—
Flintengeld und vor Quittung	5 Fl.	14	—
Vor die Montur	20 Fl.		—
Vor die Anticipationsgelder-Quittungen	—	14	—
Hrn. Kommissairschreiber vor die Quittungen	—	7	—

Hrn. Commissairs Bedienten.		Fl. 3 Xr.
Hrn. Hauptmanns N** Fourierschützen		— 3 —
Fuhrlohn des Rekruten bis Glogau	3	— —
Dem Scholzen vor die Reise drei Tage	1	— 30 —
Noch einem Gerichtsmann	1	— 30 —
Bei der Rechnung zu machen verzehrt		— 24 —
Summa	75 Fl.	23 Xr. 3 Hl.

Man darf auch nicht denken, daß es nachmals leichter worden ist; denn eben dieß Verzeichniß ist vom Jahr 1736. also ganz nahe vor der Einnahme Schlesiens durch unsern Monarchen. Ueberdieß muste Schlesien seine Vestungen selbst bauen, und alle kaiserliche Truppen bei ihren Durchzügen unentgeldlich verpflegen. Diese Lasten trugen etwan 773200 Menschen. Denn mehr Einwohner hatte Schlesien damals nicht.

Unter Karl VI. Regierung war es nichts anders. Zu seinem Türkenkriege, den er mit Rusland, als dessen Bundesgenosse, gemeinschaftlich führte, gab Schlesien ganz besonders eine Million Thaler, und das zu einer Zeit, wo Ueberschwemmung, Mißwachs, Hunger, ansteckende Krankheiten und Religionsdruck Schlesien fast

ganz zu einer Wüste gemacht hatten. Alle Anlagen würden nach der willkührlichen Angabe der Besitzungen, folglich äuserst partiotisch und ungleich gemacht. Kopfgeld und Vermögenssteuer war noch ganz für sich, und in einem Zeitraum von hundert Jahren waren die Steuern funfzehnmal erhöhet worden. In den Städten war eine geringe Akzise, aber die städtischen Grundstücke lagen mit unter den Steuren des platten Landes. Zölle, Stempelpapier, Abschoßgelder, Münz- und Bergwerkszehenden, Salz- und Tabacksmonopol, war dem uns bekannten, unter Friedrichs Regierung so sehr verschrienen fast ähnlich, nur alles ohne Ordnung.

Die lezten österreichischen Landesherren zogen jährlich aus Schlesien über dritthalb Millionen Thaler, wovon das meiste nach Wien ging. Aber der Unterschied gegen iezt war, daß doch viele Reste blieben, und daß die Landesstände Steuer und Gaben meist dem Bürger- und Bauerstande überliessen, für ihre Person und Güter aber sich gröstentheils frei machten. So bald es Krieg ward, stiegen die Abgaben wieder willkürlich. Man borgte in England und Holland, und diese Gläubiger wurden auf die schlesischen Einkünfte verwiesen. Der Adel sollte das Bierbrauen so gut wie iezt versteuern. Man hatte eine Tanzakzise, und der Wirth, wo getanzt wurde, ward oft gescholten, daß so wenig

einkäme. Die Schäfer musten dafür bezahlen, daß man sie vor ehrliche Leute halten durfte.

Unser hochseliger König erklärte sogleich, daß er zur Vertheidigung Schlesiens mit der Kaiser Karl VI. gegebenen wirklichen Summe von 1704930 Thalern zufrieden sei, und die Akzise ward in den Städten, nicht aber auf dem Lande beibehalten. Er ließ das Steuerwesen genau reguliren. Man fand Landgüter, wo von tausend Thalern Ertrag achthundert Thaler Steuern, und andre, wo von zweitausend Thalern Ertrag nur zweihundert Thaler angeschlagen waren. Zum Erstaunen ists, wenn man die damalige Unordnung des Steuerfußes liest, und dieß alles brachte Friedrich in zwei Jahren so gut in Ordnung, als es sich bei einem solchen weitschichtigen und unzähligen Irrungen ausgeseztem Geschäfte thun ließ. Vermessungsregister, vorhandene Grundbücher, Wirthschaftsrechnungen, Marktpreise und die Aussage der Geschwornen wurden zum Grunde der neuen Einrichtungen angenommen. Wenn man alle itzige Steueranschläge mit Verstand und Ueberlegung durchrechnet, das heist, sie mit dem wirklichen Ertrage der Landgüter vergleicht, so hat unser grosser Friedrich in der That nicht mehr als 25 vom Hundert, d. i. den vierten Theil des Ertrags, steuerbar gemacht, und doch wird geschrieen! — —

Ohnerachtet die geistlichen Stiftungen in Schlesien mehr bezahlten, als alle übrige, nemlich funfzig vom Hundert, so hat doch das auch seinen guten politischen Grund. Es entschädigt den Staat noch lange nicht vor den Verlust so vieler fruchtbaren Gegenden, die etliche tausend Familien nähren könnten. Ueberdieß tragen auch alle diese Güter in der That mehr ein, als sie im Steuer-Kataſtro sind veranschlagt worden. Jetzt schätzt man den Werth der schlesischen Landgüter auf achtzig Millionen Thaler, (Welcher Unterschied gegen Kaiser Leopolds Zeiten!) Die jährlichen Steuern sind etwas über 1700000 Thaler, und von dem geht nun die Erlassung bei Mißwachs, Hagel, Brand, Viehsterben u. s. w. ab. Alle Verbesserungen und neue Benutzungen der Landgüter sind steuerfrei.

Die Nahrungssteuer der Handwerker des Landes ist äuserst gering. Der ganze Betrag davon in Schlesien ist jährlich kaum 150000 Thaler. Jeder weiß auf beständig, was er zu geben hat, und wer hat zu besorgen, daß ihm mehr abgefordert werden kan, als er wirklich zu thun schuldig ist? — Geht, lieben Schlesier! fragt eure Nachbarn, ob ihre Steuereinrichtungen so leicht, oder leichter sind! — Diese Einrichtung nahm schon im Jahr 1743. ihren Anfang.

Die

Die Akzise scheint härter zu sein. Sie hängt mit dre Volksmenge und dem Wohlstande der Städte unzertrennlich zusammen, und richtet sich nach dem Verhältniß des zunehmenden Aufwandes. Die Erfahrung hat gelehret, daß sie der Aufnahme der Städte gar nicht hinderlich ist. Sie sind ja augenscheinlich volkreicher, als je! und ihre Einwohner lassen sich diese Abgabe im geringsten nicht abschrecken, allerlei Art des Aufwands zu machen. Nach wahrscheinlicher Berechnung ist ihr Ertrag bei aller Bevölkerung und Luxus der schlesischen Städte doch wohl nicht mehr, als 1000000. Alle zur Leibesnahrung und Nothdurft unentbehrliche Bedürfnisse haben einen sehr geringen Satz, und scheint er auch bei manchen Artikeln noch zu hoch zu sein, so hat doch der Handel, der Landbau, der Fleiß und die Emsigkeit dabei gewonnen. Niedrige Preiße machen den Menschen faul, und der eigentlichen Theurung hat unser Monarch stets gewähret. Aber Sachen, die zur Ueppigkeit gehören, Thee, Kaffee, Chocalade, Sachen, deren man sich entwöhnen kan, wenn man nur will, Taback, Wein rc. und die Delikatessen, die blos Reiche kaufen sollen, bezahlen mehr Akzise. Daß Leute, die Affen und Bären tänzen lassen, elende Komödienspieler, Luftspringer und Seiltänzer und Zauberlaternenträger viel bezahlen, findet ihr doch wohl nicht unbillig. Wie? sollten solche

Müßiggänger im Lande, nicht auf irgend eine Art dem Staate nützlich gemacht werden? — Daß **Friedrich** den ungarischen Wein sehr beschwerte, gab dem ganzen Oderhandel von Stettin eine eigene Lebhaftigkeit, und also dem Lande wahren Vortheil. Ein so weiser Mann, wie **Friedrich** der Grosse, der Einzige, kan nicht dar-darauf sehen, was dem und jenem gut schmeckt, und ob der es dann wohlfeil wünscht, sondern er handelt nach dem wahren Interesse des Staats.

Von der Regie werde ich euch beim Jahre ihrer Errichtung auch etwas sagen. Ich muß diese Erinnerung hier schliessen, um euch nicht zu weitläuftig zu werden; aber ihr habt doch wohl Thatsachen genug gelesen, die die unverständige Klage solcher Schlesier widerlegen, die kurzweg urtheilen, ohne die Geschichte und eine gesunde Beurtheilung dabei zu Rathe zu ziehen.

§. 3.

Das Jahr 1746.

Schon wißt ihr, daß **Friedrich** gleich nach dem ersten Frieden vor seine Provinzen alles that, was er thun konnte. Jezt im Frieden häuften sich seine grossen Beschäftigungen, seinen Staat zum höchsten nützlichen

Flor

Flor zu erheben, mit jedem Jahre. Ihr werdets wahrscheinlich gut finden, wenn ich von jedem einzelen Jahre das aufzeichne, wodurch Friedrich der Welt zeigte, wie weise und gut er seine Länder regieren wollte.

Kaum war er aus dem Getümmel des Krieges in seine Residenz zurück, so machte er einen schriftlichen Entwurf, die Prozesse abzukürzen, und überhaupt die Rechtspflege besser zu ordnen. Diese zum Wohl eines Landes so wichtige Angelegenheit war auch in der That äusserst schlecht. Friedrich Wilhelm hatte schon allerlei Verfügungen zur Abhelfung eines so verderblichen Uebels getroffen, war aber noch lange nicht damit zu stande gekommen. Der grosse Staatsminister Freiherr von Cocceji hatte schon die Jahre vorher eifrig daran gearbeitet, und mit neuer Thätigkeit führte er nun den Willen unsers Einzigen Friedrichs aus. In einem Schreiben an ihn klagt unser König über Chicanen, Verkehrung und Aufhaltungen der Justiz, über unnöthige Instanzen und grosses Sportuliren. Der von dem König selbst entworfne Plan zur Justizverfassung ward nachher sowohl französisch als deutsch gedruckt, und enthält in ein und vierzig Artikeln meisterhafte Darstellung von der grossen Uebersicht, die unser Monarch schon damals von einer guten Rechtspflege hatte. Es wurden in Pommern mit diesem Entwurf Proben gemacht. Diese gelangen

langen sehr gut, so daß im folgenden Jahre durch den Freiherrn von Cocceji 2400 Prozesse, die seit 1746. schwebten, abgethan wurden.

Bald darauf erschien auch der Entwurf zu dem Gesetzbuch (Codex Fridericianus Marchicus), worinn alles rechtliche Verfahren mit seinen Regeln näher bestimmt wurde. Auch eine Tribunal- und Wechsel-Ordnung, und genaue Gesetze vor die Advokaten wurden nun bekannt gemacht. Friedrich richtete auch sein besondres Augenmerk darauf, daß zu allen Aemtern in Dero Ländern tüchtige Personen genommen werden sollten. Wenn's nach des Königs Willen ging, so konnte man Erkenntniß, Geschicklichkeit und rechtschaffene Aufführung nie von einander trennen.

Noch in diesem Jahre legte der König in der Residenz eine Manufaktur von solchem bunten Pappiere an, das gewöhnlich das türkische genennet wird, und verbot die Einfuhre solcher ausländischen Pappiere.

Den schon unter seinen Vorfahren einigermaßen betriebenen Seidenbau sah Se. Majestät als eine nicht zu verachtende Quelle des Landesreichthums an, und befahl ihn immer höher zu treiben.

Den dreizehnten Mai dieses Jahres gingen Se. Majestät in Begleitung des Prinzen Heinrichs Königl. Hoheit und etlichen Generalen nach Pyrmont, um sich

des dasigen Gesundbrunnens zu bedienen. Auch hier war Friedrich nicht müßig, sondern arbeitete täglich etliche Stunden in Staatssachen; that also mehr, als jeder kleine Geschäftsmann, der gewiß, wenn er Brunnen trinkt, wenig oder gar nichts arbeiten wird. Während dieser Brunnenkur besuchte ihn der alte Landgraf von Hessenkassel und der Herzog von Braunschweig-Wolfenbüttel.

Den sechs und zwanzigsten Julii reiste Friedrich nach Schlesien, besah seine schlesischen Regimenter, und da der Bergwerksverständige alte Graf von Stollberg Wernigerode (der 1771. gestorben) in seiner Gesellschaft war, so ward unser schlesisches Bergwesen ein Haupt-Artickel seiner damaligen Befehle. Man baute dazumal schon bei Giehren auf Zinn, bei Kupferberg auf Kupfer, in dem Gebirge um Gottesberg auf Steinkohlen, bei Reichenstein auf Arsenik, bei Tarnowiz auf Blei, und an andern Orten mehr auf verschiedene Erze. Aber die Landesregierung hatte dabei außer dem Zehnten wenig oder gar kein Interesse. Es stand unter keiner regulirten Aufsicht, und war blos Privatunternehmung, die so nachläßig betrieben wurde, als ein solch weitschichtig Werk allemal betrieben wird, wenn der Nachdruck fehlt. Der bekannte Baron von Schweidniz war einer der ersten, der sich die Aufmerksamkeit des Königs aufs

schlesische Bergwesen zu Nutze machen wollte. Von ihm schreiben sich die Arsenikal- und Kupferwerke zu Rudolstadt her, und seine Betriebsamkeit erweckte auch die Kupferberger aufs neue zu ihrem Bergbau, der iezt hauptsächlich Schwefelkies liefert.

Das abgebrannte Schmiedeberg ward durch königliche Unterstützung wieder erbauet, uud die Häuser der Neisser Vorstädte, die, wie ihr wißt, vom ersten Kriege her noch meist im Schutt lagen, stiegen durch seine thätige Hülfe schnell und schöner, als sie je gewesen waren, hervor. Eben in diesem Jahre ließ unser wohlthätiger Landesvater auch den Schlesiern alle vor seine Armee gethane noch rückständige Lieferungen, auch die von den Feinden wirklich weggenommenen Kontributionsgelder aus seiner Kasse vergüten. Wißt ihr ein dergleichen Beispiel von einem andern Monarchen?

Ungern verlor Frieerich, der jedes Verdienst zu schätzen wuste, noch in diesem Jahre seinen berühmten Minister Freiherrn von Dankelmann. Er muste auch, so sehr er gegen Todesstrafe war, doch einen seiner geheimden Räthe, einen gewissen von Färber, in Spandau hinrichten lassen. Sein Verbrechen war Hochverrath gegen das Land und den Landesherrn, und den zwei und zwanzigsten Oktober 1746. ward er in Spandau enthauptet.

Eben noch gleich in diesem ersten Jahre nach seinem zweiten glorreichen Frieden erlaubte er den römisch-katholischen Einwohnern seiner Residenz die Erbauung einer Kirche und den öffentlichen Gottesdienst. Hier that der philosophische Friedrich wieder weit mehr, als iezt der Kaiser gethan hat. Die Katholicken in Berlin erhielten Religionsfreiheit im vollen Sinn. Ihre Kirche durfte als ein öffentliches Gebäude angesehen werden, und Thurm und Glocken waren ihnen nicht verwehrt. Sie konnten so gar Allmosen dazu sammlen lassen, und der Platz ward ihnen unentgeldlich angewiesen. Der Erfolg dieser königlichen Gnade wird in folgenden Jahren vorkommen.

In Ostfriesland ließ der König das Schuldenwesen dieser Provinz reguliren, und alle Gläubiger des letztverstorbenen Fürsten wurden vorgeladen.

Es sollen sich auch in diesem Jahre die wegen der Religion bedrückten Protestanten in Ungarn nochmals an unsern Monarch gewandt haben. Da aber weiter keine genaue Nachrichten davon ins Publikum kommen sind, so hat ihm wahrscheinlich seine königliche Weisheit voriezt verboten, seinen Neigungen, Bedrückten zu helfen, Genüge zu leisten.

Friedrich hob auch die Kirchenbuße der unehelich Geschwängerten auf: nicht in der Absicht, das Laster

zu begünstigen, sondern mit der ausdrücklichen Erklärung, die Ursachen des Kindermords zu verringern.

Zwei wichtige Kanäle, einer, wodurch die Elbe mit der Havel vereiniget ward, der zweite, der aus der Havel in die Oder geht, waren auch Friedrichs Anstalten. Dadurch erhielt er die ununterbrochne Schiffahrt aus Schlesien nach der Nordsee, und aus der Elbe in die Ostsee.

§. 4.

Das Jahr 1747.

Am neunten April dieses Jahres ließ unser Hochseliger König eine merkwürdige Verordnung wegen Anbau der ledigen Stellen und Besetzungen der wüsten Häuser in Schlesien ergehen. Schlesien war voll wüster Plätze und lediger Besitzungen. In Breslau ward nach königlicher Erlaubniß den drei und zwanzigsten Mai der Grundstein zu der Kirche der reformirten Glaubensgenossen mit vieler Feierlichkeit gelegt. Den vier und zwanzigsten Mai war in Berlin eine glänzende Revue, von fünf und zwanzig Bataillons und sechs Eskadrons. Bald darauf die Revüen in seinen übrigen Provinzen. In Schlesien ließ er bei Breslau einige Regimenter zusammenziehen, die übrigen besah er in ihren Garnisonen.

Bei

Bei Stettin, Damm, Gotnow und Greifhagen lagen grosse Oderbrüche wüste und mit Holz bewachsen. Friedrich sah, daß diese Strecken Landes besser zu benutzen waren. Er ließ daher öffentlich bekannt machen, daß, wer diese Gegenden anzubauen Lust hätte, nicht nur unentgeltlich Land zugetheilt bekommen sollte, sondern verlieh ihnen auch besondre Freiheiten, z. B. sie durften nicht angeworben werden, konnten Mühlen anlegen, Bier brauen und schenken u. s. w. In kurzer Zeit entstanden in diesen rauhen öden Gegenden ganz neue Dörfer. Seinen an der Ostsee gelegenen Haven Schwinemünde ließ er in fahrbaren Stand setzen, und versah ihn mit besonderm Recht und Gerechtigkeiten. Der Berliner Hof ward glänzender, die Residenz durch neue Baue verschönert und immer volkreicher. Alles auf königliche Anordnung, unter königlicher Aufsicht, und zum Theil auf königliche Kosten. Er bedachte auch seine bleßirten Soldaten und die Soldatenwitwen und Waisen. Deswegen ließ er unter leztere beträchtliche Summen austheilen, und vor die erstern erbaute er das grosse prächtige Invalidenhaus in Berlin. Der Akademie der Wissenschaften gab er neue Privilegien, und die bekannte neue Schule in der Hauptstadt erhielt ihre Bestätigung unter dem Nahmen einer königlichen Realschule. Ein eigen Edikt vom vierten Februar dieses Jahres sollte

dem überhand genommenen Stehlen, besonders in der Residenz, Einhalt thun, und mit demselben ward eine weit ernstlichere Verordnung gegen das Aufkaufen und Verheelen der gestohlenen Sachen, welches sonderlich von der Judenschaft betrieben wurde, verbunden. Gegen die Winkelschriftsteller erschien ein Verbot, und so oft dieß nachmals erneuert und geschärft worden ist, so hat diese Landplage, welche den gemeinen Mann sehr oft in groß Unheil stürzt, doch bis auf heutigen Tag noch nicht ganz ausgerottet werden können.

Friedrich wollte auch den Prachtaufwand bei dieser und iener Gelegenheit einschränken, und gab deswegen ein eigen Gesetz. Seine Aufmerksamkeit gieng auch selbst auf Sachen, die vor uns Kleinigkeiten scheinen können. Dergleichen war der Raub der iungen Birken, durch das sogenannte Maiensetzen. Die Dukatengesellschaft zu Neuwied, eine Art von schädlicher Lotterie, wurde in seinen Landen gänzlich untersagt.

Zur Beförderung des inländischen Handels und der Fabriken konnte das schädliche Hausiren nicht länger geduldet werden, und da die Fabriken von wollnen Zeugen Zizzen, Kattunen und Tüchern schon eine sehr nahmhafte Vollkommenheit erreicht hatten, so wurde auch die Einfuhre fremder Zeuge dieser Art zugleich gesperrt. Zu einer mehrern Veredlung der Wolle ließ er vor die Schle-

sier

fier englische urd spanische Stähre mit grossen Kosten kommen. Ostfriesland bekam eine ganz neue Regierungsverfassung, und gewiß nicht zu seinem Schaden. In Schlesien ward ein Bergamt errichtet, den neuen Kolonisten Plätze zum Anbau angewiesen, und wichtige Vortheile und Wohlthaten zugesichert. Unsere schlesische Stadt Schmiedeberg war mit ihren Dörfern ein Eigenthum des Grafen Procop Adalbert von Czernin. Diesem Herrn kaufte sie der König ab, schlug die Dörfer zur städtischen Kämmerei, und machte aus ihr eine Immediatstadt. Seit 1745. hatte der König bei Potsdam das schöne Schloß, dem er den Nahmen Sans souci (ohne Sorge) gab, erbauen lassen. Jezt bezog er es, und begab sich aus den Geräuschen der Residenz in seine geschäftsvolle Ruhe. In der Churmark musten Kirchenlisten eingesendet werden, und die Tabellen der Getauften, Verstorbenen und Kopulirten wurden auf einen sichern Fuß eingerichtet.

Friedrich verlohr in diesem Jahre seinen braven Feldmarschall den Fürst von Anhalt-Dessau, von Anhalt-Zerbst, und den von unten auf gedienten und so erfahrnen von Glasenapp, Von seinen Generalen starb auch der Generallieutenant von Möllendorf, der Graf von Posadowsky, der auch Oberdirektor unsrer Liegnizer Ritterakademie war, der Generalmajor von Golze, ein gelehrter und treflicher Mann, dem zu Ehren Friedrich

eine

eine selbst verfertigte Lobrede in der Akademie der Wissenschaften ablesen ließ. Ueberdieß sah er noch die Ministers von Schwerin und von Borke aus seinem Dienst durch den Tod abgehen.

Graf Moriz von Sachsen (ein Sohn Augusts II. mit der Gräfin von Königsmark) ein Herr, der so ausserordentlich stark wie sein Vater war, (so konnte er z. B. Hufeisen zerbrechen, Schindelnägel wie einen Korkzieher zusammendrehen rc.) nachmaliger Marschall von Sachsen genannt, soll ihm in diesem Jahre zu seinen Feldzügen gratulirt, und der König ihm eigenhändig geantwortet haben. Eine Stelle aus dieser erschienenen Antwort unsers Königs ist zu lehrreich, als daß ich sie nicht abschreiben sollte. **Friedrich** schreibt: „In der ersten „Jugendhitze, da man nur seiner starken und durch keine „Erfahruug eingerichteten Einbildung folgt, sakrifizirt „man alles denen ins Auge fallenden Handlungen, und „besonders Dingen, welche einen Schein haben. — „Die gröste Kunst im Kriege ist, allen Begebenheiten „zuvorzukommen, und die gröste Kunst eines Generals „besteht darinn, daß er voraus alle Mittel eingerichtet „habe, damit er seines Orts nicht verlegen sei, wenn „der entscheidende Augenblick, etwas zu unternehmen, „gekommen ist. — Vorsichtigkeit und Geschicklichkeit „kan das Schicksal bessern.„ — So schrieb, so lehrte, so handelte unser **Einziger Friedrich**!

§. 5.

§. 5.

Das Jahr 1748.

Da kein Tag von Friedrichs Leben ohne eine Königsthat hinging, so können meine Leser leicht denken, daß unser Einziger auch in einem so langen Zeitabschnitt als ein Jahr ist, vielerlei gethan hat, welches ihn seinem Staate und jedem Patrioten ewig unvergeßlich erhält. Ich dränge, wie meine Leser schon wissen, gern so viel ich kan, das Wichtigste zusammen.

Den Winterlustbarkeiten wohnte der König auch dieß Jahr in Berlin bei; aber kaum waren sie geendiget, so zog er sich aus dem Geräusch der grössern Residenz in sein von ihm geschafnes stilles Potsdam zurück. Er hielt mit Anfang des Frühjahrs seine gewöhnlichen Revüen, unter welchen die Berliner die vorzüglich prächtigste war. Hier standen am sieben und zwanzigsten Mai dieses Jahres sechzehn Eskadrons und acht und zwanzig Bataillons versammlet. Im Gefolge des Herrn selbst erschienen, außer vielen Prinzen und Generals, die Königin, die Prinzeßin von Preussen, die Prinzeßin Amalia, und die Gemahlin des Marggraf Heinrich. Diesen vornehmen Damen zu gefallen waren vor der Fronte etliche Zelte aufgeschlagen.

In Schlesien zog er seine Regimenter dieß Jahr nicht in ein Lager zusammen, sondern er besah sie im September bei Glogau, Breslau, Brieg und Neisse.

Im August begab sich der Monarch nach Charlottenburg, und vergrösserte durch seine Gegenwart die Vergnügungen, welche vor die beiden Königinnen dort besorgt waren.

An dem nun glücklich zu stande gekommenen Aachner Frieden hatte Friedrich keinen geringen Antheil, und seine Belohnung war die Gewährung Schlesiens und der Grafschaft Glaz, nach dem zwei und zwanzigsten Artikel dieses Friedensschlusses. Mit England konnte unser Friedrich wegen der weggenommenen preußischen Schiffe noch nicht einig werden. England blieb dabei, daß sie kontreband wären, und bei allen Vorstellungen konnte unser Monarch doch nicht seine Absicht erreichen. Er hielt also blos die Kapitalien zurück, welche von der kaiserlichen Regierung her von Engländern geborgt, auf Schlesien verbürgt, und im Breslauer Frieden vom Könige zur Bezahlung übernommen waren.

Schon damals wandten sich manche vornehme Bedrückte an unsern Regenten, und streitige Partcien in fürstlichen Häusern nahmen ihn gar als Vermittler an. So brachte er durch seine Bemühung die Irrung der hohen Häuser, die über die Weimarische Vormundschaft

in

in Streit gerathen waren, glücklich zu einem Vergleich. So wandte sich eine Freifrau von Dorthe (deren Gemahl holländischer General war, und sich durch die tapfere Vertheidigung von Tournai rühmlichst bekannt gemacht hat) an unsern König. Ihr eigner Sohn hatte sie aus ihrem Leibgedinge vertrieben, und war von der Kölnischen Regierung unterstützt worden. Friedrich hörte das Flehen der betrangten Witwe. Durch seine Vorstellung wurde ihr Prozeß gehörigen Orts förmlich eingeleitet. Sie erhielt endlich ihren ruhigen Besitz des Witwengutes. Ein gewisser Wiesenhaver hatte durch ein Urtheil der Stiftsregierung zu Hildesheim, sein Eigenthum, den dasigen Klosterhof, verlohren. Der Bedrückte wandte sich an das Reichskammergerichte, und dieß erkannte die Exekution gegen die Hildesheimische Stiftsregierung, in der Art, daß sie unser Friedrich, als Marggraf von Brandenburg, vollziehen sollte. Was that unser Monarch? Anstatt mit Kurfürstlicher Gewalt dieß Unrecht fürchterlich zu ahnden, brachte er's zu einem so glücklichen Vergleich, daß beide Parteien ganz zufrieden waren. So segnete ihn schon in der Zeit jeder Gute, dem Friede und Ruhe theurer war, als schwer errungenes Recht.

Mit Rusland war das gute Vernehmen so allerdings nicht ganz sicher. Die Feinde Friedrichs (denn

welcher Grosse hat nicht seine Nebenbuhler und Neider!) hatten Mittel gefunden, die rußische Herrscherin mißtrauisch zu machen. Man gab dem mit Schweden geschloßnen Bündniß eine sehr widrige Auslegung. Wahrscheinlich fand man sich wohl auf eine nicht ganz angenehme Art dadurch betroffen, daß das Verbindniß zwischen Preussen, Schweden und Frankreich nun grade jenem zwischen der deutschen Kaiserin, Rusland und Großbrittanien das Gegengewicht hielt. Es geschahen mit den rußischen Truppen so allerlei Bewegungen, die einen andern, als unsern überall grossen Friedrich, vielleicht zu voreiligen Schritten hätten verleiten können.

Friedrichs ganze Aufmerksamkeit ging auch in diesem Jahr dahin, seine Lande überhaupt, und besonders auch sein Schlesien, weise und glücklich zu regieren. Die Justizverbesserung ging immer noch ihren ernsten Gang fort. In Schlesien machte der bekannte geheime Rath von Böhmer den Anfang, die Prozesse in einem Jahre zu beendigen. Im Magdeburgischen ward die neue Justizverfassung ebenfalls eingeführt. Eben dieß geschah in der Mark. Es wurden sehr viele zum Besten des Landes abzielende Gesetze und Verordnungen gegeben. Die Stadt Grünberg bekam ihre evangelische Kirche, und in Brieg wurde die eingeäscherte ebenfalls wieder zu bauen angefangen. Vor Schlesien ward ein neues Ar-

tillerie-

tilleriebataillon errichtet. Schweidniz ward noch stärker bevestiget, und Glaz mit mehrern Werken versehen.

Das Domkapitel zu Breslau bekam in diesem Jahr mit seinem Fürstbischof allerlei Verdrüßlichkeiten, und unser Monarch legte sie durch seine Vermittelung ebenfalls in kurzer Zeit bei. Die gräflich Henkelische Familie hatte durch kaiserliche Gewalt 1745. ihre Güter verloren; Friedrich setzte den Grafen Leo Maximilian von der evangelischen Linie, nach vorhergegangener gründlicher Untersuchung, wieder in die Standesherrschaft Beuthen ein. Der General Wallrave, der meistens den Vestungsbau in den Königlichen Staaten geordnet hatte, fiel wegen beträchtlicher Unrichtigkeiten bei der Baurechnung in Ungnade, und wurde in die Sternschanze nach Magdeburg gebracht.

Friedrich vergaß auch nicht der Erweiterung der Schiffahrt, so weit sie vor die Lage seiner Staaten möglich war, seine Aufmerksamkeit zu widmen. Es sollen dazumal viele neue Schiffe auf königliche Kosten gebauet worden seyn. Welchen Gebrauch man aber davon gemacht hat, ob sie an Kaufleute verkauft oder verschenkt worden sind, habe ich nicht erfahren können.

Da der Bischof in Breslau gestorben war, so ernannte unser Monarch den vorher schon gesetzten Koadjutor sogleich zum Bischof. Es wurden von Seiten des

Domkapitels manche Einwendungen dagegen gemacht, sie wusten aber doch wohl sehr gut, daß Friedrich nicht so unbedachtsam sei, und sich in seinen einmal gefaßten weisen Entschlüssen nicht leicht irre machen ließ.

Die für aus dem Auslande kommende Kolonisten schon oft gegebene Freiheitsgesetze wurden auch dieß Jahr erneuert. Der Weinbau ward sehr empfohlen, und im Herzogthum Kleve alle erforderliche Anstalten getroffen, um diese so sehr im Wohlstande zurückstehende Provinz so viel möglich empor zu bringen.

Gegen das Ende dieses Jahres wurde das Königliche Haus auch mit der Geburt des zweiten Prinzen Sr. Königl. Hoheit des Prinzen von Preussen erfreuet. Unser Einziger Friedrich stand selbst dabei zu Pathen, und schikte ihm gleich nach der Taufhandlung den schwarzen Adlerorden.

Friedrich verlor in diesem Jahr seinen geschickten Kabinetsminister, den Freiherrn von Merdefeld, den alten braven Obristen von Knobelsdorf, der den ersten November zu Nimtsch in unserm Schlesien starb. Ein Mann, der in der hitzigen Schlacht bei Malplaquet der einzige Offizier war, welcher von der Kompagnie, bei der er stand, übrig blieb.

§. 6.

§. 6.

Das Jahr 1749.

Mit vieler Besorgniß muste unser Monarch dem Frühling dieses Jahres entgegen sehen: denn es schien, als wenn die Ruhe unterbrochen werden könne. Er war zwar wieder der gnädige Theilnehmer an dem Vergnügen der Wintermonate in der Residenz, ging noch auf ein paar Monate nach seiner eigentlichen Wohnung zurück: aber kaum verscheuchte die in unserm Gesichtskreis höher steigende Sonne das Winterwetter, so flog er schon mit seinem Thronerben und mit dem Prinzen Ferdinand von Braunschweig nach Schlesien, und besah seine ausgerückten Regimenter und seine schlesische Vestungen. Im Julius that er es bei Berlin, und bald darauf war bei Potsdam ein groß Manövre in Gegenwart des Marschalls von Sachsen. Dieser grosse Held, der von seinem königlichen Vater alle körperliche Vollkommenheit geerbt hatte, und an dessen Stärke ich euch oben schon erinnert habe, wurde von unserm Friedrich mit den vorzüglichsten Ehrenbezeugungen empfangen. Denn Friedrich schätzte ja den Mann immer nach seinem Verdienste, und Graf Moriz von Sachsen, oder der Marschall von Sachsen, war ein Herr, dessen Entwürfe alle treflich geordnet und überdacht waren. Er hatte einen

sehr richtigen Blick, war verschwiegen, wachsam und voll Gegenwart des Geistes.

Friedrich hörte die kriegerische Zurüstungen der rußischen Kaiserin. Es ging freilich wohl nur gegen die schwedische Gränze; allein Schweden war ja eben eine mit uns verbundene Krone. Unser Einzige erklärte daher mit Frankreich am Petersburger Hofe, daß Schweden durchaus keine Absicht einer etwanigen innern Regierungsveränderung habe. Er schrieb solches an den König von Großbrittanien und bat, das unter der Asche glimmende Feuer ersticken zu helfen. Zu gleicher Zeit erklärte er auch durch seine Gesandten an den grösten Höfen in Europa, wie friedlich seine und seiner Bundesgenossen Gesinnungen wären. Doch muste er auch als ein weiser Mann sich auf jeden Fall gefaßt machen. Sein Heer wurde genau übersehen und alles so weit fertig gemacht, daß wenn seine friedlichen Vorstellungen nichts fruchteten, er dann mit Nachdruck seine Maasregeln unterstützen konnte. Die damals in öffentlichen Blättern angegebene Summe der preußischen Truppen betrug schon 143759. Mann. Schon horchte Europa auf Friedrichs Worte, und seine Bemühungen, Friede zu erhalten, waren in der That so wirksam, daß das gedrohte Ungewitter sich verzog. Indeß werden wir etliche Jahre später sehen, daß diese Ruhe nur Wirkung einer zögern-

den Politik war, und daß Friedrich mit seinen Verbundnen dennoch seine Gegenpartei behielt.

Friedrich wuste nur gar zu wohl, was auch im Kabinet zu Wien vorging, Vorwand, seinen Misvergnügen, vielleicht über den Anwachs der preußischen Macht gute Gründe zu geben, war leicht zu finden, und so war ein solcher Vorwand selbst die Ueberschreitung der kaiserlichen Grenze in Schlesien beim Verfolgen der preußischen Ueberläufer. Ich müste zu weitläuftig werden, wenn ich hier alle die mannigfaltigen Ursachen anführen wollte, aus welchen man Gelegenheit zog, unserm Monarchen Krieg zu drohen.

Kurz, Oesterreich und seine Verbundene waren und blieben auch nach zwei heiligen Friedensschlüssen unsers Monarchen fürchterliche Feinde.

Die schon beim Dresdner Frieden bestimmte Gewährleistung des deutschen Reichs, blieb bei allen Erinnerungen unsrer Minister dennoch immer noch aus, und alle Mühe, sie zu erlangen, war in diesem Jahr vergebens.

Schon im Anfang des Jahres, belehnte Friedrich den Fürsten von Auersperg mit dem schlesischen Fürstenthum Münsterberg und dem Weichbilde Frankenstein, und auch den Fürst von Lobkowitz mit dem Fürstenthum Sagan. Das war der alte Fürst, von dem man so

 viele

viele Eigenheiten erzählt. So nahm er in seinem Palais zu Wien nur des Nachts Besuch an. Er las sehr viel, spielte ganze Nächte die Violin, ging des Nachts zu den Kapuzinern und ließ sich Messe lesen, und bezahlte die Handwerksleute, die für ihn arbeiteten, oft erst nach zwei bis drei Jahren, aber immer ohne Abzug und mit Zinsen.

Da die Irrungen aus dem vorigen Jahr wegen der von den Engelländern gekaperten preußischen Schiffe glücklich gehoben waren, so ließ er nun bei seinen Kossen alle Anstalten treffen, die auf Schlesien haftenden Kapitalien mit den rückständigen Zinsen an die Großbrittanische Unterthanen zu bezahlen. Mit unermüdetem Eifer ging die Verbesserung der Rechtspflege auch fort. Er gab ein herrliches Beispiel, wie sehr er allen Zwang jeder Kirchenpartei mißbillige. Ein katholischer Schneider in Halberstadt, hatte sich wider das Verbot seiner Kirche verheirathet. Darauf erfolgte durch die dasigen Dominikaner ihr gewöhnlicher kleinerer Kirchenbann, die Ausschließung von der Beichte und vom Nachtmahl. Der Schneider suchte bei der Halberstädtischen Regierung Hülfe, und erhielt auch wirklich einen gemessenen Befehl an die Mönche, dem Uebertreter ihres Kirchengebots wieder zu vergeben und zu den Sakramenten zu lassen.

Die

Die Sache kam vor den Philosoph Friedrich, und er entschied, wie nur ein so weiser Monarch entscheidet: „Daß diese Geistlichen zu keiner Handlung zu nöthigen „wären, welche den Grundsätzen ihrer Kirche zuwider „sei.“ — Den Hussiten erlaubte er ihren Anbau in Schlesien, und besoldete ihre Prediger einstweilen aus seiner eignen Kasse. Der ächten Gelehrsamkeit, durch welche jeder Volksstand auf nähere oder entferntere Weise glücklich gemacht werden kan, suchte er immer mehrere Ermunterung und gute Leitung zu verschaffen. Kein Eingebohrner sollte auf einer ausländischen hohen Schule studiren. Nur Wohlthaten, die man auf einer fremden Universität genoß, machten Ausnahme. Dabei wurden aber auch die Lehrer der Akademien zur Ordnung, Fleiß und Eifer, ihre Kenntnisse und Brauchbarkeit zu vermehren, sehr ernstlich angewiesen. Auch der Soldatenstand erhielt manche neue Einrichtung. Unser allen Schlesiern bekannte Freiherr von Schweiniz auf Rudolstadt, hatte seinen Bergbau so weit getrieben, daß er nun schon fünf Gewerkschaften auf vier Zechen im Gange hatte. Itzt bekam er alle beim Bergbau übliche Freiheiten und Gerechtsame, und auch der gewöhnliche Bergzehende ward ihm auf zehn Jahr erlassen. Es wurde auch in der Grafschaft Glaz auf Silber gebaut. Es gerieth aber dieser Bau, so wie er schon im Jahr 1623.

einmal eingegangen war, aus mir nicht bekannt gewordenen wahrscheinlichen unabänderlichen Ursachen wieder ins Stecken.

Ueberall fing in Friedrichs Staaten Handel und Gewerbe an, zu leben. Kein Edelmann durfte mehr Bauergüter zu seinem herrschaftlichen Grund und Boden schlagen, kein Bauer adeliche Besitzungen ankaufen. Borten- und Bandmühlen wurden eingeführet, die Vermehrung des Viehstandes befohlen und dazu dienliche Vorkehrungen getroffen. Die Privilegia der neuen Ankömmlinge wurden gar vermehrt; mancherlei Mißbräuche bei Kirchen und Schulen abgeschaft; eine heilsame Verordnung, wie sich Studirende in Absicht ihrer Sittlichkeit zu betragen hätten, bekannt gemacht, und weil das Degentragen dieser Herren schon oft den Mord erleichtert hatte, so wurde den Studenten befohlen, die Degen abzulegen, und ihnen dagegen eine schwarze Feder auf dem Hut erlaubt. Das grosse wichtige Geschäfte der Geburtshülfe zog den weisen alles umfassenden Blick unsers unsterblichen Friedrichs ebenfalls an sich. Er befahl vor diese unentbehrliche und oft so unwissende Personen Unterricht und Aufsicht. Das Münzwesen ward regulirt, und man sah in sehr kurzer Zeit in allen preussischen Landen nichts als preußisch Courant und Scheidemünze. Schon waren etliche Millionen Gold- und

Silber-

Silbermünzen ausgeprägt, ohngeachtet er keine Gold- und Silberbergwerke in seinen Staaten hatte. Was konnte nicht Friedrich alles?

In diesem Jahre verlor der Monarch seinen treuen Feldmarschall von Kleist. Diesen wackern Greis besuchte er noch auf seinem Krankenbette. Eben so bedauerte er den Verlust des Generallieutenants Grafen von Dohnau, eines alten erfahrnen Soldaten. Seinen schon als Kronprinz von ihm geliebten geheimen Rath Graf von Münchow (Vater unsers nachmaligen Ministers) muste er ebenfalls in einem ruhmvollen Alter von siebenzig Jahren unter die Verstorbenen zählen lassen. Er erkannte damals, als er sich in Küstrin aufhalten muste, an diesem Graf von Münchow, der zu der Zeit daselbst Kammerpräsident war, seinen Freund. Ihre Vertraulichkeit soll so weit gegangen sein, daß der Präsident den Kronprinzen, als unsern Friedrich, den Tag vor seiner Abreise von Küstrin gefragt haben soll: Was er, wenn er zur Regierung kommen würde, mit denen wohl machen wollte, die sich iezt so feindselig gegen ihn bezeugten? Der damals neunzehnjährige Kronprinz antwortete so schnell und muthig, wie nachmals sein Geist bis ans Ende blieb: „Ich werde feurige Kohlen auf ihr Haupt sammlen.„ Er hat dieses auch eben so redlich erfüllt, als er seinen damals vertrauten Münchow,

den

den General von Lepel, den Kriegsrath Hanf, ingleichen Herrn von Birkholz auch königlich belohnt hat.

So schloß sich dieses Jahr ohne grosse Staatsveränderungen. Aber warlich, Friedrich war nicht müssig gewesen, und bis zum Erstaunen wird man hingerissen, wenn unsre Ueberlegung bedenkt, wie außerordentlich besorgt dieser außerordentliche Geist war, seine Länder sowohl innerlich zu der möglichsten Vollkommenheit zu erheben, ein vestes wohlgewähltes System einzuführen, als ihnen auch von aussen her so viel Sicherheit und Ruhe zu verschaffen, als ihnen unentbehrlich nöthig war, wenn ihr Flor nicht gehemmt, und die schönsten Blüthen, ehe sie zur Frucht reiften, nicht verwüstet werden sollten.

§. 7.

Das Jahr 1750.

Die Beschäftigungen des grossen Monarchen waren in diesem Jahr nicht minder wichtig, als in dem vorigen. So viel auch schon gethan war, so fand sein stets forschender Geist doch immer noch Lücken, die er ausfüllen wollte, und seine übrigen politischen Verhältnisse erhielten seine Thätigkeit in unermüdeter Anstrengung. Er kam, wie gewöhnlich, in der Karnevalszeit nach Berlin,

und

und residirte ausser dieser Zeit, und wenn er nicht seine Truppen in den Provinzen musterte, in seinem Potsdam. Die Revüen dieses Jahres geschahen in der einmal vestgesetzten Ordnung. Im August war der Marggraf von Brandenburg mit seiner Gemahlin sein angenehmer Gast, und er ließ dieser seiner geliebten Schwester zu Ehren bald in Berlin, bald in Potsdam und Charlottenburg grosse Feste halten.

Jetzt kam die, der deutschen Ruhe so wichtige, römische Königswahl in Bewegung, und die Irrungen mit Rusland wurden wieder so hoch gespannt, daß die Gesandten beider Höfe, ohne Abschied zu nehmen, ihre Gesandtschaftsposten verlassen musten.

Der Wiener Hof suchte des Königs Stimme zur römischen Königswahl zu gewinnen. Friedrich, der die, dem Anscheine nach tief verborgenen Plane des österreichischen Kabinets, mit seinem Adlerblicke ganz durchsah, antwortete auf die geschehene Anfrage: Daß er diese Wahl noch ganz vor unnöthig ansehe, denn des Kaisers Majestät sei ja noch gesund und in besten Jahren; überdieß könne man ja auch die Volljährigkeit des Erzherzogs Joseph erst abwarten. Ein Circularschreiben unsers Regenten machte diese seine Gesinnung auch allen deutschen Fürsten bekannt. Wider diese hohe Meinung Friedrichs standen der König von Großbrittanien,

der

der Kurfürst von der Pfalz, Trier und Köln, das Kurhaus Sachsen, und der Kurfürst von Baiern und von Mainz. Dieser Widerspruch unsers weisen **Friedrichs** vermehrte das Mißvergnügen des kaiserlichen Hofes über ihn. Es wurde ein weitläufiger Schriftwechsel darüber angefangen; doch blieb **Friedrichs** Ansehen so wirksam, daß dieß Wahlgeschäfte vor dießmal aufgegeben werden mußte. Rußland zeigte nun offenbar, daß ihm **Friedrichs** anwachsende Größe übel behagte. Man gab unsrer Seits diese rußischen Gesinnungen dem damals gar nicht preußisch denkenden Großkanzler Grafen von **Bestuchew**, schuld; und vielleicht war wirklich persönlicher Haß im Spiel. (Der Mann fiel 1758. ward aber 1763. von der jetzigen Kaiserin wider an den Hof gezogen, jedoch sind ihm keine Staatsgeschäfte anvertrauet worden.)

Friedrich nahm sich als evangelischer Reichsstand der Beschwerden der evangelisch hohenlohischen Unterthanen kräftig an. Auch dieß blies das Feuer wider ihn in Wien immer heftiger an. Endlich kam nun die Gewährleistung des Dresdner Friedens von Seiten Engellands glücklich zum Ende. Die verfolgten Protestanten in Ungarn kamen abermal an den Schutzengel der Protestantischen Religion, unsern grossen **Friedrich**. Er ließ seine schon einmal in Wien gethane Vorstellungen wiederholen.

Es

Es hatte ein Bischof zu Vesprin in Ungarn gegen die Eingabe der protestantischen Ungarn bei der Regierung ein sehr bitteres und heftiges Schreiben herausgegeben. Diese Schrift kam unserm aufgeklärten Friedrich zu Gesichte. Er schrieb an den Breslauischen Fürstbischof, führte ihm das Verderbliche einer solchen Schrift zu Gemüthe, nnd empfahl ihm mit königlichem Vertrauen die Einleitung dieser ihm als Menschenfreund angelegenen Sache. Unser schlesischer Bischof antwortete Sr. Majestät darauf sehr fein und anscheinend tolerant, lehnte aber doch diesen Auftrag mit demüthigen Worten ab, schickte des Königs Schreiben nach Rom, und es erfolgte nach vielen Berathschlagungen Sr. Heiligkeit mit Kardinälen und Prälaten, ein päbstlicher Befehl an seinen Gesandten (Nunzium) in Wien, daß er mit den kaiserlichen Ministern über die Gerechtsame der Protestanten in Ungarn berathschlagen sollte. Zu diesem Schritt bewog den römischen Stuhl das Interesse der katholischen Unterthanen in den königlich-preußischen Staaten, und die Furcht, daß ihre Freiheiten verkürzt werden könnten.

In der angeführten Schrift behauptet der Herr Bischof, daß die Regenten einen Zwang über die Gewissen ihrer Unterthanen ausüben könnten. Er will den Prostestanten in Ungarn Religionsfreiheit einräumen,

aber die Gewissensfreiheit spricht er ihnen ab. Welch ein Widerspruch! — Er schickt alle Protestanten in das ewige Feuer, macht ihnen ihre Taufe zum Verdammniß, redet von Häuptern der Kezzer und von ihren Anhängern und vergleicht die Bekenner des lutherischen Lehrbegrifs mit den Sperlingen, deren Natur und Lebensart er zum Bilde der Protestanten, sehr armselig zergliedert. Hier ist eine Stelle aus dieser berüchtigten und iezt sehr raren Schrift:

„Der Sperling ist von Natur lasterhaft, flüchtig, „leicht, verstockt, geschwätzig und zur Wollust ge„neigt. So sind die von der katholischen Kirche „abgefallenen Kezzer. Sie sind laster voll, weil sie „zur Beurtheilung ihrer Laster, und um sich darin„nen zu erhalten, den Geboten, dem Evangelio „und den Vorschriften der Kirche widerstreben. „Sie sind flüchtig, weil sie von jedem Winde ihrer „Erklärungen, Meinungen und Ueberredungen hin „und her getrieben werden. Sie sind leicht, wie „Sperlinge, weil sie wie auf leichten Federn mit „ihren falschen Sätzen in Schriften herumflattern, „bis sie den unwirthbaren Berg ihres Unrechts er„fliegen. Sie sind verstockt, weil sie sich weder „durch die Vernunft überwinden lassen, noch durch „die Wahrheit des Glaubens zum Stillschweigen

„ge-

„gebracht werden, ja nicht einmal vom Glauben „gern viel hören wollen. Sie sind geschwätzig, „weil sie Irrthümer unaufhörlich verbreiten, andre „wie mit giftigem Hauche anstecken, und wie eine „Schlange, die gebissen oder gestochen hat, Men„schen mit Geschwüren bedecken. Sie sind zur „Wollust geneigt, denn man wird selten einen von „der römisch = katolischen Kirche Abgefallenen fin„den, der die Keuschheit liebt, wenn er es auch „vorgiebt. Deswegen pflegte der wollüstige Sper„ling Luther den Beischlaf eine nothwendige Speise „zu nennen u. s. w.„

Ich habe diese Stelle aus dem Lateinischen übersetzt, um meine Leser an den Geist der damaligen Zeiten zu erinnern, und ich konnte dieß, ohne Anstoß zu besorgen, füglich thun, weil wir doch allemal, aus welchem Glaubensbekenntniß wir auch sind, den Abstand unsrer ietzigen Denkart von dem damaligen Unverstand kennen, und Gott dafür preisen. Der Vespriner Bischof trug also auf die Ausrottung der Protestanten in Ungarn an. Freilich, Sperlinge suchte man sonst auch auszurotten; beßre Naturkündiger haben uns aber gelehret, daß sie kein schädliches, sondern ein sehr nützliches Thier sind, und uns unsre Obstbäume, Kraut und Gartenfrüchte er-

halten helfen. Unserm Schlesien ist diese Schrift des ungarischen Bischofs auch deswegen wichtig, weil unser vortreflicher Konsistorialrath D. Burg eine schöne Vertheidigung dagegen herausgab. (Sie war ebenfalls in lateinischer Sprache und führte den Titel: Innocens Apostata indemnitatem confessionis suae demonstrans.)

Urtheilt, meine Leser! was der philosophische König, unser Friedrich, zu dieser Schrift, ihrer Absicht, und ihren Folgen denken muste. Allein so ernstlich er der armen bedrängten Ungarn Sache redete, so konnte er doch nicht das ausrichten, was wohl darinn ausgerichtet worden wäre, wenn nicht eben damals die Herren, die iezt noch durch geheime Verbindungen dem Protestantismo mehr schaden, als alle Inquisitoren je schaden können, den Ton angegeben hätten. Indessen erscheint uns auch Friedrich in dieser Sache als ächter Religionsfreund, der jede Partei in dem Besiz der Rechte der Menschheit wissen will.

Unser Monarch errichtete zu Embden in Ostfriesland eine asiatische Handlungskompagnie nach Kan-Tong in China, gab ihr ein eigenes Privilegium, und unterstüzte sie mit grossen Vorschüssen. Vier Schiffe wurden in Stettin gebaut, in die Ostsee zu fahren, und den Handel nach Embden zu erleichtern.

Schon

Schon ein paar Jahr drauf segelte auch wirklich das erste Schiff der Compagnie, es hieß der König Friedrich, nach China ab. Ihm folgte etliche Monate später das zweite, und nun wehte die preußische Flagge auch in dem asiatischen Meere. Alle seefahrende Mächte, besonders die auf dem Vorgebirge der guten Hofnung allein herrschenden Holländer wurden von unserm Monarchen komplimentirt, und um Beistand vor seine Schiffe in ihren Häven gebeten. Die Holländer fühlten sich über diese neue preußische Unternehmung sehr verlegen. Sie versprachen den preußischen Schiffen auf den Nothfall alle Hülfe, meinten aber auch so beiläufig, daß sie allein das Recht hätten, in jener Weltgegend zu handeln. Ja sie schlossen ihre Antwort mit den Ausdrücken: „Unter „der Hofnung, daß niemand auf preußischen Schiffen „sei, der in Indien handeln wollte, und sich der schärf„sten Ahndung blos stellen, würden sie selbst diese Schiffe „in ihre Häven daselbst aufnehmen.„ Aber unser Friedrich wollte eben dahin handeln! — Mit Theer, Pech, Holz u. s. w. handelte man hier in der Nähe, aber nach China wollte Friedrich vorzüglich unsre schlesische Leinwand schicken, und dagegen Thee, rohe Seide, seidene Zeuge, Gold- und Silberstoffe, Porzellain und Spezereien eintauschen, auch wohl Silber gegen Gold umsetzen. Das konnte denn, wenn alles gut ging, nach Friedrichs

grossen und wichtigen Finanzeinsichten und merkantilischen Kenntnissen sechszig bis achtzig vom Hundert abwerfen. Natürlich war uns die Antwort der kaufmännischen Holländer nicht angenehm, und aus England lautete sie kaum einmal so gut. Indeß ging dieser Handel doch, bei allen Schwierigkeiten unter **Friedrichs** steter Aufsicht und ununterbrochener Unterstützung bis zum Ausbruch des siebenjährigen Krieges glücklich fort.

Im Julius dieses Jahres erschien eine so ausserordentliche Gesandschaft in Berlin, die wohl von niemand vermuthet werden konnte. Der Krimmische Tatar-Chan und sein Bruder der Sultan Chan der Budziakschen Tatarn, schickten einen Gesandten an unsern **Friedrich**, blos mit dem Auftrage, dem preußischen Könige zu sagen, daß sie viel Grosses von ihm gehört hätten, und daß sie bereit wären, alle ihnen mögliche Dienste und Gefälligkeiten zu erweisen. Der Gesandte kam durch Pohlen und Schlesien nach Berlin. Mustapha, so hieß er, erhielt ohne groß Zeremoniel Audienz. Er muste, um seinen Gruß abzulegen, seinen Turban abnehmen. Dieß machte ihn ein wenig bestürzt, denn kein Türke nimmt diese Mütze oder Bund beim Gruße vom Kopfe. Indeß ließ er es sich, da man ihn darüber verständigte, auch gefallen, und überreichte sein Beglaubigungsschreiben in einem Beutel von cramoisin Atlas. **Friedrich**

sprach mit ihm durch den Dollmetscher Herrn von Golz, von dem Zustande der Krimm, der Zahl der tatarischen Truppen u. s. w. Drauf führte man ihn auch vor die Königin. Die übrige Zeit seines Aufenthalts in Berlin ward ihm so vergnügt als möglich gemacht. Schon denselben Monat zog er seines Weges wieder heim. Ganz Europa erscholl von gewagten Urtheilen über diesen Zeremonienbesuch des Tatars, und man wollte durchaus einen Traktat zwischen unserm **Friedrich** und Sr. Tatarchanheit wissen! —

Bei allen treflichen Einrichtungen unsers Landesvaters schien das Königreich Preussen doch hier und da noch zurückbleiben zu wollen. Er sah dieß Jahr besonders in diese Ecke seiner Staaten hin, ließ genaue Untersuchungen über die Bevölkerung dieses Landes seit der Pest, die da gewüthet hatte, anstellen, und sorgte für so mancherlei, wodurch dieser Provinz aufgeholfen werden sollte. In Pommern bestand er noch mehr auf den Seidenbau, und um den Mangel an inländischem Leder abzuhelfen, so befahl er, kein gestorben Vieh unabgehäutet zu vergraben. Es war ja auch nur Vorurtheil, daß durchs Leder, ausser der offenbaren Viehpest, Krankheiten fortgeschleppt würden.

Auf der Oder wurden mehrere und verbesserte Schleussen mit schweren königlichen Kosten angelegt; bei

Berlin für böhmische Zeugmacher neue Häuser gebaut, und überall Kolonistenwohnungen angelegt und sogleich besetzt. Der neu angestellte Großkanzler von Cocceji fuhr unermüdet fort, den Willen seines grossen Königs mit der Rechtspflege durchzusetzen. Die Domkirche zu Berlin und die reformirte in Breslau wurden in diesem Jahre beide eingeweihet. Unsre schlesische Vestung Kosel, die fast ganz eingeäschert lag, stieg ans ihrem Ruin besser hervor. In Schweidniz und Glaz beschäftigten sich etliche tausend Hände mit dem Vestungsbau. Der König kaufte sich in Breslau ein Haus, und ließ es für sich bauen und einrichten.

Ich zähle aus diesem Jahr zwei und zwanzig Edikte und Verordnungen, allerlei lauter heilsamen Inhalts.

Friedrich nahm dieses Jahr auch den bekannten Herrn von Voltaire in seine Dienste. Er machte ihn zum Kammerherrn, gab ihm den Orden von dem Verdienst, dreitausend Thaler Gehalt, und noch seiner Nichte, einer Madame Denis, ein Jahrgeld von zweitausend Thalern. Der Feldmarschall Graf von Schmettau, muste auf den Blocksberg und die übrigen Harzgebirge, und dort mit noch andern Gelehrten astronomische und geographische Beobachtungen anstellen. Herr Hammersdörfer bricht sehr passend in seinem kurzen Leben

Friedrichs des Grossen, (Seite 28.) in diese wahre Worte aus:

„Man erstaunt, wenn man bedenkt, wie mancher„lei die Gegenstände waren, die Friedrichs Geist „so unabläßig beschäftigten, und wie leicht es ihm „war, Dingen von der entgegengesetztesten Beschaf„fenheit neben oder kurz auf einander seine Auf„merksamkeit zu schenken u. s. w.„

Zweimal muste Friedrich in diesem Jahr Trauer anlegen. Zuerst riß der Tod die Witwe des Marggraf Philipp Willhelm von Brandenburg, Aebtißin von Hervorden, eine Fürstin, die der ganzen Welt Achtung an sich gezogen hatte, aus seiner hohen Familie weg. Ihr folgte bald die Fürstin von Anhalt-Bernburg, eine Prinzeßin des Marggrafen Albert Friedrich von Brandenburg, des Königs Friedrich des ersten Bruder. Unser König verlohr auch den ihm so wichtigen Generallieutenant von Kreyzern. Ausser seinem, dreien Königen in Preussen treugeleisteten Soldatendienste, hatte er sich besonders um die Armee des Königs durch die Verschaffung der ersten Arbeiter zur Gewehrfabrik nach Potsdam, verdient gemacht. Der Generalmajor von Pannewiz, der des Königs besondre Gnade genoß, starb auch auf seinen Gütern, wohin er sich schon seit 1742. hatte

 begeben

begeben müssen. General Leopold von Schwerin, ein General, der bei Hohenfriedeberg, Sorr und Kesselsdorf wie ein Löwe gefochten hatte, ward nach seinem Tode allgemein bedauert. So starb auch der geheime Legationsrath und Gesandte am rußischen Hofe, Freiherr von der Golze. Seine Geschicklichkeit und Treue machten ihn seinem Monarchen schäzbar, und alles klagte über seinen Verlust. Den Kriegsrath und geheimen Secretär von Ilgen versicherte der König noch in den letzten Tagen seines Lebens durch ein sehr gnädiges Handschreiben seiner besondern Zufriedenheit. Aber bald darauf gieng er aus der Welt, mit dem Nachruhm eines brauchbaren, unermüdeten und diensteifrigen Mannes. Dieses war selbst **Friedrichs** Urtheil über ihn.

Dieses Jahr ging also nochmals ohne Ausbruch eines Krieges vorüber. Mit wahrscheinlichem Erstaunen werden meine Leser sehen, daß noch etliche Jahre hinlaufen, ehe die Wolke mit Donner und Bliz sich entladet. Aber sie werden dann auch finden, daß in diesem Jahr alles beitrug, um den Horizont gegen unsre Provinzen zu verfinstern, wo möglich Feuer in unsre friedliche Wohnungen zu werfen, und unserm **Friedrich** wenigstens sein erkämpftes Schlesien wiederzunehmen.

§. 8.

§. 8.

Das Jahr 1751.

Kaum war der Winter mit seinen gewöhnlichen Lustbarkeiten, und auch mit seinen stillen aber oft sehr wichtigen Vorkehrungen vorbei, so war der Monarch, der eigentlich nie rasten konnte, auch wieder in völliger Thätigkeit. Er hielt im Mai bei Potsdam und Berlin seine Musterung mit aller der Pünktlichkeit und dem auszeichnenden Beobachtungsgeist, der den Held vom bloßen Soldaten und den Exerziermeister vom grossen Taktiker unterscheidet. Am letzten Maitage ging er mit seinen drei königlichen Brüdern nach Magdeburg, ließ dort etliche Regimenter seiner Krieger vor sich aufmarschiren und exerziren. Den sechsten Junii setzte er seine Reise weiter nach Salzdalum (Salzdahl), dem bekannten herrlichen Lustschloß des Herzogs von Braunschweig, fort. Hier ward er so aufgenommen, wie es seiner Würde gemäß, und auch den feinen und freundschaftlichen Gesinnungen des Herzogs angemessen war. Da waren Feuerwerke, Opern, Minenspiele (Pantomimen), kostbare Traktamente und allerlei Arten von prächtigen Freuden, die blos die Sinne berauschen, und in solchem Pomp wohl tausend andre, nur ihn nicht blenden können. Nur zwei Tage vereitelte er in dem Wirbel solcher Ergözlich-

keiten

keiten, die alle ihm zu Ehren angestellt wurden. Dann reiste er weiter bis Minden, von da nach Bielefeld, und dann ins Lager auf der Schildischen Heide. Als er sich hier seinen Regimentern als ihr sorgsamer, verständiger und tapferer Anführer gezeigt hatte, setzte er seine Reise über Lingen noch nach Embden fort. Die gute Stadt fühlte das Glück, das ihr wiederfuhr. Von der Gränze des Fürstenthums an bis zur Stadt waren viele Triumphbogen und Ehrenpforten errichtet. Der König passirte wohl durch hundert solche Zeichen, wie innig sich die Ostfriesen über seine Ankunft freuten. Die Artillerie donnerte von den Wällen der Stadt, und das Geschüz der im Haven liegenden Schiffe spielte ebenfalls. Gleich den Tag nach seiner Ankunft sprach er die Stände des Landes und die Mitglieder der neu errichteten asiatischen Kompagnie, setzte sich in ein Fahrzeug, das man gewöhnlich eine Jacht nennet, weil es schnell segelt, und fuhr in die See. Den folgenden Tag besuchte er Aurich, die Hauptstadt des Ländgens und der Sitz der Landeskollegien. Den vierten Tag gings schon wieder von Embden zurück. Diese Rückreise geschah über Wesel, Bielefeld u. s. w. und den drei und zwanzigsten Junii war er glücklich wieder in Potsdam. Der durch seine grosse Einsicht in das Kriegs- und Soldatenwesen berühmte Graf von der Lippe-Bückeburg, damaliger Chef der portugiesischen

Trup-

Truppen, erhielt auf dieser Reise auszeichnende Merkmale, daß Friedrich seine Verdienste kannte und schäzte. Er speiste bei ihm, und nahm einen kurzen Aufenthalt in Bückeburg. Mit dem allerverbindlichsten Schreiben schickte er ihm auch durch den Minister (damaligen Kammerpräsident in Minden) Valentin von Massow, den schwarzen Adlerorden.

Indeß war endlich nach fünfjährigen unermüdeten und gewiß nachdrücklichen Bemühungen die Gewährleistung des Dresdner Friedens vom deutschen Reiche glücklich zu stande gebracht. Noch dauerten die Unterhandlungen wegen der römischen Königswahl unausgesetzt fort. Der König ließ dem kaiserlichen Gesandten einen Vermittelungsplan vorlegen, von welchem er glaubte, daß er zu der Beibehaltung der Ruhe in Deutschland am vortheilhaftesten sei. Allein der Wiener Hof fand nicht vor gut, Friedrichs Rath zu befolgen — denn es hätte seine schon in tiefer Stille mit Rußland gegen Preussen verabredete Plane vereitelt — und man war doch gewiß nicht geneigt, sich so leicht die Waffen aus der Hand ringen zu lassen. Mit Rußland gabs immer wieder neue Mißhelligkeitn, und oft nur von geringer Erheblichkeit, aber doch Lüftgen, die Aschendecke von der glimmenden Kohle wegzublasen. Wider Wissen und Willen unsers gerechten Friedrichs waren einige rußische Kauf-

leute

leute auf ihrer Reise nach Danzig mit vielen Waaren in Königsberg über die Gebühr an- und aufgehalten worden. Der preußische Hof ließ den Vorgang sogleich ernstlich untersuchen, und die Abstellung einer solchen Plakkerei gemessenst verfügen. Zu Petersburg aber sah man diesen Vorgang unbedachtsamer Officianten, vor welche Leute der Herr doch wohl nie ganz einstehen kan, weit wichtiger und gefährlicher an. Man fand die preußische Verordnung, wie es inskünftige mit denen durch das preußische Gebiet gehenden rußischen Waaren gehalten werden sollte, dem Handlungsinteresse der rußischen Nation sehr nachtheilig, und suchte durch andre Wege nach Danzig zu kommen. Das ging auch nach der Lage der Oerter sehr leicht see- und landwärts an. Dagegen ließ zwar unser **Friedrich** ein öffentlich Edikt bekannt machen, darinn jedem durch seine Staaten reisenden Kaufmann Sicherheit und anständige Begegnung zugesichert wurde. Allein Rußland war durch die preußischen Zöllner furchtsam gemacht, und blieb auf seinen Umwegen.

Ich finde in der neunbändigen Staats- und Heldengeschichte **Friedrichs**, daß unser Einzige auch in diesem Jahr gemeinschaftlich mit dem König von Dänemark, der Pforte den Vorschlag zu Schliessung eines Handlungstraktats gethan habe. Der französische und schwedische Minister sollen sich am türkischen Hofe alle ersinnliche

liche Mühe gegeben haben, diesen Vorschlag durchzusetzen. Der Großherr aber verwarf diesen Antrag, weil er keinen sonderlichen Vortheil davon sah, und weil er vielleicht durch Abredungen auf die Gegenseite gelockt wurde. Ich theile diese Nachricht meinen Lesern mit, weil ich doch gern nichts Erhebliches übersehen will. Aber ich weiß nicht, ob ich dieß als ächte Wahrheit verbürgen kan, denn in keiner aus der ziemlich ansehnlichen Menge von Schriften, die ich gewiß stets lese und vergleiche, steht nicht ein Wort davon. Sogar der sorgfältige Geschichtschreiber **Friedrichs**, der verstorbene Auditeur Seifert in Halle, denkt in seiner Lebens- und Regierungsgeschichte des grossen Königs nicht dran.

In der Rechtspflege seiner Staaten wurde **Friedrich** mehr als Tribonian und seine Ausleger. Von 9366 Prozessen waren wirklich am Ende dieses Jahres 6802 ganz entschieden. Beim Ober-Appellations-Tribunal wurden sogar im letzten Jahr 560 abgethan. **Friedrich** bezeigte darüber seine Zufriedenheit dem Großkanzler und den sämmtlichen Mitgliedern dieses hohen Gerichts in einem gnädigen Schreiben. In allen Provinzen ging der rechtliche Gang der Justizgeschäfte genauer, bestimmter und geschwinder, und dennoch konnte der weise Gesetzgeber noch lange nicht alle Uebel ausrotten, und nicht Dämme genug bauen, die

haltbar

haltbar gewesen wären, um den Strom der Chikane und Rabbulisterei, die jeder weiser Rechtspfleger verabscheut, aufzuhalten. Die Zeitfolge hat gelehrt, wie viel er that, und wie bald er doch wieder die grossen Risse ausbessern muste. —

Pommern hob sich ganz besonders. Schon waren in fünf Jahren neun und funfzig neue Dörfer und Vorwerke erbauet, und mit achhundert und sechs und siebenzig Familien besezt worden. Die Kolonie bei Neudorf zwischen Berlin und Potsdam bestand aus zweihundert und vierzehn Häusern, und die dasige böhmische Kirche war bald fertig.

Friedrich, nur der Einzige, der immer drauf sann, neue Handlungszweige zu öfnen, und durch inländische Fabriken den schädlichen Ausgang der baaren Summen zu wehren, sah es auch gern, daß Herr Wegelin, ein Berliner Kaufmann, den glücklichen Einfall hatte, in der Residenz eine Porzellainfabrick anzulegen. Er schenkte ihm dazu ein geräumiges Haus; allein das Werk stokte und blieb bis nach dem siebenjährigen Kriege liegen, denn es war wirklich damals noch zu schwer, Künstler und Materialien herbeizuschaffen. Man entdeckte im Halberstädtischen einen Marmorbruch, und unser Monarch ließ ihn sogleich bearbeiten. Für das Postwesen wurde ein eignes sehr scharfes Reglement vestgesezt.

Män-

Mäurer, Zimmerleute und Handlanger wurden im Königreich Preussen auf ein bestimmtes Tagelohn angewiesen. Berlin ward nicht nur immer verschönert, sondern in allen Theilen seiner Länder stiegen neue Wohnungen auf. Ich zähle dieß Jahr wieder zwanzig königliche Befehle, deren Inhalt die Bogenzahl meiner Schrift zu sehr vermehren würde. Ihr müßt mir schon glauben, daß unser Monarch nichts befahl, was nicht vorher reiflich erwogen und für nüzlich erkannt worden war.

Im August kam unser Vater wieder nach seinem Schlesien. Alle seine drei Herren Brüder, der Fürst von Dessau und sein Bruder Prinz Moriz, kamen mit ihm. Im Lager bei Marschwiz, in der Gegend von Ohlau, standen 24 Bataillons und 75 Eskadrons seiner treuen schlesischen Truppen. Er ließ sie attakiren, Treffen halten, und alle Kriegsübungen verrichten, als wenn es vor den Feind ginge. Von da kam er den funfzehnten September wieder in Berlin an.

Dem Prinzen von Preussen wurde den siebenden August eine Prinzeßin geboren, und die verwitwete Herzogin von Eisenach, eine geborne Prinzeßin von Brandenburg, starb. An dem Fürst Leopold von Dessau, (zweiten Sohn des bekannten alten Dessauers, den er an Menschenliebe und Sanftmuth unendlich übertraf,) verlor **Friedrich** seinen Generalfeldmarschall, der vor

Friedrichs Ruhm und Preussens Ehre in beiden schlesischen Kriegen so mannhaft gefochten hatte. So starb auch in seinen besten Jahren der General Graf von Rotenburg, ein Mann von tapferm und einsichtsvollem Betragen, der Friedrichs Gnade vorzüglich genoß, und als Feldherr, Staats- und Hofmann gleich geschickt war. Er war Friedrichs fast vertrauter Freund. In einem Briefe an den General Stille, wo Friedrich von der wahren Ehre spricht, und der Schlacht bei Chotusiz erwähnt, sagte er: „Ach theurer Rotenburg, bist „du es, den ich sehe, du, ein Opfer des Todes? Gott! „welcher Auftritt! Meine Freundschaft erbat von den „Göttern ein Wunder, und Mars rufte dich von der „Pforte des Todes zurück ꝛc.„ Sein Liebling, der Generallieutenant von Bork, ging ebenfalls in einem eben nicht hohen Alter in die Ewigkeit. Auch dieß war ein Mann, den er als Generaladjutant auf allen Stellen brauchen konnte, und solche Männer liebte und ehrte Friedrich. Auch andre Männer mehr wurden durch den Tod ihrem grossen Könige entrissen. Er klagte über sie, wie der Patriot jeden Verlust eines Guten nicht unbeseufzt ansieht.

§. 9.

§. 9.

Das Jahr 1752.

Wenn ich einmal vor allemal behaupte, daß wohl kein Tag in Friedrichs Leben ohne Beziehung auf seine Geistes- und Regentenwürde verging, so müssen auch viele Tage dieses Jahres mit solchen öffentlich gewordenen Thaten bezeichnet worden seyn, die die Folge seiner unnachahmlichen Neigung war, alles weise, gut, und so viel als möglich selbst zu regieren. Das erste Merkwürdige dieses Jahres war seine in der grösten Stille gethane Reise nach Holland. Kein Mensch weiter begleitete ihn, als der Obrist von Balby, ein treflicher Ingenieur. Kein Mensch hat aber auch die Absicht und Folgen dieser Reise erfahren, die gewiß keine Spazier-Reise war. Die Revüen wurden, dem von ihm einmal angenommenen Plane gemäß, in den verschiedenen Lagern gehalten, und nie änderte er ohne besondre Veranlassung die vestgesetzte Ordnung dieser Kriegsübungen. Die Vermählung des Prinzen Heinrich, mittelsten Herrn Bruders des Königs, mit der Durchl. Prinzeßin Wilhelmine von Hessenkassel, gab dem Hofe Friedrichs Gelegenheit, seine Pracht mit alle dem Geschmack und Glanz zu zeigen, der dann alles in Erstaunen setzt, weil überall die Anordnungen eines grossen Geistes durchleuch-

ten. Die hohe Trauungszeremonie war den siebzehnten Januar schon mit dem bevollmächtigten General Lentulus vollzogen worden. Der Prinz von Hessenhomburg begleitete die Prinzeßin nach Berlin. Zwei Tage nach ihrer Ankunft ward sie unserm **Friedrich** in Charlottenburg vorgestellt. Er ging ihr bis vors Schloß entgegen, und empfing sie mit ungemeiner Zärtlichkeit. Das hohe Brautpaar ward in der Schloßkapelle eingesegnet. Viele Tage wurden die prächtigsten Feierlichkeiten begangen, und unser Gütige rieß sich oft von den ernsthaftern Geschäften los, und widmete diesen Tagen der Freude seine sonst so kostbar vertheilte Zeit. So konnte er auch Freund, Bruder und Gesellschafter seyn, und am rechten Orte machte er königlichen Aufwand.

Als er dieß Jahr die gewöhnliche Bevölkerungs-Tabelle seiner Länder erhielt, so fanden sich in Berlin dreihundert und vierzehn Personen von achtzig Jahren. Alle solche alte Arme beschenkte er reichlich. An seinem Geburtstage hörte er in der Versammlung der Akademie der Wissenschaften eine Lobrede auf den berühmten Arzt de la Metrie vorlesen. Dieser Mann hatte verschiedene unerwiesene und gegen das System der damaligen Zeit kühne Behauptungen über das Wesen unsrer Seele gemacht, und war von der ganzen Leidner Geistlichkeit, ohne Unterschied des Glaubensbekenntnisses, heftig ver-

folgt

folgt worden. Unser Weltweise von Sanssouci gab ihm in Berlin Freistatt und Gnadengehalt.

Unter den Staatsangelegenheiten, welche in diesem Jahr **Friedrichs** Herrschergeist abzuwiegen hatte, war die noch nicht aufgegebene Unterhandlung der römischen Königswahl. Meine Leser wissen schon, was unser Monarch darüber dachte. Sie war seinem Interesse weder gemäß, noch der deutschen Reichsverfassung vortheilhaft; aber Oesterreich hatte allerdings Ursach genug, alles anzuspornen, um diesen seinem hohen Erzhause so äußerst wichtigen Entwurf durchzusetzen. Es schien, als wenn es gelingen könne, und als wenn wirklich die meisten kurfürstlichen Stimmen dafür seyn würden. Allein Politik und Behauptung alter Vorrechte machten, daß auch in diesem Jahr dieß Wahlgeschäfte abermals nicht beendiget werden konnte. Dieß war aber nicht **Friedrichs** einzige Sorge, sondern der grosse König hatte derselben mehrere. Mit Großbrittanien setzte es schon wieder Streitigkeiten, denn noch konnte man die Vergütung der oben schon erwähnten Schiffe nicht erhalten. Es dehnte sich auch die Verhandlung darüber, bis ins folgende Jahr fort.

In seinen Staaten sah der Monarch hauptsächlich auf den Anbau der bisher ungenuzten Gegenden und auf die Bevölkerung seiner Länder. In Pommern stan-

den nun seit 1746. schon neun und funfzig Dörfer, in welchen achthundert und sechs und siebenzig Familien wohnten. Ueberhaupt hatte Pommern eine Vermehrung von fünftausend siebenhundert und achtzig Menschen. Eben so hatten auch seine übrige Staaten an Volksmenge zugenommen. Er besuchte seine Pommerischen Kolonien dieß Jahr selbst, und ließ ihnen ihren Anbau erb- und eigenthümlich zuschreiben. Es lag ihm sehr viel daran, seine Handlung immer blühender zu machen. Deswegen ließ er an der Wiederherstellung des Swinemünder Havens unermüdet und mit Aufwande beträchtlicher Summen fortarbeiten. Jezt entstand um den Haven her durch neue Anbauer eine kleine Stadt, die Friedrich privilegirte. (Dieß Städtchen hat iezt über zweitausend Einwohner.) Die königlichen Baue in Berlin und Potsdam gingen fort. Die Stadt Bernau und das abgebrannte Templin erhielten grosse Summen zu ihrer Wiederherstellung. In Schlesien ward der Betrag der Schulden, die die Städte und Gemeinen hatten, untersucht, und befohlen, die Gläubiger nach der Zeit, wie sie es auf einander vorgeschossen hatten, zu bezahlen. Die Embdische Handlungsgesellschaft, deren erstes Schiff nun wirklich nach China auslief, erhielt neue Unterstüzung. Pferdezucht, Seidenbau, Ziz- und Kattunfabriken, Woll- und Garnspinnerei ward der Ge-

gen-

genstand der Wachsamkeit unsers unermüdeten Landesvaters. Sogar erging aus seiner Hand eine Anweisung ans Landvolk, wie sie die Heuschrecken auf eine bequeme Art vertilgen konnten.

Die Verwaltung der Justiz ging nun ganz nach seinen Wünschen ihren vesten und dabei schnellen Gang. Es würde zu weitläuftig seyn, auch aus diesem Jahr die mannigfaltigen Verordnungen anzuführen, wodurch der weise Gesetzgeber die Rechtspflege, die Kameralverwaltung und alles Wohl seiner Länder immer vester gründete, Unordnungen und Mißbräuche ausrottete oder erschwerte, und eben so weise auch den Nachdruck seiner Gesetze und die Mauer des Vaterlandes, den Soldatenstand, immer sorgfältiger ordnete.

Unter so vielen Arbeiten dachte wohl kein Mensch daran, daß unser **Friedrich** noch Zeit übrig hätte, welche er auf eine Nebenbeschäftigung von der ernsthaftesten und wichtigsten Art verwenden konnte. Jezt erschienen seine **Denkwürdigkeiten zur Erläuterung der Brandenburgischen Geschichte.** Ein klassisch Werk, voll Wahrheit, lebendiger Darstellung der handelnden Personen, ächten Blick in die Ursachen und Verwickelungen der Begebenheiten, und in einem Styl, den wenig Geschichtschreiber erreichen. Dieß noch mit solchen Urtheilen und Aufschlüssen durchwebt, die nur Sa-

chen eines Mannes, wie unser Friedrich der Einzige war, sind und seyn können. Dieß in seiner Art einzige Werk war die Anwendung seiner Erholungsstunden. Also keine derselben war vor seine Mitmenschen verloren. Er eignete diese französisch geschriebene, aber wieder ins Deutsche übersetzte Geschichte dem Prinzen von Preussen in einem Briefe voll ächter königlichen Gedanken, zu. Im Herbst dieses Jahres ward sein Freund, der Präsident der Akademie der Wissenschaften, Herr von Maupertuis, krank. Vielleicht denkt mancher Leser, wie kommt das in Friedrichs Leben? — Friedrich ging ja selbst zu diesem ihm so lieben Kranken, besuchte, tröstete, und empfahl ihm angelegentlich, vor die Wiederherstellung seiner Gesundheit zu sorgen.

Der Herr von Voltäre bewies schon iezt, weß Geistes Kind er sei. Er machte Händel und zog sich des Königs Ungnade in so hohem Grade zu, als er vorher seine Gnade genossen hatte. Der König nahm ihm den Kammerherrnschlüssel, und befahl ihm, den Hof zu meiden. Stoßt euch also, Leser, nicht daran, wenn unser grosser Friedrich auch einen Voltäre geschäzt hat. Ich wiederhole es nochmals; der Mann in Friedrichs Geist verwirft das Schlechte bei ieder Person; aber Toleranz und Verdienst läßt er Gerechtigkeit wiederfahren. Gott bewahre mich und ieden vor Voltärs Religionssinn, aber

wenn

wenn man Geist, Scharfsinn, Witz und Freimüthigkeit doch auch nicht verschmähen darf, so verdient Voltäre, der Duldung predigte, die Bosheit der Rabbulisten stürzte, Schwärmerei verspottete, und selber Fürsten laut erinnerte, daß sie auch nur Menschen wären, als Dichter, als Raisonneur, und auch wenn er wollte, als Philosoph, die Achtung eines Monarchen, der alles immer von der rechten Seite beurtheilte.

Der weise Friedrich muste auch zusehen, wie fürchterlich Religionshaß in seiner Nachbarschaft, in diesem und jenem Lande der Christenheit wütete. Nach Kärnten, Oberösterreich und Steiermark gingen vom Hofe aus schreckliche Befehle zur Ausrottung des lutherischen Glaubens und der lutherischen Bücher. Aus allen österreichischen Erbländern sollten die Protestanten nach Ungarn und Siebenbürgen wandern. Es erinnere sich mein Leser an das Jahr 1750. so wird er leicht errathen können, warum man diese zerstreute Heerde dorthin sammlen wollte; gewiß nicht, um sie zu begünstigen, denn Friedrichs und des ganzen evangelischen Reichskörpers Verwenden half doch nichts; ja alle protestantischen Mächte Europens, die sich mit unserm Friedrich dazu vereinigten, konnten den Druck dieser armen Bedrängten nicht lindern.

Friedrich sahe auch in diesem Jahr etliche seiner besten Generale und Minister hinsterben. Unter diesen war der älteste Soldat in der Armee, der alte Generalfeldmarschall von Jecz, den Friedrich ebenfalls in seiner Krankheit etlichemal besucht hatte. Nach ihm bedauerte der König den Tod des Generalmajors von Derschau, einer seiner Lieblinge. Auch verlor Friedrich seinen geliebten Generalmajor von Stille. Man liest in den Schriften des Weltweisen von Sanssouci eine eigne Lobrede auf diesen Mann, den der Monarch so sehr achtete; und Stille war auch ein General von ausnehmendem Verdienste. Er sprach vollkommen engländisch, französisch und italiänisch, war ein guter Dichter und eben so tapferer Soldat.

Dagegen bewies unser grosser König seinem nachmaligen ganz vertrauten General Fouquet iezt schon seine Zufriedenheit mit seinen in Schlesien gemachten Anstalten bei der Glazer Vestung. General Fouquet bekam einen prächtigen Tischaufsaz von Porzellain, das Jahr darauf sechstausend Thaler u. s. w.

§. 10.

Das Jahr 1753.

Nachdem der Winter von unserm Einzigen gewiß nicht geschäftlos hingebracht worden, so war seine erste Reise schon im Mai nach Schlesien. Hier musterte er verschiedene seiner zusammengezogenen Regimenter, und ging nach einem vierzehntägigen Aufenthalt über Glogau und Frankfurt nach Berlin zurück. Im Junio gings nach Pommern, und im September formirte er bei Spandau das grosse Lustlager, aus welchem verschiedene Kriegsübungen der Römer und Karthaginenser angestellt wurden. Alle Tage (es stund zwölf Tage) waren neue Arten der Angriffe, der Retiraden und der Schlachten. Viele hohe Anwesende machten diese Tage überaus glänzend. Friedrich ließ täglich vor dreihundert Personen zurichten. Von der ganzen preußischen Armee waren alle Generals und Stabsoffiziere versammlet.

In seinen Staatsangelegenheiten wurden die Irrungen mit Großbrittanien immer ernsthafter. Ein Geist von Friedrichs alles durchdringender Kraft konte sehr wohl merken, daß hier und da geheime Anschläge wider ihn angezettelt würden, und daß wenig Mächte seine guten Freunde wären. Die Sache, die unser Monarch

narch mit England hatte, habe ich schon berichtet; aber wie ermüdend müste es seyn, wenn ich die von beiden Seiten darüber gewechselten Schriften auch nur in einem Auszuge nachschriebe. (In einem grossen Werk füllen sie 113 Seiten.) Beide hohe Streitende kamen auch durch diesen Federkrieg keinesweges aus einander. Jede dachte und vertheidigte sich seine Rechte; aber ein paar Jahr später werden wir sehen, daß Zeit und Umstände die Gemüther lenken und nachgebender machen. Auch unsre Nachfolge in Ostfriesland ward noch angefochten. **Friedrich** wollte die Entscheidung durchaus durch den Reichskonvent zu Regensburg ausgemacht wissen, allein er wurde durch einen richterlichen Spruch an den Reichshofrath verwiesen, der aber am Ende auch nichts entschied. So gings in seinem Prozesse unserm **Friedrich.** Lieben Leser! was fällt euch dabei ein? Richtig war es, daß unser Einziger nirgends durchdrang, und die Gesinnungen, besonders des Petersburgischen Hofes, wurden immer deutlicher.

Es trug sich in diesem Jahre eine seltene Begebenheit zu. In den Berliner Zeitungen war ein Schreiben eingerückt, welches aus Moskau gekommen seyn sollte, darinnen stand, daß rußische Regimenter an die liefländischen und kurländischen Gränzen marschirten, und daselbst ein Lager von sechzigtausend Mann formiren sollten;

ten; die rußische Flotte sollte sich ins baltische Meer ziehen; daß sich die Herren Türken zusammenzögen, und die Tatarn aus den ukränischen Steppen hervorbrächen. Sogleich ward dieß in rußischen öffentlichen Blättern auch beantwortet. So aufmerksam war man in Rußland auf alles, was in den preußischen Staaten vorging, widerlegte alle erste Aeußerungen sehr weitläuftig, und ließ sich sogar über das damalige Verhältniß Rußlands mit andern asiatischen Mächten aus. Was eigentlich diese Erscheinungen vor Ursache hatten, ist nicht bekannt worden. Indeß erregten sie doch Gerede, allerlei Urtheile, und vielleicht in manchen Gemüthern solche Eindrücke, die zur Erhaltung des edlen Friedens nicht die beförderlichsten waren.

Friedrich verkaufte die in Brabant liegende und aus der Oranischen Erbschaft an Preussen gekommene Herrschaft Tournhout nun wirklich an die Kaiserin Königin. Eben so überließ er seine in Holland durch diese Erbschaft erhaltene Güter an den Prinz von Oranien. Sehr gern hätte er den Lippefluß schiffbar gemacht, trat auch deswegen mit dem Kurfürsten von Köln, als Bischof von Münster, in Unterhandlung. Mit Spanien und Frankreich wünschte er eine Handlungsverbindung, aber sie kam nicht zu stande. In Embden blühte abermals eine neue Gesellschaft auf. Aufgemuntert durch

den

den schnellen Fortgang, den die erste nach China hatte, traten mehrere Handlungshäuser wieder zusammen, und errichteten mit besonderer Genehmigung und besonderm Einfluß Friedrichs eine neue Handlungsgesellschaft, die nach Bengalen und den benachbarten Küsten handeln sollte. Das sahen denn nicht nur alle Seemächte gewiß sehr ungern, sondern die Herren Nachbarn Holländer bezeugten, daß ihr bisher behaupteter Alleinhandel ihnen gar sehr am Herzen liege, und daß ihre ganze Eifersucht durch solche preußische Anstalten erregt würde. Indem unser Einziger so ganz mit wahrer kaufmännischer Ueberlegung den in- und ausländischen Handel seiner Staaten recht blühend machen wollte, so ließ er auch in der Absicht einen neuen Oderkanal anlegen. Er nahm allerlei Vorstellungen und Vorschläge, die ihm besonders die Berliner Kaufmannschaft wegen der Frankfurter Messe machte, sehr gnädig an, und that sehr viel, was die Seele des Staats, ein lebhaft Gewerbe in demselben, aufmuntern konnte. Eine Parchenmanufaktur, eine Seidenspinnerei, eine Färberei von ächt roth türkischem Garne, eine Elfenbeinmanufaktur u. s. w. nichts war seiner väterlichen Vorsorge zu geringe. Er wuste zu gut, daß alles dieses auf eine nähere oder entferntere Weise seinen Unterthanen nüzlich sei. Die Baue in Berlin und Potsdam beschäftigten täglich etliche tausend Hände.

Er wollte gern Gelehrsamkeit seinen Unterthanen achtungswerth machen, darum bewies er gegen rechte Gelehrte Hochachtung, und suchte seine hohen Schulen gut zu besetzen. Hatte er auch in diesem Stücke gegen eine Nation mehr Vorliebe, als man vielleicht wünschte, so lag dieses in seiner ganzen Erziehung und an der sichtbaren Pedanterei, von welcher sich viele deutsche Gelehrte damals noch nicht losmachen konnten, so daß ihm französischer Witz, und das Biegsame ihres National-Charakters, auch bei den ernsthaftesten Dingen, allerdings besser gefiel, als steifer deutscher Schulton.

Seiner Anordnungen waren in jeder Provinz sehr viele, und bei aller ihrer weiten Mannigfaltigkeit wüßte doch auch ich nicht eine, in der man nicht den sorgsamen Vater, den weisen Regenten, und den alles umfassenden Geist sehen sollte. So bekam die Herrschaft Lingen eine eigene Holzanweisung, Elrich eine Bauordnung, Pommern eine Handelsordnung, Kleve, Mark, Ravensberg eine Gesindeordnung, und Schlesien ein sehr weises Gesetz wegen der Vermächtnisse an Kirchen, Klöster und Stifter.

Seine Armee war iezt 146257 Mann stark, nemlich 79396 Mann zu Fuß, 11938 Dragoner, 10341 Kürassier, 10116 Husaren, und bei den allen 4423 Offiziere.

Der

Der österreichische und sächsische Gesandte setzten am Petersburgischen Hofe ihre Bemühungen wider unsern **Friedrich** eifrig fort. Bald gaben sie vor, daß Preussen, Frankreich und Schweden gefährliche Absichten hätten, wenn der pohlnische Thron erlediget würde. Preussen würde dann seine alte Aussichten auf pohlnisch Preussen und die Mündung der Weichsel durchsetzen; deswegen machte **Friedrich** seine Armee so furchtbar. Bald suchten sie andern Vorwand, um den Petersburger Hof ganz wider unsern Monarch einzunehmen. Dieß alles wuste **Friedrich** der Gerechte, der Friedliebende! Da dichtete er seine Ode an die Verläumdung, und schrieb:

„Mit der Larve der Politik bedeckst du die schaam„rothen Züge deines Antlitzes. Die Verwegen„heit deiner unbilligen Zunge verwickelt die Köni„ge in Rechtsstreitigkeiten. Der strafbare Haß „hat ein gräßliches Gebrülle gegen mich an allen „Höfen ertönen lassen. Nunmehr beherrschest du „ganz die Minister, und verwandelst, welch ent„setzlicher Entwurf! ihre schönsten Tage in fin„stre Nächte.„

So sang **Friedrich**, da er schon vom Weiten das Wetter konnte sehen, welches noch ein paar Jahr verzögert stand, dann aber fürchterlich ausbrach.

Zwei

Zwei seiner ersten Staatsminister wurden dieß Jahr ihm aus seinen Reihen entrissen. Dieß waren der Staatsminister von Arnim, ein außerordentlich arbeitsamer nnd uneigennützigen Mann, ganz nach dem Sinn des Herrn, dem er diente. Dann der um Schlesien so sehr verdiente Graf von Münchow, geheimer Staats- und in Schlesien dirigirender Minister. Er brauchte den Letzten nach der Einnahme Schlesiens zu allen Einrichtungen dieses ihm so theuren Landes, und bewies bei allen Gelegenheiten, daß er die grossen Verdienste unsers schlesischen Ministers ganz erkannte. Sein ganz nach seinem Geschmack gebildeter Baumeister, der Baron von Knobelsdorf, starb auch am ersten November noch. Er war auf Kosten des Königs, da er noch Kronprinz war, gereist, hatte sich in Italien auf Mahlerei und Baukunst ganz vorzüglich gelegt, gab hernach unserm Friedrich sein Sanssouci an, baute noch viele königliche Gebäude, und war in Gartenanlage eben so geschmackvoll, als er im holländischen Styl seine Häuserfronte verzierte. Auf diesen Mann hat der König auch eine Lobschrift gemacht. Beweis genug, daß er in seinem Fache groß seyn muste.

§. 11.

Das Jahr 1754.

Dieß Jahr scheint in Friedrichs Regierung fast das unbedeutendste zu sein. In Staatsangelegenheiten ging dem Anscheine nach wenig Großes vor. Desto heimlicher arbeitete halb Europa um ihn her an der Mine, die man gegen ihn springen lassen wollte. Die Verordnungen und Einrichtungen, dadurch er seine Staaten immer glücklicher machen wollte, beschäftigten den unermüdeten Königseifer unsers weisesten Herrschers. Das Merkwürdigste von allen wird folgendes seyn.

Nachdem er, wie gewöhnlich, die Winterlustbarkeiten mit seiner hohen Gegenwart beeyrt hatte, so ging er in sein herrliches Schloß Ohnesorge (Sanssouci) nach Potsdam zurück. Hier führte er fast das Leben eines Privatmannes, vertheilte seine Zeit mit Kabinetsarbeiten, Musterung seiner Soldaten, und Lesen wichtiger, besonders französischer Schriften. Im Frühjahr und drauf folgenden Monaten hielt er seine Revüe bei der Residenz, in Pommern und bei Magdeburg. Aus der letzten Provinz reiste er über Halle nach Bareuth, und brachte am dasigen mit ihm so nahe verwandten Hofe einige Tage vergnügt zn. Im September kam er nach

Schle-

Schlesien, und besah seine Truppen, seine Vestungen, und den Erfolg seiner gegebenen Befehle.

Indeß bewegte Oesterreich umsonst seine römische Königswahl, und so bestimmt auch der Monarch schon seinen Sinn darüber erklärt hatte, so viel Mühe gab man sich doch, diesen seinen königlichen Entschluß wankend zu machen. Aber der Weise ändert seine Grundsätze nur dann, wenn er sich irret, oder ihnen noch mehrere Vollkommenheit und Richtigkeit geben kan. Mit den Holländern kam unser **Friedrich** bald wieder in Streit. Es waren in der königlichen Erbschaft unserm Monarchen achtzig tausend Gulden jährliche Einkünfte auf die Zölle des Flußes Maas angewiesen worden, und er konnte weder das Jeztlaufende, noch die Rückstände erhalten. Er legte also in seiner Provinz an der Maas selbst einen Zoll an, und ließ alle Holländer Zollgeld bezahlen. Die Holländer liessen auch in Deutschland für ihre ost- und westindischen Besitzungen Kolonisten anwerben, (armes Vaterland, du hast deine Söhne und Töchter dir immer ablocken lassen, und hättest wohl für alle Brodt!). Durch Versprechungen und Beredungen, daß ausser Europa ein Paradies sei, zogen sie manchen einfältigen, armen, und auch manchen liederlichen Dentschen an sich. Darunter gabs denn auch mit unter preußische Unterthanen. **Friedrich** hatte auch den geringsten seiner

Unterthanen viel zu lieb, als daß er ihn sollte dieser Art Seelenkäufer so willig überlassen haben; denn gleich nach dem ersten Transport dieser Unglücklichen erfuhr jeder bald, daß Tausende ein elend Schicksal und nur wenige ihre Absicht erreicht hätten. Diese Nachricht hemmte den Auswandrungsgeist der Deutschen doch nicht. Aber **Friedrich** thats: er verbot solchen Kuppeln betrogener, erkaufter und verrathener Deutschen den Durchzug durch seine Lande.

Zwischen Frankreich und England entstanden Gränzstreitigkeiten über einige Gegenden im mitternächtlichen Amerika. Unser Monarch suchte die entzweiten Häupter zu versöhnen; es gelang ihm aber nicht. Die Zeitfolge lehrte, daß die Fehde schon zu verwickelt war, als daß sie durch Verhandlung ohne Schwerdtstreich hätte beigelegt werden können.

Der ädle Monarch unsers Vaterlandes schrieb auch in diesem Jahr an den Kurfürsten von der Pfalz, und bat für die Protestanten, die in Elberfeld so gedrückt wurden. Hier fand man es billiger, als vorher in Wien, und **Friedrich** hatte die Seelenwonne, zu sehen, daß man auf sein Fürwort den Druck dieser guten Leute aufhob. Eben so nachdrücklich nahm sich **Friedrich** des Religionswesens in Hessen an. Im Jahre 1749. war der Erbprinz Heinrich katholisch worden. Eine Dame,

die

die ihm den Weg zu ihrem Schlafzimmer nur auf diese Bedingung wollte nehmen lassen, bewegte ihn darzu. Er war dann auf Reisen gegangen, und hatte sich von seiner Religionsveränderung nichts merken lassen, und nur in der Stille sein Glaubensbekenntniß dem Kurfürsten von Köln abgelegt. Dieß wurde erst in diesem Jahr bekannt. Sein Vater nöthigte ihn, eine Versichrungsakte auszustellen, daß er während seiner Regierung keine Aenderung im Religionswesen in den Kasselschen Landen machen wollte. Diese Urkunde versicherte unser Monarch, und bewog die protestantischen Mächte ebenfalls dazu, hielt ihn aber auch von einem abermaligen Umtritte, den er im Sinn hatte, zurück. Diese Thätigkeit brachte die Gegenpartei aus der römischen Kirche noch mehr auf. Man sah unsern **Friedrich** ganz recht als den wirksamsten Vertheidiger der protestantischen Freiheit an, und es wurden der Religionsneckereien im deutschen Reich so viele, daß der weise **Friedrich** nur mit Mitleiden beklagen muste, daß das, was den Menschen so ehrwürdig sein sollte, zur Erhitzung unduldsamer Leidenschaften mißbraucht würde.

In seinen eignen Provinzen blieb **Friedrich** immer **Vater**! denn alles, was zum Besten derselben nur auszudenken war, das unternahm er, beförderte alles Gute, und räumte mit Riesenkraft alle muthwillige

Hindernisse weg. In Berlin baute er eine Seidenfabrik und verschenkte dieß prächtige Haus an einen Kaufmann. Man legte in der Residenz eine Zuckersiederei an. Sie ist es, die mit ihrer Schwester, unsrer Breslauer, dem Lande unglaubliche Vortheile verschaft hat, und deren Geschäfte sehr ansehnlich waren und noch sind. Alle Papiermüller musten sich befleißigen, das feinste holländische Papier nachzumachen. Der Papiermüller des Hallischen Waisenhauses reisete nach Holland, stahl die dortigen Handgriffe, und in kurzem machte man in den preußischen Provinzen so fein Papier, als in Holland. Um Berlin und Potsdam und in vielen Gegenden der Mark Brandenburg entstunden mehrere Kolonistendörfer. In Embden durften die Glaubensgenossen des lutherischen Lehrbegrifs eine eigene Kirche bauen, und weil der Bau des katholischen Gotteshauses in Berlin so langsam ging, so verstattete der Monarch dazu eine Lotterie von fünfmal hundert tausend Thalern. Die Unterthanen beschwerten sich, daß die Salpetersieder ihre Gärten und Hofwände so sehr zerschabten, um die Salpetererde zu gewinnen. Diese Beschwerde kam vor den König, und er ließ gleich mit vielen Kosten Versuche machen, auf einem andern Orte Salpeter zu erhalten. In Schlesien ward Rudolsdorf bei Kupferberg zu einer freien Bergstadt erklärt. Die meisten Feiertage wurden abgeschaft,

denn

denn sie begünstigten nur den Müßiggang, dieses dem Staat so verderbliche Uebel.

Ich habe sechzehn Verordnungen auf dieses Jahr mit königlicher Unterschrift überlesen, und sie sind alle warlich lauter Zeugen, daß Friedrich mit Recht vor sein Zeitalter den Namen des Einzigen verdient.

Aus dem Gefolge seiner Freunde riß ihm der Tod unter andern den grossen Liebling seines Höchstsel. Herrn Vaters, den Generallieutenant von Hacke, den frommen und tapfern Obristen von Bardeleben, den General von Schwerin und Jerze, und den wegen seines Diensteifers und seiner Redlichkeit von seinem König hochgeachteten Magdeburgischen Kammerpräsident und geheimen Rath von Platen.

§. 12.

Das Jahr 1755.

Mit Anfang des Frühjahrs verließ der Monarch sein Potsdam, trat vielleicht mit schweren Sorgen, die die mannigfaltigen Nachrichten, die er den Winter über von aussen her eingezogen hatte, in seine Seele drückten, seine Reise nach Pommern an, und hielt sich kurze Zeit in Schwedt auf, wo die Verlobung des Prinzen Ferdinand mit der Prinzeßin von Schwedt geschahe.

Im Junius gings abermal zur Armee ins Magdeburgische. Von da nach Westphalen, und nachmals, wie vor drei Jahren, nach Holland. In Amsterdam hatte er einen ganz seinem philosophischen Geist angemessenen Auftritt mit der Frau des Kaufmann Bramkamp, dessen herrliche Gemählde-sammlung er besehen wollte. Er kam in das Haus dieses Holländers, da er eben abwesend war. Seine an holländische Steifheit gewöhnte Frau kannte den Mann nicht, und wollte ihn nicht eher in ihr Zimmer führen, bis er seine Schuhe vor der Thüre ausgezogen hätte. Bramkamp kam, bat für seine Frau um Gnade, und hieß ihr, dem Könige demüthig Abbitte zu thun. Die Frau hatte darzu keinen Sinn, sondern sagte: „Was? bei meiner Treu, ich kan nicht helfen, „es müssen Könige und Königinnen daran. Ziehe ich „doch selbst die Schuhe ab, ohngeachtet das Zimmer mein „Eigenthum ist.„ — „Vollkommen recht!„ antwortete Friedrich, wendete sich zum Kaufmann, und sagte: „Sehen Sie da, mein Herr! ich wuste es wohl, daß „nur die Unerkanntheit und Folgsamkeit dem Könige in „Preussen eine Demüthigung ersparen würde.„ Eine wahre Kleinigkeit, liebe Leser! macht sie euch aber euren König nicht sehr groß? —

Nach seiner Zurückkunft unternahm er mit seinen in verschiedenen Provinzen zusammengezogenen Korps

die

die jährlichen Kriegsübungen, und zu Ende des Septembers ging er mit dem ganzen Hofe nach Charlottenburg. Auf diesem Lustschloß der Königin geschah nun die feierliche Vermählung des Prinzen Ferdinand vom Hause, mit der Durchl. Prinzeßin Anna Elisabeth Louise von Schwedt. Ueberall glänzte die königliche Pracht, vereint mit dem grossen Geschmack des erhabenen Kenners alles Schönen. Nach den festlichen Tagen eilte er nach seinem Potsdam, und kam erst im Dezember zu den Winterlustbarkeiten der grössern, ihm aber zu lärmenden Residenz.

Dieß ganze Jahr war in Deutschland ein Jahr banger Erwartung; denn es war nicht mehr so verborgen, daß die Staatsangelegenheiten in Europa so standen, wie sie immer stehen, wenn ein schrecklicher Krieg seinem Ausbruche nahe ist.

Der uns allen bekannte sächsische Minister Graf von Brühl, fuhr unermüdet fort, unsern Monarch am Petersburger Hofe so verdächtig als möglich zu machen. In einer Reihe von Briefen erschöpfte er fast alle Künste, um Rußland gegen Preussen aufzubringen. Er sprach von Handelsvorkehrungen und Kriegszurüstungen zum Nachtheil Pohlens und des ganzen Nordens. Er wollte wissen, daß Preussen und Frankreich einmüthig dahin arbeiteten, Rußland in einen Krieg mit den Türken zu

verwickeln, und vergrösserte die Verstärkung der preussischen Armee bis zur Unwahrheit. Frankreich wollte seine Sache mit England in Deutschland ausmachen, und suchte gegenwärtig eine genaue Verbindung mit dem preußischen Regenten.

Friedrich durchsah aus seinem Kabinet alle Folgen dieses Krieges in Deutschland, wuste ganz wohl, was um ihn vorging, und wenn ich euch, lieben Leser! die Veranlassung des siebenjährigen Krieges erzählen werde, so wirds euch gar nicht wundern, daß unser weisester Herr alles zu vermeiden suchte, wodurch er auf eine oder die andre Art in diesen Krieg der Franzosen und Engländer eingeflochten würde. Doch konnte er die geheimen Beschlüsse seiner Feinde wider ihn nur aufhalten, nicht ganz hintertreiben.

Die Zeit eilet immer näher, in welcher die grösten Plane wider Friedrich und seiner Staaten Ruhe und Sicherheit ausgeführet werden sollten. Schon sollten rußische Truppen als Hülfsvölker der Engländer gegen Frankreich in Deutschland einrücken. Das konnte der von allem wohl unterrichtete Held Friedrich nicht zugeben; denn das rußische Schwerdt, welches dem Scheine nach gegen Frankreich gezogen werden sollte, dürfte dann nur gegen ihn gekehret werden. Er erklärte also mit der ihm eigenen Ernsthaftigkeit, daß er nie rußische

Trup-

Truppen im Herzen des deutschen Reichs leiden würde. England hörte es und schwieg. Frankreich that gleichgültig, denn schon hinkte sein Ministerium auf österreichische Seite. In Petersburg machte man's zu einer ordentlichen Staatsregel, den Anwachs des Hauses Brandenburg durchaus zu verhindern, und beschloß, den König bei der ersten besten Gelegenheit anzugreifen. Dazu legte man uns hübsch nahe, in Riga, Mietau, Libau ꝛc. so nur gleich für hundert tausend Mann Magazine an. Graf Brühl in Dresden, der Mann, der Sachsen so unendlich viel geschadet hat, jauchzte über diesen Entschluß des nordischen Hofes, schlich, weil er sich doch vor Friedrichs Adlerblick fürchtete, und ermahnte immer zur Behutsamkeit.

Ich breche hier ab, und spare mir die getreue Schilderung alles dessen, was Sachsen, Oesterreich und Rusland that, um unsern Monarch herabzusetzen, bis aufs Jahr 1756. auf. Denn da waren die Pfeile fertig und die Bogen gespannt; aber Friedrich warf die ersten zurück, und zertrat die leztern.

Auch mit dem Hofe von Mecklenburg-Schwerin entstunden wegen der Werbung Verdrießlichkeiten, welche jedoch im folgenden Jahre gütlich beigelegt werden konnten. Um eben dieser Ursache willen entzweite sich auch die freie Reichsstadt Ulm mit unserm Könige. Sachsen

schränkte

schränkte die Stapelgerechtigkeit der Stadt Magdeburg sehr ein, und ließ seine Meßwaaren durchs Braunschweigische nach Leipzig gehen, folglich auf einem Wege, der durch keine preußischen Lande ging. Doch kamen diese Höfe nur dießmal noch in einem Handelsvertrage gut genug überein. Dieß Jahr erlitt Lissabon sein fürchterlich Erdbeben. Es ist euch zu bekannt, als daß ich es hier beschreiben dürfte. **Friedrich** schrieb an den portugiesischen König, und bezeigte ihm sein aufrichtig Mitleid mit dem Unglück, welches seine Residenz getroffen hätte. Auf allen Seiten herum muste **Friedrich** bald widrigen Gerichten widersprechen, bald Eingriffen in seine Gerechtsame sich widersetzen, bald dem und jenem wohl unter die Augen sehen, ob er nicht einer seiner Verräther sein könnte. So war seine Lage in diesem bedenklichen Jahre.

Alle diese grosse Zerstreuungen hielten ihn doch nicht ab, in seinen Landen Einrichtungen und Verbesserungen von wichtigem Nutzen zu treffen. Er ließ sämmtliche Landeskollegien durch den neuen Großkanzler Jariges visitiren, und die Rechtspflege blieb unserm weisen Monarchen immer ein Hauptgegenstand seiner Bemühungen. Wie unendlich schwer es sei, alten Uebeln und Mißbräuchen dabei abzuhelfen, einfache, bestimmte und klare Gesetze zu geben, und ihre Anwendung zugleich ganz pflicht-

mäßig

mäßig zu machen: das hat Friedrich, der unendlich weisere Gesetzgeber, als der hochgepriesene Lykurg der Alten, durch seine ganze lange Regierung erfahren. Er ließ in diesem Jahre verschiedene Verordnungen bekannt machen, welche sowohl die allgemeine Rechtsverhandlung, als auch die peinliche Gerichtsbarkeit, noch gerechter, menschlicher und vollkommner machen sollten.

Seine Armee, das Postwesen, die Kameralverwaltung, nichts vergaß der große Mann bei allen seinen bedenklichen Staatsverhältnissen. Stettin bekam ein eignes Handlungskollegium. Berlin und Potsdam ward verschönert und erweitert. Thee und ostindischer Porzellain muste lediglich durch die Embdische Handlungsgesellschaft eingeführet werden, und durch alle Provinzen herrschte eine ganz eigne Thätigkeit, Kolonisten anzusetzen. Doch muß ich hierbei anmerken, daß Schlesien in diesen Jahren, als eine neu erworbene Provinz, merklich zurückblieb. Ich weiß nicht, welche Umstände hinderlich vor unser Vaterland wurden, aber wahrscheinlich brachte es die Zeitverfassung so mit sich. Die Folge meiner Beschreibung wird euch, liebe Leser, zeigen, daß Schlesien erst nach dem siebenjährigen Kriege das wurde, was es iezt ist.

Friedrichs Denkart in der Religion blieb die ädle, menschenfreundliche und einem Christen allein anständige. Er dachte mehr als tolerant. So allgemein man dieß Wort in unserm Zeitalter hernennen hört, so schließt es doch den Begriff des Duldens, folglich des Fehlens oder des Schlechterseins der einen Partei in sich, wobei sichs die andre, die im Lande nicht herrschend ist, zur hohen Gnade anrechnen muß, daß sie von jener nicht verjagt, todtgeschlagen und verdammt wird. Der weise Friedrich war nicht blos duldend, sondern wollte, daß zwischen allen drei christlichen Religionsparteien brüderliche Gleichheit sein sollte. Es war nun in diesem Jahr in der Residenz die katholische Kirche fertig worden — nicht in der Form eines Bürgerhauses, dem man von aussen nicht absehen konnte, daß es ein gottesdienstliches Gebäude sei, sondern nebst allen kirchlichen Verzierungen noch äusserlich mit der Bildsäule der heiligen Hedewig, unsrer heiligen Frauen Landesmännin, bezeichnet. Friedrich befahl eine öffentlich feierliche Einweihung dieses Tempels, und selbst der Fürst der katholischen Kirche in Rom ließ unserm Könige in einer Rede, die er an sein Konsistorium hielt, Gerechtigkeit wiederfahren. Auch in Halle ließ er auf dem Schloß vor die Katholischen eine Kirche zurecht machen. Alles dieses that Friedrich, mit hohem Bewustsein seiner gu-

ten Absichten, und der Dank war — daß Uebelgesinnte ausbreiteten, der Markgraf von Brandenburg Bareuth und seine Gemahlin hätten heimlich in Frankreich die römische Religion angenommen. Dieser absichtlich feindseligen Sage ließ Friedrich auf dem Reichstage zu Regensburg öffentlich widersprechen.

Von den grossen vorzüglichen Männern, die der einzige Friedrich zu Ausführung seiner wohlthätigen Plane brauchen konnte, verlohr er, nebst noch andern, den General von Lingee, ein Mann, den die drei Könige von Preussen, denen er gedient hatte, ihrer vorzüglichen Gnade gewürdiget hatten; den General von Nassau, ein Feldherr von entschiedenem Verdienst; den gelehrten Obristen von Bredow, und den von ihm auch sehr hochgeschäzten Husaren-Obristen von Vippach.

Ausser diesen Helden starb ihm noch sein um die ganzen preußischen Staaten ausserordentlich verdienter Großkanzler, Freiherr von Cocceji. Es konnte bei dem grossen so verwickelten Unternehmen, die Justizverfassung zu verbessern, nicht anders kommen, als daß der grosse Mann Feinde und Neider in grosser Zahl um sich hatte. Welcher grosse Geist, vom Könige bis zu dem Privatmanne, wird nicht von kleinern Seelen angefeindet und verfolget? ja, die Partei, welche ihn stürzen

zen will, ist schnell beisammen. Der fürtrefliche Großkanzler muste oft mit Gewalt durchdringen. Das nennten die Männer, welche lieber den alten Schlendrian beibehalten hätten — leidenschaftlich, Gewaltthätigkeiten und hartes Verfahren. Er starb vielleicht mit mancherlei Gram und Aergerniß. Aber **Friedrich** ehrte sein Andenken. Er schrieb an die Witwe des über seine Feinde Erhabenen in den stärksten Ausdrücken: wie sehr er die Treue ihres Gemahls bedaure; versicherte sie seiner vorzüglichen königlichen Gnade, und befahl, ein wohlgetroffen Bild des wichtigen Mannes einzusenden, weil er ihm zu Ehren in Berlin im Hofe des sogenannten Kollegienhauses eine marmorne Statüe mit seinem Bilde aufstellen lassen wolle.

Zusätze

zum ersten Theil des Lebens und Ende

Friedrichs des Einzigen

Wenn man mit dem Leben eines Mannes, wie Friedrich war, das Publikum unterhält, und dabei so gern die Absicht behalten wollte, wo möglich, nichts Wichtiges in seiner Geschichte zu übersehen: so kanns gar nicht anders sein, als daß man am Ende der Arbeit hier und da selbst Lücken bemerkt, und daß andre noch viel mehrere entdecken. Ich bescheide mich sehr leicht, daß es auch mit meiner Volksschrift vor dem Auge des strengen Kunstrichters so aussehen könnte. Um indeß meine Leser doch nicht ganz der Willkühr der guten und schlechten Tadler Preiß zu geben, erinnere ich, daß ich unter allen den Schriften, die ich zu meiner Erzählung benutzte, auch nicht eine ganz vollständig gefunden habe. Während des Abdrucks haben sich die Bemühungen der Schriftsteller, unsern unsterblichen Monarchen in allen seinen Verhältnissen der Welt bekannt zu machen, ins weite vervielfältiget. Die Schrift aber, welche 1787. erst die Presse verließ, konnte ich doch 1786. da ich diese Schrift anfing, nicht benutzen. Indeß gebe ich noch-

mals Wort, daß schwerlich eine, selbst die eigenen Schriften unsers Monarchen, von mir ungelesen bleiben sollen, und lese ich sie, so sollen auch die Käufer meiner Volksschrift das daraus erfahren, was mir nach meiner kleinen Kenntniß merkwürdig sein wird.

Ich versprach im Vorbericht zur zweiten Auflage dieser Volksschrift, am Schluß jedes Theils die mir lesenswerth scheinenden Zusätze zu liefern. Hier sind sie aus dem Zeitabschnitt der Lebensjahre Friedrichs von seiner Jugend bis zu dem Jahre 1755.

Zu seiner jugendlichen Erziehung.

Seine erste Erzieherin, die Oberhofmeisterin Martha du Volde Roculet, soll die Vorliebe zur französischen Sprache, Nation und Litteratur in ihm gegründet haben, und sein nachmaliger Lehrmeister, dem er im siebenden Jahre übergeben wurde, wuste diesen Geschmack so tief einzuprägen, daß er ihn bis an sein Ende behielt. So treflich er in allen Wissenschaften und Leibesübungen unterrichtet wurde, so sonderbar mochte wohl die Anweisung in der Religion seyn. Was muste es nicht auf den jungen feurigen Geist eines Prinzen, wie der Kronprinz Friedrich war, vor seltsame Eindrücke machen, wenn er zur Strafe seiner kleinen jugendlichen Vergehungen biblische Sprüche, Psalmen und Kirchengesänge

aus-

auswendig lernen muste. Eine Warnung vor alle Lehrer, doch um Gottes willen nicht Religionsübung denen Jünglingen widerlich zu machen. — Viele glaubten, daß sein stilles, ernsthaftes, geduldiges und wenig munteres Wesen nicht den Keim des grossen Geistes einschlösse, der sich einst zum Wunder der ganzen Welt entwickeln könne. Allein er dachte schon als Jüngling gewiß gesetzter, als alle lebhafte Springfüsse, aus denen man in ihren Jugendjahren Kraftmänner weissagen will. Er wurde von Jugend auf zur Sparsamkeit gewöhnet. Sein Vater liebte die Wirthschaftlichkeit im äussersten Grade. Machte man auch insgeheim dann und wann eine Ausnahme von dieser goldenen Regel, so verursachte es doch jedesmal, so bald es Friedrich Wilhelm erfuhr, unangenehme Auftritte. Er wurde einst bei der Tafel von seinem Vater überrascht, da fand sein Vater bei ihm ein silbern Besteck und drei silberne Eßgabeln; dieß ward so heftig geahndet, daß es zu Thätlichkeiten gekommen seyn soll.

Seine Reisen als Kronprinz.

Bekannt genung ist es, daß Friedrich Wilhelm die grosse Neigung unsers Kronprinzen, die Welt zu sehen, aus vielen Ursachen nie befriedigte. Auf einer Reise mit seinem Vater nach Deutschland suchte sich Friedrich

zu entfernen und nach England zu gehen. Ein Lieutenant von Katt muste dazu in Holland ein Fahrzeug bereit halten. Friedrich Wilhelm erfuhr diesen Anschlag sehr bald, denn der Kronprinz hatte seine Aufpasser heimlich und öffentlich. Sogleich ließ ihn der König in Verhaft nehmen, und den Lieutenant von Katt in Holland aufheben. Nun kam der Kronprinz auf die Vestung Küstrin, seine alten Lehrer und Freunde wurden von ihm entfernt, und nach etlichen Tagen hielt man über diese angebliche Flucht Verhör mit ihm. Er sagte mit männlicher Entschlossenheit aus, daß er nach Algier, dem bekannten afrikanischen Staat, habe gehen wollen, und verschwieg England, weil er wohl voraussah, daß dieß leicht seinen erzürnten König gegen jene Krone hätte aufbringen können. Nach dem Verhör wurde er enger eingeschlossen, alle Bedienung, Schreiben und Lesen wurde ihm untersagt. Sein königlicher Vater nannte ihn nur den Gefangenen. Seine königliche Mutter warf sich vor den Thron, aber umsonst. Alles war voll Trauer und Verzweiflung. Fast alle Mächte Europens verwendeten sich für ihn, allein sie erhielten keine tröstliche Antworten. Der König ließ ein förmlich Kriegsrecht über den Kronprinz halten, und alte mit viel Lorbeern bekränzte Männer wagten es, unsern Friedrich von allem Verbrechen frei zu sprechen. Allein seinen Freund Katt

ver-

verurtheilten sie zum Tode. Unser Kronprinz muste am Fenster seines Arrestzimmers ein Augenzeuge dieses blutigen Opfers sein. Der fürtrefliche Kronprinz bat seine Freunde um Verzeihung, und stürzte, so wie Katt vom Todeshiebe fiel, sinnlos zur Erde. Traurig verlebte er nach diesem fürchterlichen Vorfall seine Tage in Küstrin. Nur sein Münchow wagte es, ihn zu unterstützen und zu trösten.

Ich gab Seite 23. meiner Volksschrift nur einen Wink von diesem ganz eigenen Auftritte, weil ich bedenklich war, ob ich ihn so recht treu erzählen dürfte. Jezt kan ichs dem Herrn Professor Fischer aus seiner Geschichte Friedrichs II. nachschreiben; und er scheint mir eine zu grosse Merkwürdigkeit aus Friedrichs Leben zu sein, als daß ich sie übergehen dürfte.

Zur Vermählungsgeschichte Friedrichs.

Es soll nicht zu erweisen sein, daß eine Vermählung der ältesten österreichischen Erzherzogin, der so berühmten nachmaligen Kaiserin Maria Theresia, mit unserm Kronprinzen betrieben worden ist. Graf von Seckendorf, K. K. Feldmarschall, ein unglücklicher Feldherr, aber ein sehr listiger Staatsmann, besorgte das Interesse des österreichischen Hauses mit augenscheinlichem Vortheil an unserm Hofe. Friedrich schildert den Mann

 selbst,

selbst, als eine Person, die nicht mehr weiß, wenn sie Lügen redet." Dieser rieth die Verbindung mit der Braunschweigischen Prinzeßin, der Nichte der obigen Kaiserin, und aus einem Hause, was damals ganz dem kaiserl. Hofe ergeben war, dem Hochsel. König Friedrich Wilhelm. Absichtlich geschah dieß allerdings, denn unser Monarch sah als Kronprinz, daß Oesterreich wohl Preussens Erbfeind werden könnte. Man mochte es auch wohl merken, und der schlaue Minister suchte hier im Ehepakte Staatsverträge zu gründen.

Friedrich im Lager des Reichsheeres am Rhein.

Diese Reise mit seinem Herrn Vater lehrte ihn den grossen Eugen von Savoyen kennen. Zwar sah er ihn nicht mehr als wirksamen Feldherrn und siegrufenden Held, sondern nur noch als den Kriegsveteran an, dem Alter, Thätigkeit und Leben versagt, der aber Jüngere lehren kan. Friedrich wohnte auch etlichen kleinen Gefechten bei, und nur erst nach dem Verlust der Vestung Philipsburg führte er die preußischen Regimenter nach Frankfurt zurück.

Friedrichs Umgang.

Unser alter Friedrich Wilhelm glorreichsten Andenkens ging gern mit seinen Soldaten und Staatsbedienten

ten um. Friedrich der Einzige wählte als Kronprinz Ausländer, Italiäner, Franzosen und Engländer. Sein Herr Vater sah auf Ansehen und Betragen des Mannes nicht, sondern auf Gelehrsamkeit und Kenntniß allein. Friedrich kannte Feinheit, Schönheit und größern Weltton; daher glaubte er es unter der königlichen Würde, sich mit den Unterthanen und eigenen Bedienten in Vertraulichkeit einzulassen, und würdigte niemand seines Umganges, der nicht ganz von gutem Geschmack, feinen Sitten und Kenner der schönen Künste und Wissenschaften war. Ganz höchlich wunderte er sich, da er den grossen Wolf persönlich kennen lernte, daß das ein Mann war ohne Welt, Witz und Geistesgegenwart, die man doch an diesem Schriftsteller bewundert hatte. Von denen Staatsgeschäften sprach er als Kronprinz gar nicht; destomehr von äußern Welthändeln und von der Weltweisheit. Seine Freunde waren also Ausländer, und die konnten in völliger Freiheit, ja fast in einer Art von Gleichheit mit ihm sprechen. Er fand nicht nöthig, von ihnen grosse Belehrungen anzunehmen. Sein grosser Geist schöpfte alles aus sich selbst, und selbst in denen Grundsätzen, in welchen er und sein Herr Vater abwichen, fand er nur so lange Beruhigung und Vestigkeit, als er sie vor glücklich und anwendbar erkannte. Immer überzeugte er sich selbst, und nicht durch den

Stoß einer andern Kraft. Seine fast täglichen Gesellschafter in diesen Jahren sind wohl werth, daß wir sie auch dem Namen nach kennen lernen. Es waren die Barons von Knobelsdorf und von Kaiserling, der Obristwachtmeister von Senning, der von Choset, der geheime Rath Jordan und der Hofprediger des Champs. Ueber Tische sprach er von Weltweisheit' und von der Meßkunst. Mit den französischen Gelehrten Herrn von Voltaire und Maupertuis, hernach auch mit Karl Rollin, dem Grafen von Algarotti, und dem deutschen Freiherrn von Wolf, wechselte er beständig Briefe.

In diesen Jahren machte er auch vortrefliche Verse und unterhielt eine trefliche Kapelle, konnte aber überall deutsche Freunde, deutsche Gelehrt und deutsche Künstler wenig leiden. Es schickten sich auch die damaligen steifen Sitten der Deutschen, ihre schulgerechte Verschlossenheit vor allen sanften und bildenden Künsten, und der Styl der damaligen Zeit, gar nicht zu Friedrichs hoch daherstrebendem Geiste.

Antritt seiner Regierung.

Gleich belohnte er seine wahren uneigennützigen Freunde, bezahlte die Schulden, von welchen er wuste, daß sie Friedrich gelehnt, nicht dem nachmaligen König von Preussen aufgedrungen waren. Hingegen

die aus Habsucht, Vortheiligkeit und zur Verführung, ließ er zum warnenden Beispiele mit eben der Gewissenhaftigkeit durchfallen, mit welcher er viele erst spät nachher bekannt gewordene rechtmäßige Schuldposten ehrlicher Leute unvorzüglich mit königlicher Freigebigkeit bezahlte. Das ganze damalige preußische Heer soll aus 86914 Mann bestanden haben, oder 72000 Mann Feldregimenter, (man vergleiche damit Seite 36.) und im Schatz fand unser Monarch 72 ersparte Millionen vor. Der grosse unerschütterliche Grund zu Preussens Grösse war in der That gelegt; aber auch auf demselben so veste, zierlich und geschmackvoll fortzubauen — auch dazu war nur unser Friedrich der Einzige fähig. Es ist wahr, die Armee gab eine herrliche Parade; allein der ewige Friede, in welchem sie geruhet hatte, hatte ihnen die Gelegenheit entzogen, ihre Staabsoffiziere zu Feldherren, und ihre Subalternen und Gemeinen zu tapfern Krie gern zu bilden. Aus der Ursache hätte Friedrich bald seine Schlacht bei Mollwiz verloren. Die hohen Schulen des Landes beförderten nichts weniger als Aufklärung. Brannte in einer ein Licht vom vernünftigen Manne auf, so löschte es das Beispiel von Wolfs Vertreibung bald aus. Friedrich erklärte: „Die Philosophen müs„sen Volkslehrer und die Vorsteher der Fürsten sein. „Ihre Pflicht ist, zu denken, und die unsrige, ihren

„Vorschriften gemäß zu handeln. Sie müssen die Welt „durch Vernunftgründe unterrichten, und wir durch „Beispiele. Sie erfinden, wir üben aus u. s. w.„ Jedermann konnte glauben und schreiben, was es wollte, nur muste es nicht unmittelbar gegen die Religion, gegen den Staat und gegen die Ehrbarkeit sein.

Die Churmark zählte 475991 Seelen, (nach vierzig Jahren zählte man 663282). **Friedrich** sorgte bald für Zuwachs in allen seinen Staaten. Eben als er zur Regierung kommen war, drückte eine Theurung seine Unterthanen. **Friedrich** öfnete die Magazine, wie er nachmals noch so oft gethan hat, und ließ um geringen Preiß Korn verkaufen, den Scheffel etwa zwanzig Groschen. Die grossen Muster, denen unser **Friedrich** nachzuahmen strebte, waren der obgedachte Kaiser Antonin, der weise Marc Aurel, und sein eigner Urgroßvater, Kurfürst Friedrich Wilhelm der Grosse. Er sagte *gleich* in der ersten Anrede an seine Minister: „So oft ihr den „Nutzen meiner Unterthanen mit meinem Vortheile in „Widerspruch findet, so dürft ihr euch nicht bedenken, „jenen diesem vorzuziehen.„ Ein Monarch, der von solchen Grundsätzen beseelt wird, der verdient wohl ein **Vater des Vaterlandes** genennt zu werden! Leser! besonders liebe Schlesier! das war unser **Friedrich**. — In Königsberg war noch ein Hetzgarten mit allerlei wü-

tenden

tenden reissenden Thieren. Friedrich ließ die Thiere wegschaffen, und gab die tausend Thaler jährlicher Aezzungskosten lieber etlichen Armen. Allerlei kleine Streite mit diesem und jenem Fürsten wurden bald verglichen. Aber weit, weit wichtigere Unternehmungen warteten sein. Friedrich Wilhelm fürchtete Krieg, weil ihm seine schöne Soldaten reueten. Er konnte auch überdieß aus einer Art von Frömmigkeit und Gerechtigkeitsliebe sich aus listigen Staatsunterhandlungen nicht wohl mit Gewalt herausziehen. Die Herzogthümer Jülich, Kleve und Berg, die Grafschaft Mark und Ravensberg, die Herrschaft Ravenstein u. s. w. sind solche Reichslehen, die nach den Gesetzen durch Erbfall nun an Brandenburg kommen musten. Sie waren in eine Masse als unzertrennbar erklärt. Schon 1609. hätte das alles an Brandenburg fallen sollen; aber der Regent hatte zu mächtigen Widerstand. Unter Friedrich Wilhelms Regierung kam der Erbfall aufs neue, und nun fühlte sich dieser Monarch verpflichtet, seine so augenscheinlich gültigen Gerechtsame ganz geltend zu machen. Allein seine schon oben angeführten Besorgnisse machten, daß er bei aller Ueberzeugung doch nur dabei die gütige Unterhandlung einschlug und nichts erhielt, und wohl Vorkehrungen zu gewaltthätiger Ausführung seiner Rechte machte, aber aus Nachgiebigkeit und Ueberlistung das Schwerdt lange

gezückt

gezückt hielt, und es seinem Nachfolger übergab. Friedrich fand die Sache auch in der That so verworren, daß er einen Vergleich traf, und lieber das Kleine aufopferte, als dem Grossen, das ist, Schlesiens Einnahme, entsagte.

Politische Lage von Europa.

Der Wiener Hof ohne Schatz, ohne gute Armee, Schlesien ganz wehrlos. Die Höfe von München, Dresden und Madrit im Begriffe, so bald der Kaiser nur sein Auge zuthun würde, ihre Ansprüche auf verschiedene österreichische Erbländer mit den Waffen auszuführen. Frankreich gewiß mit jenen verbunden. Folglich, wenn auch unser Monarch iezt an sein Schlesien dachte, so wuste er schon zum voraus, daß ihn diese Mächte nicht hindern würden. Schweden richtete sich nach Frankreich. Pohlen und Dänemark konnten gar nichts thun. Holland dachte viel zu kaufmännisch, als daß es sich der Gefahr, etwas für Oesterreich zu wagen, ausgesetzt hätte. In Rusland regierte Graf Münnich, das war ein Mann mit ganz preußischem Herzen. England war auf deutschem Grund und Boden nicht zu fürchten. So übersah Friedrich die politische Lage Europens, wog seine Armee und seine volle Schatzkammer dazu hin, und es war nun wahre Weisheit, daß er losbrach, und die

Rechte seines hohen Hauses gültig machte. So prüfet ein Weiser Zeit und Umstände, und der Entschlossene nutzt jeden Augenblick.

Schlacht bei Molwitz.

Alle Nachrichten von dieser ersten Schlacht unsers Friedrichs sind doch darinn übereinstimmend, daß die ganze Unordnung derselben nur so war, wie man sie von einem grossen Anfänger vermuthen konnte. Daß Offiziere und Soldaten, aus Mangel der Erfahrung, schlecht fochten, und besonders unsre Reuterei dem Feinde erstaunliche Blößen gab; aber offenbar war noch mehr Ordnung und pünktliche Befolgung der gegebenen Befehle unter unsern Truppen, als unter den österreichischen. Unser fürchterlich Feuer, der vestgeschloßne Angriff der Infanterie, wobei das erste Bataillon Garde sich ganz besonders auszeichnete, und die Entblößung des feindlichen linken Flügels und aller Reuterei, gewann uns diese erste hitzige Schlacht unsers damals jungen, aber schon grossen Regenten.

Huldigung in Breslau.

So bald sich Friedrich in seiner Uniform auf den Thron gesetzt hatte, so hielt der Kabinetsminister eine Anrede an die versammleten Stände. Es war das

Reichs-

Reichsschwerdt vergessen worden; der König zog auf der Stelle seinen Degen, womit er Schlesien erobert hatte, und übergab ihn dem Feldmarschall von Schwerin, dessen Knopf hernach die Vasallen küßten. Er bestätigte dem Lande seine Privilegien, und wenn ihr euch erinnert, daß veränderte Umstände auch die Sache verändern, so werdet ihr euch auch wohl nicht wundern, daß er nachmals manche derselben, die wirklich der Provinz zum Schaden waren, gänzlich aufheben oder abändern muste. Erinnert euch an die halbe Leibeigenschaft, die vor diesem dem Nahrungsstande in Schlesien so schädlich war. Ists nicht gut, daß das Recht der Menschheit und das Wohl des Landes nicht mehr in der Willkühr kleiner Tyrannen steht? — Das herkommentliche Geschenk des Landes von 300000 Thalern erließ er ihm, erhob viele Familien zu höherm Range, und zeigte sich gleich als ein weiser Landesvater.

Ausserordentliche Großmuth Friedrichs

Friedrich gab 1741. seinen Truppen die Winterquartiere meistens in Böhmen, ließ sie aber aus Schlesien verpflegen. Der Major von Rezow mußte dies Geschäft mit den Schlesischen Ständen einrichten. Beim Rückmarsch fand sich in seiner Kasse ein Ueberschuß von 17000 Gulden; diese Summe ließ der König sogleich den Ständen baar zurückzahlen. Das that **Friedrich**.

Ein

Ein paar Auszüge aus Briefen des Königs.

Als der König bei Eröfnung des Feldzugs 1742. Brünn eingeschlossen hielt, schrieb er aus seinem Hauptquartier an den Herrn von Voltaire. Wahrscheinlich werden meine Leser dies Schreiben eben so intressant finden, als es mir ist. Ich theile es in dieser Hofnung aus dem Werke des Herrn Prof. Fischers mit:

„Ich fürchte mich, Ihnen zu schreiben, denn ich habe Ihnen keine andere Neuigkeiten zu berichten, als solche, um die Sie sich nicht viel bekümmern, oder die Sie gar verabscheuen. Wenn ich Ihnen zum Beispiel erzählte, daß zwei Völker aus verschiedenen Gegenden Deutschlands das Innere ihrer Wohnungen verlassen haben, um andern Völkern die Hälse zu brechen, deren Namen sie nicht einmal wissen, und die sie in einem entfernten Lande aufsuchen müssen, und das blos aus dem Grunde, weil ihr Oberherr einen Bund mit einem andern Fürsten gemacht hat, um einen Dritten zu erwürgen; so würden Sie mir antworten: Was sind doch das vor Narren, für Wahnwitzige, für Unsinnige, daß sie sich so dem Eigensinne und der Grausamkeit ihres Oberherrn überlassen! Wenn ich Ihnen nun weiter erzählte, daß wir uns mit

der

der äusserſten Sorgfalt rüſten, einige mit grossen Koſten erbaute Mauern zu zerſtören, daß wir da ärnten, wo wir nicht gesäet haben, und daß wir da den Herrn spielen, wo niemand stark genug iſt, uns zu widerſtehen, so würden sie ausrufen: Ach, ihr Barbaren! ihr Mordbrenner! ihr Ungerechten! Wißt ihr nicht, daß die Ungerechten das Himmelreich nicht ererben werden, nach Matthäi am zwölften, Vers vier und dreißig. Weil ich nun schon voraussehe, was sie mir darauf antworten werden, so will ich nichts weiter davon gedenken, sondern Ihnen blos melden, daß ein Mann, von dem Sie unter dem Namen des Königs von Preussen werden gehöret haben, auf die Nachricht, daß die Staaten seines Bundesgenossen, des Kaisers, von der Königin von Ungarn verwüſtet würden, ihm zu Hülfe geeilet iſt, seine Truppen mit den Soldaten des Königs von Pohlen vereiniget hat, einen Einfall in Niederöſterreich zu versuchen, und daß ihm das sowohl geglückt iſt, daß er in kurzem die Hauptmacht der Königin von Ungarn zum Dienſte seines Bundesgenossen zu schlagen hoft. Das heiſt Edelmuth! werden Sie sagen, das heiſt Heldenmuth! Indessen, mein lieber Voltaire, iſt doch das erſte Gemälde mit diesem einerlei. — — Die

Men-

Menschen verdammen am Abend dasjenige, was sie am Morgen noch billigten, und die Sonne, die ihnen in ihrer Morgenröthe gefiel, ist ihnen bei ihrem Untergange beschwerlich. Daher kömmts, daß der gute Name schnell entsteht, schnell vergeht, schnell wieder auflebt, und wir sind thöricht genug, uns unser ganzes Leben hindurch für die Ehre zu beeifern, und ist es wohl möglich, daß man seit der Entdekung dieser falschen Münze von ihr sich noch hintergehen lassen kan?„

Diese philosophische Gleichgültigkeit gegen den Nachruhm äußerte der König noch deutlicher in seinem Sendschreiben an Bredowen:

„O Nachruhm! eitle Täuschung! höre auf, uns zu verführen. Die Liebe zur Tugend muß uns allein bestimmen. Mein Herz muß mich richten, und wenn das mir Beifall zulächelt, dann erst bin ich zufrieden. Ich zerreisse die Lorbeern, die mir der Ruf erworben hat. Was? ich sollte meinen Namen und mein Verdienst dem wandelbaren Eigendünkel eines verführten Haufens zu danken haben, und blos deswegen tugendhaft sein, um mich gelobt zu sehen? Die Welt mag mich tadeln oder rühmen. Ich verachte ihren Weirauch, der in

wahren Dampf ausdünstet. Ich spotte des unsinnigen Pöbels, der den Nachruhm ausbreitet.„

Eben so schön ruft er aus in dem Schreiben an den Marquis d'Argens:

„Wie eitel, närrisch, albern und unersättlich ist nicht das Menschengeschlecht! glücklich der, der seitwärts in den einsamen Tempel entfleucht, und hier unter seinen Füssen die Donnerwolke sich ballen, verdicken und umherbrüllen sieht. Er betrachtet mit kaltem Blute die Klippen und den Schifbruch, wo die Ehrsüchtigen, eitle Spiele des Schicksals! das Ufer mit ihren traurigen Ruinen decken. Glücklich, ja ewig glücklich ist der unbekannte Menschensohn, der mit unbefangnem Geiste den Giftbecher der Ehre kühn von sich wegstößt, und noch nie ihren Kelch gekostet hat, dessen gründlicher Geschmack endlich unter den schaalen Lorbeern erwacht ist, womit ihn die Geschichte umkränzte, und der durch eigene Tugend die Pflichten gegen sein Jahrhundert erfüllt hat, seinem Andenken keine Altäre bauen läßt, noch um den Weirauch der Nachwelt buhlet.„

„Wird Atropos einmal„ fährt er in seiner Apologie gegen Voltären fort, „mit ihrer verderb-

derblichen Scheere meine Schicksale abkürzen und mich in die schwarze Nacht hinstürzen, was hilft mir denn der unsichre Ruhm, im Tempel der Unsterblichkeit zu leben? Ein Augenblick im Genuß des Glücks ist besser, als tausend Jahre leben in der Geschichte. — Noch hat mir das flatterhafte Glück keinen Kummer gemacht. Es mag mich angreifen oder verfolgen, so werde ich jede Nacht ruhig schlafen und ihm nie huldigen.„

Friedrich in grosser Gefahr.

Als unser Held sich noch im Frühjahr des Jahres 1742. mit der Einschliessung der Mährischen Vestung Brünn beschäftigte, entstand Mangel an Lebensmitteln, und Krankheiten wüteten in seiner Armee. Die üble Witterung erschwerte das Kampiren. Die feindliche Armee vor ihm wuchs immer stärker an. Die Sachsen, ob sie gleich Bundesgenossen Friedrichs sein sollten, wurden ganz unzuverläßig. Sie kehrten zurück, und liessen die ganze preußische Gränze auf der rechten Seite der Elbe vertheidigungslos. Den Franzosen merkte man es deutlich ab, daß sie auch nicht viel zu Friedrichs Vortheile thun wollten. Fast war er vorwärts mit Feinden, und rings umher mit falschen Brüdern umgeben.

Dieß noch in einem beinahe verheerten, gebirgichten, feindlichen Lande, wo jeder Rückzug vor ihn nicht anders als mit grossem Schaden geschehen konnte.

Zur Schlacht bei Chotusiz oder Czaslau.

Ich habe S. 115. gesagt, daß Friedrich ganz unvermuthet Briefe erhielt, wie untreu es Frankreich mit ihm meine. Er kam auf folgende Art dazu. In der Schlacht bei Chotusiz war der österreichische General Palland schon bleßirt und als Gefangner eingebracht. Friedrich besuchte ihn, und bemühte sich, den Leidenden zu trösten. „Sire! sagte der alte Kriegsmann, gerührt von dem Anblick, könnte ich doch meine Erkenntlichkeit für Ihre Sorfalt bezeugen. Vergnügt würde ich sterben, wenn ich Sie überführen könnte, mit welchem Bundesgenossen Sie zu thun haben.„ Aber Friedrich wollte dieß nicht glauben. Der General erbot sich zum Beweiß. Er schickte einen Eilboten nach Wien, und ließ von einem seiner Vertrauten ein eigen Schreiben des französischen Staatsministers Kardinal von Fleuri holen, worinn dieser dem kommandirenden General bei dem französischen Heere verbot, sich mit der preußischen Armee zu vereinigen, oder etwas zum Vortheile des Königs zu unternehmen. Da sah Friedrich, wie Neid und Mißgunst um ihn her schlich.

1743.

1743.

Noch zur Zeit war in den Gerichtshöfen unsrer Staaten die peinliche Frage üblich, das nennt man gemeiniglich die Tortur. Der weise Gesetzgeber Friedrich schafte sie sogleich ab, weil er nur zu gut wuste, daß dieß schreckliche Mittel, Wahrheit zu finden, der Unschuld gefährlich und dem Bösewicht lächerlich war. Auch den Griechen gab er dieses Jahr den freien Gottesdienst in unsrer schlesischen Hauptstadt. In ganz Schlesien war Friedrich nur ein Gegenstand der Bewunderung und der Unterhaltung, und man hielt ihn vor den höflichsten Fürsten in Europa.

1744.

Unser König ermunterte ganz vorzüglich unsre Leinwandmanufakturen. Schmiedeberg lieferte damals schon Leinwand, halb und ganz seidene Damaste und Tafelzeuge von funfzig bis tausend Thalern. Mit allen seiner hohen Würde angemeßnen Ehrenbezeugungen ward er im Mai zu Pyrmont empfangen. Jezt starb Fürst Karl Edzard von Ostfriesland, auf dessen Fürstenthum, Preussen seit 1699. die Anwartschaft hatte, welche vom Kaiser und Reich 1716. und 1732. förmlich anerkannt war. Friedrich nahm es nun in Besitz. Weil wir schon wissen,

daß zu dem in diesem Jahre abermals angegangenen Kriege zwischen Oesterreich und Preussen auch die Ungarn aufgeboten wurden, so muß ich, um es euch verständlich zu machen, was ein solch Aufgebot hieß, auch erzählen, was vor Leute aus Ungarn zu uns kamen. Es waren keine ordentliche Truppen, die regelmäßig fechten wollten und konnten. Ungarn, Zekler, Ziegeuner, Kroaten, Panduren, Tolpatschen, Mazedonier, Wallachen, Slavonier, Uskoken ꝛc. machten dieß Heer aus. Es war die österreichische Freiparthie, leicht bewafnet, ohne Gepäcke, schliefen auf der Erde ohne Zelt. Sie sind unermüdet, verwegen und zum Auflauern und Ueberfallen geboren. Sie necken den Feind beständig, indeß seine ordentliche Armee ruhen kan. Sie rauben, sengen und brennen, und begehen nicht selten Grausamkeiten von den unerhörtesten Arten. Solche barbarische Menschen kamen nach Schlesien, doch Gottlob! nicht weit.

1745.

Den achten Jenner schloß der König in Pohlen August III. als Kurfürst von Sachsen, ein förmlich Bündniß mit Oesterreich und mit den Seemächten England und Holland, Böhmen mit Ausschlusse Schlesiens vertheidigen zu helfen. **Friedrich** sagte davon: „Der

goldne

goldne Hammer Englands hat die eiserne Pforte Sachsens aufgeklopft.„ Vor 150000 Pfund Sterling (etwa 900000 Thlr. preußische Währung) versprach August 30000 Mann zu stellen und bat sich dagegen, wenn seine Länder angegriffen werden sollten, Hülfe aus. Schon unterhielt Graf Brühl in Dresden das Mißverständniß zwischen seinem und dem Berliner Hofe, und man entwarf damals schon grosse Plane, unsern grossen König ganz klein zu machen. Friedrich war nur kaum mit allen seinen Garnisonen 53000 Mann stark, und kaum die Hälfte davon waren versuchte Soldaten. Prinz Karl allein über 90000. Indeß ging er mit dem Frühjahr gleich muthig über seine Feinde her. Es passirten viele kleine Angriffe, bald bei diesem, bald bei jenem Korps. Die Oesterreicher musten die Grafschaft Glaz räumen, und unsre Truppen ruhten noch etwas aus.

Zur Schlacht bei Hohenfriedeberg.

In der Nacht vom dritten bis zum vierten Junii 1745. war vielleicht die gröste Illumiuation, die je in Schlesien gewesen ist. In der ganzen Ebene bei Ronstock brannten viel tausend Wachtfeuer. Die Schlacht war in der That fürchterlich, wohl gar etwas grausam. Die erbitterten Preussen gaben den Sachsen wenig Par-

don, ob sie gleich die Generale, vielmal selbst mit Lebensgefahr, dazu ermahnten. Ganze Bataillons und Regimenter wurden zusammengehauen. Der französische Gesandte Marquis von Valori verwunderte sich höchlich, daß der König an der Spitze seiner Soldaten ins Feuer gegangen war, und Prinz Heinrich im achtzehnten Jahre die Stelle eines Generaladjudanten versah. Friedrich antwortete ihm mit seiner gewöhnlichen Ernsthaftigkeit: „Man ist nirgends besser, als in solcher Gesellschaft aufgehoben; aber man muß auch zeigen, daß man ihrer „würdig ist.„

Zur Schlacht bei Sorr.

Als hier Friedrich seine ganze Equipage verlor, kam auch sein Lieblingshund, ein Windspiel Namens Bieche, in die Gefangenschaft. Mit vieler Mühe erhielt er ihn nachher von dem Grafen Nadasty zurück. So sehr der König über diesen Sieg, den er erfochten hatte, erfreut war, auch seiner Armee vor die bewiesene ausserordentliche Tapferkeit öffentlich danken ließ, so gestand er doch einmal an der Tafel, daß er sie nur durch seine Fehler gewonnen, und sie ihm weiter nichts genutzt hätte, als den Feind zurückgetrieben zu haben.

Den

Den Winter nach der Schlacht.

Ein andrer, wie **Friedrich**, hätte hier vor dem künftigen Frühjahr zittern müssen. In Finnland wurden vor 22000 Mann Russen Quartiere angesagt. 12000 hofte man in Dresden, würden zur sächsischen Armee stossen. Rusland hatte sich ziemlich deutlich erklärt, daß es österreichische Parthei ergreifen wollte. Sachsen rufte gar die österreichische Armee in sein Land, und wollte mit derselben in die Mark und in Schlesien zugleich einbrechen. Rasch, wie der sieggewohnte Held, flog **Friedrich** zu seiner Armee nach Schlesien.

Vorgänge vor der Schlacht bei Kesselsdorf.

Bei Halle stand ein preußisch Korps, und ein andres im Fürstenthum Jauer. Mit diesem letztern rückte der König an den Queis. In der Lausiz rückte Prinz Karl aus seinen Quartieren gegen Sagan vor. **Friedrich** ging grade auf Görliz zu, weil er dort das Hauptquartier des Prinzen vermuthete. Unser Vortrab stieß bei Hennersdorf auf die S. 195 erwähnten sächsischen Regimenter, und warf sie übern Haufen. Nun marschirte er vollends nach Görliz, nahm dort ein beträchtlich Magazin weg, ließ Brandschatzung und Mundvor-

rath eintreiben, Görliz muste 60000 Rtlr. zahlen) und Görliz ward besetzt. Prinz Karl ließ alles NB. in Sachsen sogar plündern, und zog sich so schnell als möglich über Zittau in die böhmischen Gebürge zurück. Es schneite stark, und die Armee muste ziemlich stille sitzen. Unser General Nassau setzte indessen einen grossen Theil von Mähren in Kontribution, und Sachsen sah seinen schönen Entwurf, in Schlesien einzudringen, mit einemmale vereitelt. Bei Leipzig liessen die Sachsen ein kleines Beobachtungsheer stehen, und eilten, den Prinz Karl zu unterstützen. Sie fanden ihn aber schon auf und davon, und bewogen ihn nun, nach Dresden zurückzukommen.

Unser König bot Sachsen nochmals Friede an; aber man horchte auf Oesterreich, und blieb gegen Friedrichs wohlgemeinte Anerbietungen taub. Als der König von Pohlen aus Dresden geflüchtet war, schrieb Friedrich an den Graf von Clarendon: „Ich weiß nicht, wer von „uns beiden, ich oder der König von Pohlen, Ihnen „mehr Dank für die Wiederherstellung des Friedens schul„dig ist. Das Uebel, was ich meinem Nachbar zufüge, „geschieht ganz wider meinen Willen. Man hat mich „zu diesem Schritte gezwungen; aber ich verschaffe dem „Könige von Pohlen Gelegenheit, sich leicht aus diesem „Bedrängniß herauszuwickeln. Aeusserst gerührt ver-

„nehme ich, daß er seine Hauptstadt verlassen hat. Das „ist eine Beleidigung, die man meiner Denkungsart an„thut. Ich habe seine Person immer hochgeachtet, und „selbst bei der grösten Kriegsverbitterung würde man sei„nem Stande und seiner Familie mit Ehrerbietung be„gegnet haben. Sie können diesen Prinzen versichern, „daß das aufrichtig meine Gesinnungen sind, die mir „von Herzen gehen, ja daß es ganz von ihm abhängt, „wenn künftig unsre beide Höfe in der engsten Freund„schaft leben werden u. s. w.„ Guter August, das hast du nicht erlebt! deinen Nachkommen war dieß Glück vorbehalten. — Alle Wiederholungen solcher menschenfreundlichen Gesinnungen konnten aber den Dresdner Hof nicht zum Friedensschluß bestimmen. Graf Brühl blieb dawider, und ließ es lieber drauf ankommen, Sachsen zum unvermeidlichen Opfer des Kriegsfeuers zu machen. Was alle gütliche Vorstellungen nicht vermochten, das that bald darauf

Das Treffen bei Kesselsdorf.

Dabei war unser Monarch und der General der Hauptarmee der Oesterreicher, Prinz Karl, nur Zuschauer. Der alte Dessauer machte seine Sache auf unsrer Seite alleine aus, und die Gegenpartei durfte auf

Prinz

Prinz Karls Hülfe nicht rechnen. **Friedrich** war ihnen zu nahe. Indeß muste der König doch vorsichtig sein, und seine Vortheile nicht eher aus den Händen geben, bis alles berichtiget war. Den Tag nach der Schlacht war aus Prag das Schreiben mit dem endlichen Entschluß Augusts, Friede zu haben, da. Den achtzehnten Dezember zog **Friedrich** in Dresden ein. Er machte seinen Besuch bei denen von der königlichen Familie zurückgebliebenen, und umarmte die königlichen Kinder aufs liebreichste. Die Sachsen und Preussen vertrugen sich in der Hauptstadt recht gut zusammen. In der That sahen die guten Sachsen die Preussen als ihre Erretter an, denn ihre Bundesgenossen hatten sich nicht sehr freundschaftlich bezeigt. Manch Dorf rauchte noch, das ihre Freunde angezündet hatten, und das Land wimmelte von Bettlern, denen die Bundesgenossen den Bettelstab in die Hände gegeben hatten. (*War's im siebenjährigen Kriege nicht oft auch so?* — Vieles, was ich hier nachhole, setze ich deswegen zu, weil es dem denkenden Leser mancherlei in der nachmaligen Geschichte des siebenjährigen Krieges aufklären wird.) Alle gefangene sächsische Offiziere erhielten gleich ihren zweimonatlichen Sold, und bald hernach ihre Freiheit. **Friedrich** ließ den Dresdner Armen achtzehn tausend Brodte austheilen. Er sagte einmal in einer Gesellschaft vornehmer Damen

in

in Dresden: „Ich sehe wohl, daß Sie mich weit weg „wünschen, so sehr Sie sich auch anstellen, als wenn Sie „mich gern bei sich sähen. Meine Abreise hängt von dem „Willen Ihres Königs ab. Ich kam nach Sachsen, „um Friede zu bitten, indeß muß ich Krieg führen. — „Wäre man in mein Land gedrungen, so hätte man alles „mit Feuer und Schwerdt verwüstet; ich werde aber „doch nicht meinen Truppen die geringste Ausschwei„fung erlauben.„

Zweiter Friedensschluß.

Als man am Petersburger Hofe den Sieg bei Kesselsdorf und die Einnahme von Dresden erfuhr, so rieth die Kaiserin unserm Könige zu einem guten und billigen Frieden, versprach auch, sich selbst dafür zu verwenden. Viele grosse Staatsmänner hatten der Maria Theresia auch schon vorgestellt, daß man, indem Schlesien erobert werden sollte, wohl gar noch dazu verlieren könnte. Folglich war nun alles zum Frieden geneigter.

Zu Seite 206.

Der König August beklagte sich beim Rückzuge der Preussen aus Sachsen über nichts so sehr, als daß ihm ein preußischer Hauptmann einen Hirsch von zehn Enden

geschossen hätte. Friedrich war genöthiget, über diesen unglücklichen Offizier Kriegsrecht halten zu lassen. Man fand keinen Kriegsartikel, gegen welchen sich der Hauptmann versündiget hätte, und verdammte den Offizier, den Hirsch zu bezahlen.

1746.

Aeußerlich war Friede, aber im Kabinet zu Wien bewies man auf alle mögliche Art, daß über lang oder kurz nochmals um Schlesiens willen Lanzen gebrochen werden sollten. Auf dem Reichstage zu Regensburg wurden unserm Friedrich alle ersinnliche Widersprüche gemacht. Bald trat der deutsche Orden auf, und trug Ansprüche auf Preussen vor, die schon 1712. und 1713. abgethan waren; bald wollte man ihm wegen Ostfriesland seine Fürstenstimme nicht zugestehen.

In diesem Jahre waren die von Suhl nach Neustadt, Eberswalde gezogene hundert Messerschmiede mit ihrer Fabrick schon so weit, daß sie die ganze Mark hinreichend mit allen Eisenwaaren versehen konnten. Daher das Verbot aller Einfuhr fremder Eisenwaaren in diese Provinz. Ein Schriftsteller macht bei diesem Jahre die Anmerkung, daß, da die Besoldung der Tribunals- und Kammergerichtsräthe von unserm Monar-

narchen von dreihundert Rtlr. bis auf achthundert Rtlr. erhöht, das Land wenig gebessert oder erleichtert worden sei. „Denn es wurde eine neue Steuer unter dem Namen der Justizgelder eingeführt, die Sporteln erhöhet, und durch die schriftliche Behandlung und den stärkern Gebrauch des Stempelpapiers die Prozesse vertheurt.„ Ich wünschte, wenn ich es thun könnte, die Balance der Unkosten von etlichen Prozessen vor der Justizverbesserung des Königs, mit etlichen nach der neuen Einrichtung des in aller Absicht grossen Staatsmannes, Freiherrn von Cocceji, vorlegen zu dürfen. Man würde sich wundern, daß die Gulden- und Kreuzertaxe, ohne die vielen Stempel ꝛc. höher aufsummt, als nachmals bei erhöhten Sporteln.

In Schlesien beförderte unser Monarch den Anbau einer Vorstadt vor Neisse. Alle, die sich dort anbauen wollten, erhielten frei Meister- und Bürgerrecht, zehnjährige Befreiung von allen bürgerlichen Abgaben, dreijährige Freiheit von der Konsumtionsakzise ꝛc. und 31 Rtlr. vom Hundert Baugelder. Alle auf wüsten Bürgerstellen und unbewohnten Häusern in den Städten haftende Steuerschulden wurden niedergeschlagen.

Friedrich verlor drei seiner liebsten Freunde und Rathgeber seiner Jugend: die geheimen Räthe du Han und Jordon, und den Generaladjutant Freiherrn von Kaiserling.

1747.

1747.

Als der König sein Schloß Ohnesorge bezogen hatte, schrieb er an den Marquis d'Argens: „Kommen „Sie, treuer Marquis, nach Sanssousci (Ohnesorge). „Hier ist man Gebieter über sich selbst. Hier ist man „sein eigner König, sein Selbstbeherrscher. Die länd„liche Wohnung ladet durch ihre Stille zum Genuß der „Freiheit ein. Wenn du diese einsame Landlust kennen „willst, den Ort, wo dein Freund diesen Gesang dichtete, „wo die Parze für ihn die schönsten Tage seines Lebens „spann, o so wisse, daß auf dem Gipfel eines Hügels, „vor welchem sich das Auge frei in die Entfernung ver„tiefen kan, das Haus seines Gebieters emporsteigt. „Hier wird der Fleiß einer vollendeten Arbeit belohnt. „Der bearbeitete Stein, von Menschenhänden geschnit„ten, und in mancherlei Formen gebildet, schmückt das „Gebäude, ohne es zu belästigen. Des Morgens ver„gülden den Pallast die ersten Strahlen des Morgen„roths, die grade auf ihn herströmen. Auf sechs abge„sonderten Absätzen kanst du hier sechs liebliche Anhöhen „heruntergleiten und ins Gebüsche entschlüpfen, das mit „hundertfachem Grün schattirt ist. — Hier gehn ein„förmig meine Tage vorüber. Hier herrscht keine Thor„heit von langen quälenden Gastmalen, welche die Ge-

wohn-

„wohnheit tyrannisch anordnet, wo sich der jährende Ekel „mit der Verschwendung paart, wo frostige Scherze die „Ungleichheit der Gesellschaft, die Hofordnung und das „wilde Geräusch verläugnen. Eine sparsam besetzte „Mittagstafel, die nüzliche Gespräche würzen, nnd wo„bei zuweilen glänzende Funken eines lebhaften Witzes „auf Kosten der Narren belustigen, befriediget hier des „Lebens Bedürfniß ohne Ausschweifung. Hier sind kei„ne Maulaffen, keine erhitzte Scheinheilige, keine alte „Betteln, die truppenweise über nichts, und abermal „über nichts, unter sich streiten; ja man kennet, Gott „sei Dank! auch keine weitschweifige Schwäzzer, keine „getaufte Esel, und Sire — diese friedliche Einsamkeit „schüzt uns wie ein vestes Bollwerk wider die Anfälle „des brausenden Geräusches, das der Pöbel gewöhnlich „auf die weisen Verehrer der Künste und Wissenschaften „zu machen pflegt! —„

So schildert euer **Friedrich** die **Wohnung** seiner **weisen Ruhe**! — Hier beschäftigte sich **Friedrich** nun ganz mit der Geschichte, die er im Grossen bearbeiten wollte. Endlich erwählte er die vaterländische. Unser vortreflicher jetziger Graf von Herzberg arbeitete ihm in die Hände, und noch soll eine Handschrift des dreißigjährigen Krieges, als eine Frucht dieser gemeinschaftlichen Arbeit, da liegen. Er äußerte seine Ge-

danken über die Aussichten in die Ewigkeit, die manche Gelehrten seiner Zeit der Welt aufdrangen, in Briefen an Voltaire und Keith — sprach ganz als Weltweiser. Aus einem Briefe an Keith sollt ihr sehen, ob seine Meinung von den Beweggründen der Menschen, gut zu handeln, so ganz religionswidrig sei, wie sie manchmal ungeprüft ausgeseufzt worden. „Geht, ihr leichtsinnigen „Christen, schreibt er, die das ewige Höllenfeuer hindert, „ihre strafbare Begierden zu befriedigen. Eure strenge „Tugend behauptet nur die Aussenseite; aber uns, die wir „auf alle Belohnung Verzicht thun, uns, die wir nicht „an ewige Höllenplagen glauben, hat der Eigennutz niemals die Gesinnungen befleckt. Nur das Wohl des „Menschengeschlechts, nur die Tugend belebt uns. Blos „der Eifer für unsre Pflicht hat uns die Laster fliehen gelehrt. Dann können wir ohne Bangigkeit vollenden, „und ohne irrdische Anhänglichkeit sterben, wenn wir „die Welt, mit unsern Wohlthaten erfüllt, verlassen. „Es ist nun einmal unser Schicksal, und ich sehe mit entschloßnem Auge, daß die flüchtige Zeit auch mein Ziel „immer rückt. Kaum sollte ich den Tod fürchten! denn „ich weiß, daß er mich in den Zustand zurückbringt, „worinn ich während der Ewigkeit war, der meinem Dasein vorausgegangen ist. War ich denn unglücklich, „ehe man mich geboren sah? Ich unterwerfe mich den

Ge-

„Gesetzen der Nothwendigkeit. Meine Tage sind vor„beigehend, und mein Wesen ist begränzt. Ich sehe „meinen Tod voraus. Allein ich halte mich doch nicht „zum Unwillen berechtiget u. s. w.„

Grosser Friedrich! ich freue mich deiner Denkart, wenn sie auch nicht aus unsern Religionskompendien herausgebetet ist; und verstehe ich dich recht, so verachtest du nur Religionsschein, und nährst dich vom Mark und Kraft derselben. O wie wahr, wenn er in seinem Antimachiavel schrieb: „Das Volk wird eher einen Für„sten lieben, der ein Religionszweifler und ein ehrlicher „Mann ist, als einen Rechtgläubigen, der ein Bösewicht „ist und sie mißhandelt.

Schon um diese Zeit fühlte er, daß der Frühling seiner Tage sich neigte, und wollte den Rest seiner Jahre sich ganz ernsthaft beschäftigen. An Maupertuis schrieb er: „Meine schönen Tage sind wie eine flüchtige Welle „dahingeströmt. Meine Ergötzungen sind entflohn, und „keine Macht vermochte sie aufzuhalten oder zu fesseln. „— Wie lange noch, so versiegt meine Lebensquelle, so „verwelkt die Zeit meiner Jugend u. s. w.„ Immer ernsthaft waren seine Lebensstunden vertheilt, — und ganz, ganz widmete er sich dem schweren Regenten-Geschäfte.

1748.

Ein Scherz eines solchen Königs ist doch auch wohl erzählenswerth? — **Friedrich** überraschte seinen Flügeladjudanten den Freiherrn von Lentulus, einen gebohrnen Schweizer, bei seinem Hochzeitfeste mit dem Einfall, durch dreizehn wohlgekleidete Schweizer einen Schweizer-Käse auf den Tisch setzen und ein witziges Hochzeitlied überreichen zu lassen, das er selbst gemacht hatte, und worinn er die alten Vorurtheile der Schweizer sehr sinnreich rügte.

1749.

Da er dieses Jahr Voltairen abermals in seine Dienste einlud, so schickte er ihm zugleich seine Ode an den Krieg, und schrieb dabei unter andern: „Sie müssen „wissen, daß man aus Gründen Krieg führen, daß man „ein Staatsmann aus Pflicht, und ein Weltweiser aus „Vorzug sein kan. Die Menschen sind fast nie in der „Welt auf der Stelle, die sie sich selbst ausgewählt haben „würden. Daher kommts, daß so viele schlechte Schu- „ster, Priester, Minister und Fürsten giebt.„ — In den Briefen an seinen Geist spricht er: „Sagt, daß ich „ohne Ruhmsucht, und gegen den Tadel unempfindlich, „immer die Ruhe meiner Seele bewahrt habe, und daß

„ich

„ich es ganz der Nachwelt überlasse, mit aller Freiheit „über mich ein Urtheil zu fällen.„ — In seiner Vertheidigung der Könige heißt es: „Tausend Obliegenheiten, tausend Arbeiten zerstreuen mich. — Ich bin ein „Galeerensklave, den man an das Staatsschiff gefesselt „und angeschmiedet hat; oder ein Steuermann, der sich „nicht getrauet, das Staatsruder zn verlassen; oder ein „Seemann, der es nicht wagt einzuschlummern.„

Er las in seinem Sanssousci täglich die alten griechischen Schriftsteller, mit denen er schon in seiner Jugend heimlich vertraut worden war. Aus ihnen und aus den Römern bildete er seinen Heldengeist, und aus den Auszügen, die der Herr Graf von Herzberg ihm aus den Archiven lieferte, lernte er die Gerechtsame und das Grundsystem seines Staats immer genauer kennen.

Die Erfüllung seiner Königspflicht war ihm Gewissenssache. An den Kabinetsminister Graf von Podewils schrieb er davon also: „Ihr seht über meine Nachläßigkeit mich erröthen. Der Tod ist Ruhe, und das „Leben Wirksamkeit. Die Zeit, die unaufhörlich dahinfleucht, sollte uns lehren, daß unsre Tage gezählt „sind, und man also nichts aufschieben darf. Bei den

„Haaren muß man die Gelegenheit ergreifen, und beständig seine Tage in Handlungen zubringen. Wir „verlängern unser Leben hinreichend, wenn wir es gut „anwenden, und wenn wir von der Macht, die sich in „unsrer Hand befindet, zum Wohle der Menschen Gebrauch machen. Auf diesem einigen Zwecke müssen „alle unsere Absichten zusammenlaufen, und der Geist „ist unerschöpflich, denn er kan beständig hervorbringen.„ Ist das nicht recht ächt biblisch? —

1750.

Da Friedrich diß Jahr sahe, welche Parthie in Petersburg gegen ihn den Hof einnahm, und wohl erfuhr, daß der Kanzler Bestuchew (s. Seite 256.) an ihrer Spitze stand, so ließ er sich in einer eignen Ode über diese nordischen Unruhen aus. Er schilderte diesen Minister mit ziemlich starken Farben, nud noch lauter redete er von ihm in einem Briefe an die Königin Ulrika, und ganz oft nennte er ihn auch in einem Briefe an den Grafen von Podewils, **das Ungeheuer, dessen schweren Arm Moskau fühlt u. s. w.**

1751.

Aller Genuß und Theilnehmung an den Winterlustbarkeiten in Berlin waren vor ihn verlohren, da er die tödtliche Krankheit des Generallieutenants Grafen von Rothenburgs, seines Lieblings, erfuhr. Er blieb ganze Stunden an seinem Krankenbette sitzen, und auf die Nachricht, daß sein Freund einen neuen Anfall des zurückgetretenen Podagras bekommen hatte, lief er halb angekleidet über die Straße hin zu ihm, ließ ihm die Ader öfnen, und hielt selbst mit eigner Hand den Teller. Da er ihn ohne alle Rettung fand, ging er ganz niedergeschlagen und weinend weg, und hütete etliche Tage das Zimmer.

Nachricht von denen benutzten Büchern.

Auf dem ersten Bogen dieses ersten Theils meiner Volksschrift, vom Leben und Ende Friedrichs des Einzigen, habe ich die Ursachen angezeigt, aus welchen ich nur selten die Schriften anführen wollte, aus denen meine Nachrichten genommen sind. Weil aber doch wohl mancher Leser gern meine Quellen wissen will, so setze ich sie hier zulezt noch hin. Es sind blos die, aus welchen ich zu diesem ersten Theile schöpfen konnte. Der zweite und dritte Theil hat noch seine eigenen, die, so Gott will, daß ich ihn vollenden kan, meinen Lesern auch unverborgen bleiben sollen. Eine solche Nachricht ist ja nicht ein Werk der Erfindung oder des Nachdenkens, sondern sie muß aus schon vorhandenen Schriften geschöpft werden; und nur der Mann, der zunächst um den Monarch war, ihn täglich handeln sah, konnte mehr sagen, als alle bisherige Schriftsteller. Am allersichersten redet gewiß einst Friedrich selbst.

1.) Helden = und Staatsgeschichte Friedrich des 2ten, Frankf. und Leipz. 1758. u. s. w. Neun Bände.

2.) Die Werke des Philosophen in Sanssouci. Von unserm Friedrich selbst.

3.) Denk-

3.) Denkwürdigkeit der brandenburgischen Geschichte. Ebenfals unsers Monarchen Werke.

4.) Von Schlesien, vor und seit dem Jahr 1740.

5.) Hensels Kirchengeschichte von Schlesien.

6.) Anekdoten und Karakterzüge aus dem Leben Friedrichs, 1tes bis 6tes Stück.

7.) Leben und Regierungsgeschichte Friedrichs des Andern, 1ter und 2ter Theil, Leipz. 1786. Ein unvollendetes Werk des verstorbenen Auditeur Seifert in Halle.

8.) Leben Friedrich des Grossen, von Hammersdörfer.

9.) Spuren der göttlichen Vorsehung in dem Leben und Absterben des den preußischen Staaten durch den Tod entrißnen Friedrichs.

10.) Pauli preußische Staatsgeschichte. (Nur wenig gehört daraus hieher.)

11.) Fiebigers in Schlesien gewaltthätig eingeführtes Lutherthum.

12.) Jacobson Schauplaz der Manufakturen, vornemlich in den königlich preußischen Landen.

12.) Das besondre Leben und Karakter des bewunderten und verewigten preußischen Königs.

14) Frie-

14.) Friedrich der Grosse. Versuch eines historischen Gemäldes, im deutschen Merkur. Es ist auch besonders gedruckt.

15.) Militairische Briefe, aus dem Italiänischen übersetzt.

Da habe ich also aus funfzehn grossen und kleinen Schriften die sechzehnte gemacht. Kan es wohl anders seyn? und war's Friedrich nicht werth, daß sein Andenken auch bei der Volksklasse gegründet und erhalten wird, die jene Werke gewiß nicht liest — meist von ihrem Dasein nicht einmal etwas weiß?

Nun noch eine Anmerkung. Ich habe die Angabe vieler Thatsachen, in Absicht der Zeit, wenn sie Friedrich that, sehr verschieden befunden: Habe ich nun damit manchmal nachirren müssen, so bitte ich mir die Nachsicht wiederfahren zu lassen, die mir gewiß jeder gleich zugesteht, der sich erinnert, daß ich die Zeitrechnung zu berichtigen ganz unfähig war. Aus Friedrichs eigenen Schriften kan ichs einst vielleicht nachholen.

Ende des ersten Theils.

Inhalt des ersten Theils.

Seite.

Vorbericht 3
Geburt und jugendliche Erziehung Friedrichs des Einzigen 11
Reisen Friedrichs als Kronprinz 21
Verlobung und Beilager 24
Die Zeit von seiner Vermählung bis zum Antritt seiner Regierung 27
Tod Friedrich Wilhelms, und Uebernahme der Regierung 35
Anstalten zur Einnahme Schlesiens 42
Ansprüche auf Schlesien 46
Erster Krieg- Einmarsch in Schlesien 53
Friedrichs Ankunft in Breslau 59
Ohlau wird erobert 67
Ottmachau wird eingenommen 68
Erste Winterquartiere der Preussen 70
Abermalige Ankunft des Königs in Schlesien 80

Seite.

Eroberung der Vestung Großglogau 82
Schriftwechsel des preußischen und Wiener Hofes 85
Vorgänge bis zur Schlacht bei Mollwiz 88
Erste Schlacht des Königs bei Mollwiz 90
Eroberung der Vestung Brieg 97
Die Zeit bis zum Winter 99
Eroberung der Vestung Neiß 106
Vorgänge im Winter 107
Eröfnung des Feldzugs 1742. 108
Schlacht bei Chotusiz oder Tschaslau 112
Erster Friedensschluß 118
Religionsfreiheit in Schlesien 123
Die Zeit nach dem Frieden bis zu Ende des Jahres 1742. 143
Das Jahr 1743. 151
Das Jahs 1744. 162
Friedrichs zweiter Krieg 170
Der Tod Kaiser Karl VII. 177

Friedrich

Seite.
Friedrich bei seiner Armee, im Frühjahr 1745. 178
Schlacht bei Hohenfriedeberg 179
Folgen des Sieges bei Hohenfriedeberg 185
Schlacht bei Sorr 187
Der Winter nach der Schlacht bei Sorr 192
Schlacht bei Kesselsdorf 196
Zweiter Friedensschluß 200
Wirkungen des Friedensschlußes an einigen europäischen Höfen 210
Friedrich im Genuß des Friedens. Allgemeine Erinnerungen 215
Friedrichs neue Steuereinrichtung 219
Das Jahr 1746. 230
Das Jahr 1747. 236
Das Jahr 1748. 241
Das Jahr 1749. 247
Das Jahr 1750. 254
Das Jahr 1751. 267
Das Jahr 1752. 275

Das

Seite

Das Jahr 1753. 283

Das Jahr 1754. 290

Das Jahr 1755. 295

Zusätze zu dem ersten Theile dieser Volksschrift 305

Nachricht von denen benutzten Büchern 344

Inhalt dieses ersten Theils 347

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Bucquoi, Erdmann Friedrich von, 1751-1823

Leben und Ende Friedrich des Einzigen eine Volksschrift

Bd.: 1

Breslau [1792]

Bor. 305 e-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10014890-8
VD18 90027418